Rolling Stone

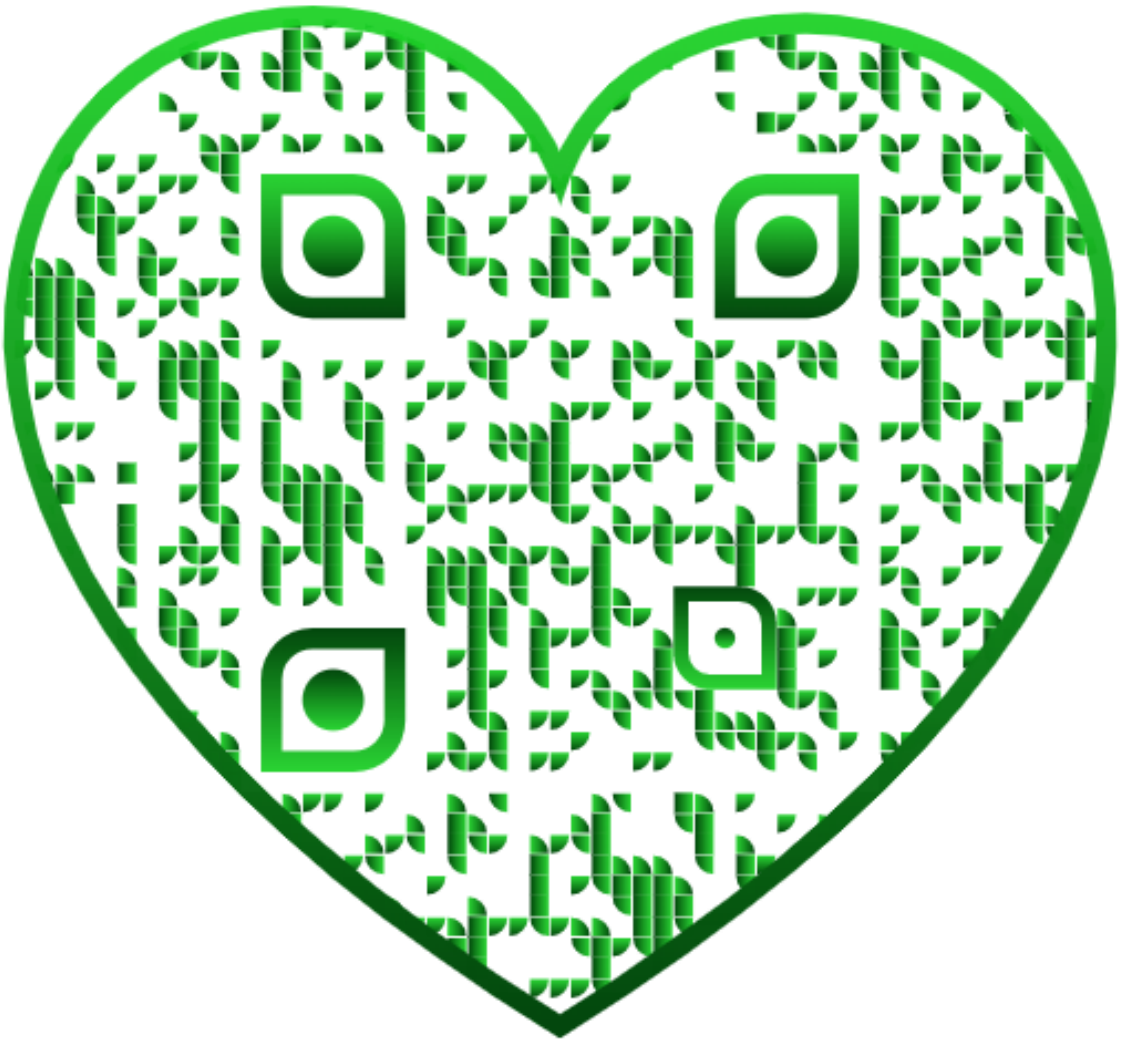
GERMANY

OKTOBER 2023
AUSGABE 348

Elton John

Paradiesvogel des Pop

D: 8,90 € - A: 9,70 € - CH: 15 SFR



Made for live

Neuheit: ROCKSTER AIR 2

Der neue ROCKSTER AIR 2 ist der mobile Event-Bluetooth-Speaker der Spitzenklasse. Entwickelt in Berlin zaubert er mit innovativer Elektroakustik das Maximale an Sound in deine Crowd. Dank multifunktionaler Ausrichtung und vielen Anschlüssen passt er sich jeder Anwendung bestens an. Erfahre mehr auf: **teufel.de**

Teufel

Editorial

Tolles Jahr!

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es gibt Jahre, die einem sofort geschichtsträchtig erscheinen: 1968, 1971, der Popsommer 1982. Und 1973? Aber ja! Vor 50 Jahren erlebte die Pop- und Rockmusik eine neue Blüte, wurden Meisterwerke von Elton John und Roxy Music, von John Cale und Gram Parsons, von Herbie Hancock und Al Green veröffentlicht. Es war das Jahr von *„Dark Side Of The Moon“* und *„Quadrophenia“*, es erschienen die Debüts von Aerosmith und Queen und das erste Hitalbum von Udo Lindenberg. Wir haben 73 Alben aus zehn Genres ausgewählt, die wir Ihnen in dieser Ausgabe vorstellen – und darauf geachtet, dass es nicht bloß die naheliegenden sind. So porträtieren ROLLING-STONE-Autoren *„Yellow Brick Road“* und *„Band On The Run“*, aber auch *„Ooh La La“* von den Faces, *„Tales From Topographic Oceans“* von Yes, das vierte Album der Krautrockgruppe Faust oder das aus vielen Gründen interessante Duett-Album von Diana Ross und Marvin Gaye. Blättern Sie durch unsere 73er-Strecke – vielleicht entdecken auch Sie Perlen, die Sie lange nicht gehört haben oder noch gar nicht kannten.

Im Hier und Jetzt ist Troye Sivan sicher einer der aufregendsten unter den neuen Popstars. Unsere australische Kollegin Poppy Reid hat den queeren Sänger und Songwriter begleitet, der sich ihr im ROLLING STONE mit all seinen Sehnsüchten und Selbstzweifeln offenbart. Mit Selbstzweifeln plagt sich Steven Wilson nicht herum. Jörn Schlüter hat den britischen Produzenten und Musiker getroffen, dessen neues Werk einer Tour de Force durch die unterschiedlichsten Stile der Musik gleicht.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen mit Ihrem ROLLING STONE!

SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

DJ Josi Miller

Das Feiern klappt schon

Mit einer Party feierte der ROLLING STONE seinen Independence Day – und (fast) alle kamen

Ihre Lieblingszeitschrift ist nun unabhängig von Axel Springer. Geschäftsführerin Petra Kalb hat die Anteilsmehrheit gekauft. Der Neustart des Mediahouse Berlin (auch „Musikexpress“ und „Metal Hammer“) wurde groß gefeiert. Mit Gästen aus der Musikszene (von Popsängerin Ava Vegas bis Silly-Gitarrist Uwe Hassbecker) und aus dem Musikbusiness (von Warner-Chefin Doreen Schimk bis Alexandra Falken von Columbia). Sogar Ex-Hertha-Star Michael Preetz und Schauspielerin Marleen Lohse wurden gesichtet. Und während Kreator-Gitarrist Mille Petrozza Freundschaft mit Westbam schloss, drängte sich die Label-Posse (Members of Universal, Beggars, Virgin und City Slang) in trauter Eintracht auf dem Raucherbalkon. Mehr Fotos bei rollingstone.de

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de

Mille Petrozza und Westbam

Plattenfirmen-Gang

FOTOS: SIMON SALZIG (3)

post@rollingstone.de

„Schon ein Blick auf das Cover befeuchtet die Augen, der Anblick ist herzzerreißend. Arne Willanders Story rundet wohltuend ab. Und der RS Guide dieses Mal mit Willy DeVille: Respekt! Eine gelungene Ausgabe."

— Norbert Schiefer

Würdigung

Da kam der Redaktionsschluss wohl zu früh, um dem großen kanadischen Musiker Robbie Robertson noch eine längere Würdigung zuteilwerden zu lassen. Trotzdem schön, dass Arne Willander dem Mann, der „The Night They Drove Old Dixie Down" (und viele andere The-Band-Meisterwerke) geschrieben hat, noch einen wunderbaren Nachruf gewidmet hat! Gänzlich vermisst habe ich einen Text über das Ableben von Sixto Rodriguez.

— Friedrich Pollmanns

Bereicherung

Ohne Eure Zeitschrift wäre mein musikalisches Leben ärmer. Das muss zusammenfassend vorab mal gesagt werden. Was ich aber als besonders bereichernd für mich herausstellen möchte, sind die Musikkritiken von Wolfgang Doebeling in seinen „Kicks" und 45s. Nicht wegen der 33er und 45er, um die geht's mir gar nicht, sondern um die Tatsache, dass mir durch seine Beiträge nun schon sehr lange immer wieder einfach tolle Musik serviert wird. Americana-Frauen zum Beispiel, die gerade mal um die tausend Hörer:innen (Spotify) haben und die es wohl sonst ohne Doebeling nie an meine Ohren geschafft hätten. Danke schön, Wolfgang Doebeling! Und danke auch an Euch als Macher:innen von RS, dass Ihr Raum für solche Musik-„Nischen" gebt!

— Manfred Endebrock

Nostalgiefaktor

Rockmusik schirmt einen als reife Frau zwar nicht gegen die abschätzigen Blicke halbwüchsiger Tankstellen-Kassenkräfte ab, aber sie gibt einem Halt im Alltag, gerade weil sie unter anderem diesen hohen Nostalgiefaktor hat und an Zeiten erinnert, wo das Großstadtleben nicht so abgefuckt und nervtötend war, man im Beruf (bin seit dreißig Jahren Taxifahrerin in HH) nicht ständig runtergemacht wurde, man noch Sex, Reisen und ein Nachtleben hatte. Gerade war ich endlich wieder mal in einem Konzert: Hamburgs dienstälteste AC/DC-Coverband Bon Scott im Logo. Gedruckte Zeitschriften wie der RS informieren immer noch am besten. Google bietet natürlich manchmal eine Ergänzung, kann mir aber die Szene-Bindung nicht vermitteln, die ich brauche.

— Christiane-Angela Blandow

Pionierarbeit

Danke für das Erinnern an Tommi Stumpff! Er stand für ein anderes Düsseldorf. Und es sind nicht viele, die auf eine Zusammenarbeit mit Conny Plank zurückschauen können. Die Genialität der von Plank produzierten *„Knülle im Politbüro"*-LP musste auf Basis von Stumpffs lokaler Geschichtsschreibung von der Musikpresse entweder ignoriert oder negiert werden. Um das Meisterwerk *„Terror II"* zu verstehen, muss man Wagner näherstehen als Dylan. Das von Acid und House inspirierte *„... und so sterbt alle!"* steht als Pionierarbeit zu würdigen noch aus.

— Josef Klumb

Rolling Stone online

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

Mit „Last Exit Schinkenstraße" läuft auf Amazon Prime eine sechsteilige Comedy-Serie von und mit Heinz Strunk (Foto) an. Darin spielt er den erfolglosen Unterhaltungsmusiker Peter, der am Ballermann auf Mallorca die große Karriere machen will. Wir sprechen mit Heinzer über gute und schlechte Songs, das Image Mallorcas – und natürlich über seinen Lebensweg als Musiker, Schriftsteller und Schauspieler im Allgemeinen. +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

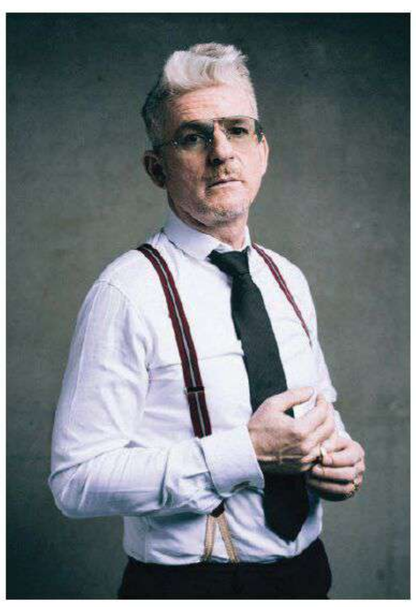


FOTO: DENNIS DIRKSEN

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 27. Oktober 2023

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter:
www.musik-magazine.de

Verkaufspreis: 8,90 Euro inkl. 7% MwSt.
Printabo: jährlich 98,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Abonnement Ausland:
Österreich: 104,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr; Schweiz: 160,00 sfr inkl. MwSt. und Zustellgebühr. Übriges Ausland auf Anfrage.
Bankverbindung:
Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/308 81 88-222, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Laura Giesdorf (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*, Samira Frauwallner (Volontärin)
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Mitarbeiter:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Hella Wittenberg, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: Philipp Beck, Fabian Broicher, Jamal Cazaré, Tobi Müller, Poppy Reid, Stephanie Sommerfeld, Studio Pong

VERLAG
Geschäftsführung: Petra Kalb
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@mediahouse-berlin.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Martin Lippert (Media Impact), martin.lippert@mediaimpact.de Mobil: 0151-15675556
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich) ninja.hansen@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188140
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer (Axel Springer)
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG
Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.
ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Mediahouse Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence
Manager, International Brand Partnerships: Emma Wagner

ROLLING STONE HEADQUARTERS
Chief Executive Officer: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2023 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediahouse Berlin GmbH.

Inhalt

HEFT 348
MUSIK UND MEHR

FOTO: MARCUS COOPER

Troye Sivan

32

1973

Es war das Jahr, in dem Elton John endgültig zum Megastar wurde, das Jahr der Konzeptalben, Rockopern und Meilensteine des Funk und Soul. Und das Jahr, in dem Bruce Springsteen, Queen, Aerosmith und Tom Waits die Bühne betraten. Ein Rückblick in 73 Alben

Von Jens Balzer, Fabian Broicher, Maik Brüggemeyer, Wolfgang Doebeling, Birgit Fuß, Tobi Müller, Robert Rotifer, Arne Willander, Sebastian Zabel und Jürgen Ziemer

44

Troye Sivan

Ein Star wurde geboren – und daraus entstand ein Superstar: Eine Begegnung mit dem australischen Sänger und Schauspieler, der nicht nur die LGBTQ+-Gemeinde zu einem freien und glücklichen Leben inspirieren will

Von Poppy Reid

52

Steven Wilson

Ambient, Prog, Electro und Rock: Steven Wilson versammelt jetzt alle Stile seiner bisherigen Diskografie. Und der britische Musiker und Produzent denkt ungewöhnlich offen über sein Leben nach

Von Jörn Schlüter

56

Jeffrey Lee Pierce

Jeffrey Lee Pierce starb 1996 mit nur 37 Jahren. Das Jeffrey Lee Pierce Sessions Project hat es sich zur Aufgabe gemacht, den legendären Sänger und Songwriter von The Gun Club zu ehren – mit Kollegen wie Dave Gahan und Nick Cave

Von Jörg Feyer

62

Thailands hippe Heiden

Ausgerechnet in Bangkok hat sich eine Subkultur herausgebildet, die für Wikinger und nordeuropäische Mythologie brennt: Sie verehren Odin, haben Thorshammer-Tattoos und lesen aus Runen die Zukunft. Mit völkischer Ideologie haben die jungen Hipster aber nichts am Hut

Von Fabian Peltsch

The Mix

7 **Glen Hansard**
Mit der Musik für „Once“ gewann Glen Hansard einen Oscar. Aber seine Mutter war noch stolzer, als einer seiner Songs über einen Platz im toskanischen Lucca schallte
VON JÖRG FEYER

10 **Ilgen-Nur**
Für ihr zweites Album kehrte die Indie-Rock-Queen an ihren Sehnsuchtsort zurück: den Laurel Canyon
VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

18 **Jenny Owen Youngs**
Nach privaten Wirren und zehn Jahren Songwriting für andere macht Jenny Owen Youngs wieder eigene Musik
VON STEPHANIE SOMMERFELD

HISTORY
24 **Cyndi Lauper**
Vor 40 Jahren erschien *„She's So Unusual“*, das Debüt von Cyndi Lauper – und die Sängerin wurde zu einer feministischen Ikone
VON BIRGIT FUSS

Q&A
27 **Jeff Tweedy**
Der Wilco-Chef über doppelte Lieblingsinstrumente, neue Musik und die überstandene Opioid-Abhängigkeit
VON SIMON VOZICK-LEVINSON

28 **Woods**
Sie waren die Backing-Band auf David Bermans letztem Album – nun haben Woods erstmals wieder neue Songs aufgenommen
VON JAN JEKAL

PLUS
Curt Cress, Anna Hauss, Blush Always und einige mehr

Reviews

MUSIK
69 **Neues von Wilco**
und 89 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **The Band**
Hanns Peter Bushoff und Arne Willander über das Werk von The Band und das Solo-Schaffen der Mitglieder

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„The Exorcist: 50th Anniversary“**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: TERRY O'NEILL / ICONIC IMAGES

Rolling Stone Beach

GERMANY

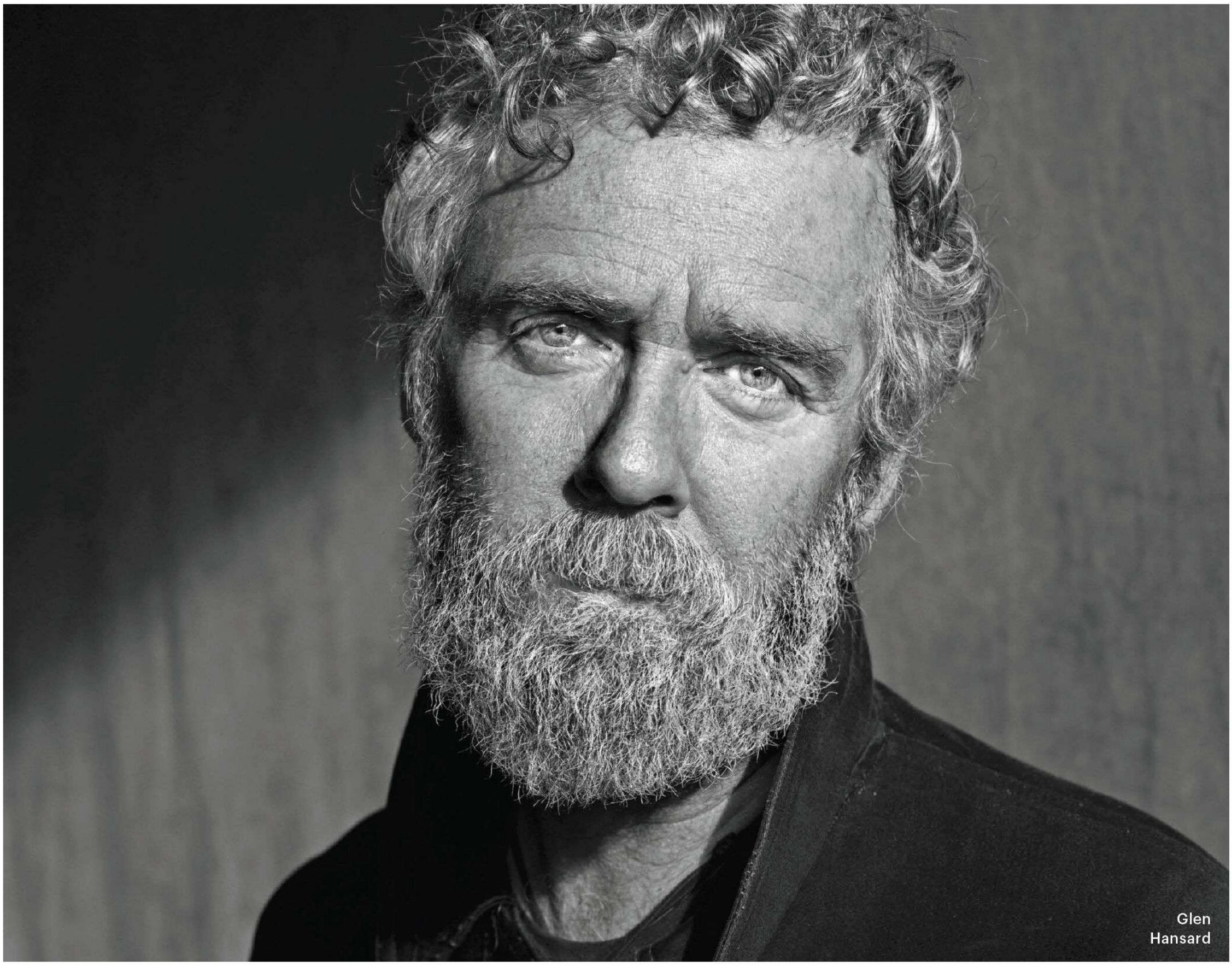
DINOSAUR JR. • THE NOTWIST

LEE FIELDS • BOB MOULD • ANDY FRASCO AND THE U.N. • THE LATHUMS • FEHLFARBEN
CHARLOTTE BRANDI • GOOSE • DIE NERVEN • TRISTAN BRUSCH • SHRED KELLY
WILL BUTLER & SISTER SQUARES • PILLOW QUEENS • COACH PARTY • STEPH STRINGS
GIRL SCOUT • BEEN STELLAR • IDA MAE • MEDIUM BUILD • EWAN MAINWOOD
GIRL AND GIRL • EAGLE AND THE MEN UND VIELE MEHR

ALLE INFOS UND TICKETS UNTER WWW.ROLLINGSTONE-BEACH.DE SOWIE 01806-853 953*
*0,20/ANRUF AUS DEM FESTNETZ, MOBILFUNK MAX. 0,60/ANRUF

10. & 11. NOVEMBER 2023 — WEISSENHÄUSER STRAND

FKP SCORPIO



Glen Hansard

Ein großer Erzähler

FOTO: STEPHAN VAN FLETEREN

KÖNNEN SOLCHE BLAUEN AUGEN, DIE schon 1980 für den Ideal-Klassiker Pate hätten stehen können, kann dieses Leuchten – nein, nicht gleich lügen, aber doch das Erlebte, sagen wir, sehr fantasievoll rekapitulieren? Bestimmt. Aber vielleicht ist Glen Hansard auch nur froh, dass sich größere Magazine noch für ihn interessieren. Man weiß ja nie. Trotz Grammy. Trotz Oscar. Es gibt schlechtere Songs als „Falling Slowly“, um damit älter zu werden. Doch wie sang der heute 53-jährige Ire 2015 in „My Little Ruin“: „Come on our Mr. Sorrow, won't you sing yourself a different song, the melody that made you is now worn out, sing along …“

Mit der Musik für „Once“ gewann Glen Hansard einen Oscar. Aber seine Mutter war noch stolzer, als einer seiner Songs über einen Platz im toskanischen Lucca schallte

Von JÖRG FEYER

Jedenfalls gehört ein Gespräch mit Hansard zu den leichten Übungen in diesem Gewerbe. Kaum ist die Frage gestellt, ein Stichwort gefallen, sprudelt es aus ihm heraus – in einem Garderoben-Kabuff am Nachmittag vor dem Konzert im Hamburger Stadtpark. Es geht zurück zu Chris Blackwell, der ihn mit achtzehn am Telefon unter Vertrag nahm (um dann bald zu gehen und ihn der Ungnade eines A&R-Mannes auszuliefern, der auch schon mal

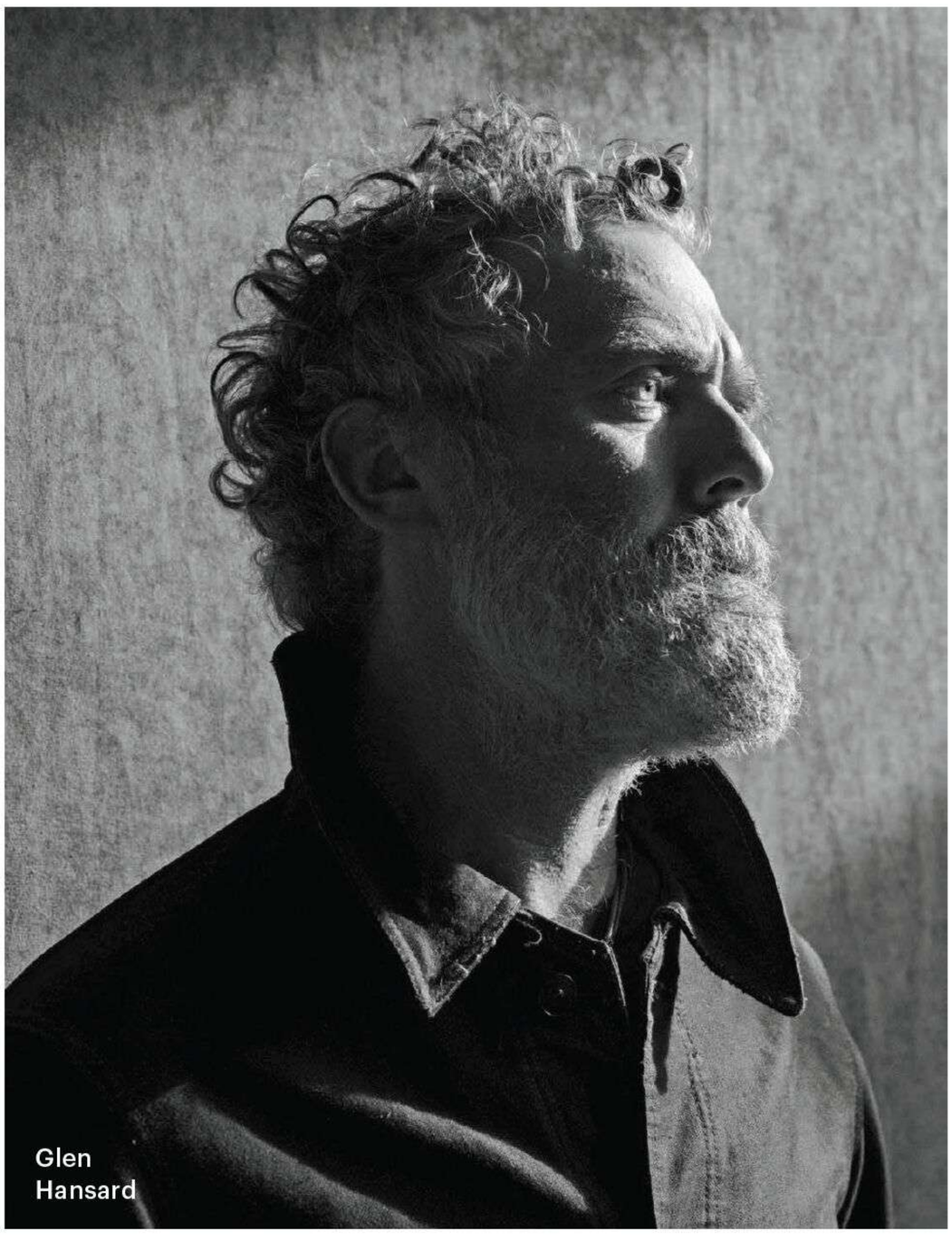
Tapes nach ihm warf). Es geht nach New York, wo Bono von einer illustren Listening-Runde in den Electric Lady Studios immer nur wissen wollte, ob sie ihm abkaufte, was er da sang. Es geht nach Paris, wo Hansard Marianne Faithfull betütern durfte, samt Garnelensalat aus dem berühmten Café um die Ecke, das schon Hemingway bewirtete.

Er schrieb ihr, Marianne, einen Song. Doch „As You Did Before" landete auf dem Soundtrack von „Flag Day". Auf Einladung seines Freundes Eddie Vedder, den er 2007 beim „Oscar Run" für „Once" kennengelernt hatte. Vedder und Regisseur Sean Penn gingen damals mit „Into The Wild" leer aus, auch weil sie den Run nicht mitgemacht hatten. Nun also „Flag Day", 2020 am Anfang der Pandemie, als noch keiner genau wusste, was Sache ist. Eine verzweifelte Chan Marshall (aka Cat Power) singt ihre Tracks an einem Nachmittag ein, weil sie nur noch zurück zu ihrem Sohn nach Florida will. Hansard kann sich einen sehr teuren Flug nach Dublin organisieren, weil er diesen Typen bei Aer Lingus kennt. Man hat kaum den Eindruck, dass Hansard das alles erzählt, um zu renommieren, sondern eher weil er immer noch nicht ganz glauben kann, in welcher Gesellschaft er da gelandet ist. Und weil er halt einfach gern erzählt, ab- und ausschweifend. „Five minutes", sagt Hansard, als der Tourmanager später zum Soundcheck drängt.

Wir sprechen natürlich auch über das neue Album, *„All That Was East Is West Of Me Now"*. Eine geografische Metapher für das Altern – warum nicht. Aufgenommen wurden nur acht Stücke (plus Reprise) vor allem am Comer See, wo die Eltern des Keyboarders ein Haus mit guter Akustik haben. Hansard hat auch noch „ein spirituelles Heim" in Italien, circa dreihundert Kilometer südlich; doch dazu später. Entstanden – im Sinne von geformt – ist die neue Musik aber in der Strawberry Hall, einem Pub am River Liffey, der ins Umland mäandert. Es gibt ein paar Bars da auf dem Weg hinaus aus Dublin. Schon die Dubliners zogen von dort gern promillehaltig in die Welt. Denn nach ersten Sessions hatte Hansard zwar „ein paar Aufnahmen", aber halt kein Album. Das müsse einem „erscheinen, plötzlich auftauchen wie aus dem Nebel". Weshalb nur der Weg an die Basis helfen konnte. Nein, nicht gleich zurück auf die Straße. Aber zumindest in einen Pub. Und in der Strawberry Hall schlägt Hansard eh gern zur Montags-Session auf.

„Also fragte ich den Wirt: Kann ich die fünf Dienstage im November haben? Kein Gig, keine Probe, sondern mit Band neue Songs probieren. Keine Werbung! Nur Stammgäste und Mundpropaganda. Er sagte: Klar, fantastisch! Aber du weißt, dass du demnächst in der National Concert Hall spielst?" Wusste Hansard schon. Man selbst würde gern wissen, warum nicht die öffentliche Ordnung in Gefahr geriet, spätestens am dritten Dienstag. Der, so Hansard, sei zwar voll gewesen, am vierten dann auch mit Schlange am Einlass. Aber in Dublin kümmere es die Leute in einer Bar „erst, wenn man so richtig berühmt ist". Also die Bono-Klasse. Glen Hansard? Ja, macht Musik, hat Erfolg damit. „Falling Slowly", klar. Aber auch: Who cares. Damien Rice schaute ebenfalls noch mit neuen Songs vorbei. Aber der ist ja noch unbekannter.

Trotzdem: Erstaunlich ist schon, dass sich wirklich alle an seine Bitte gehalten haben müssen, nichts in die Welt zu posten. „Schon erstaunlich, ja", nickt Hansard. „Aber die Leute sind auf deiner Seite, wenn du erklärst, worum es geht. Sie saßen, tranken, hörten zu. Und sagten mir hinterher: Was für ein Privileg! Nicht weil *du* es bist, sondern



Glen Hansard

weil wir dabei zuschauen konnten, wie Musiker an ihrer Musik arbeiten." Der letzte Dienstag sei dann „wie ein Fest" gewesen, „weil die Songs ihre Füße gefunden hatten. Sie brauchten einfach Zeugenschaft. Es ging nicht um Zustimmung oder um: ‚Oh, toll, bitte gleich noch mal!' Wenn ich dir jetzt einen neuen Song vorstelle, würde ich ihn auch noch mal anders hören." Auch wenn ich gar nichts dazu sage? „Erst recht wenn du gar nichts dazu sagst! Ich werde meinen Song anders hören, durch den Filter deiner Ohren."

„Songs müssen einfach auftauchen wie aus dem Nebel"

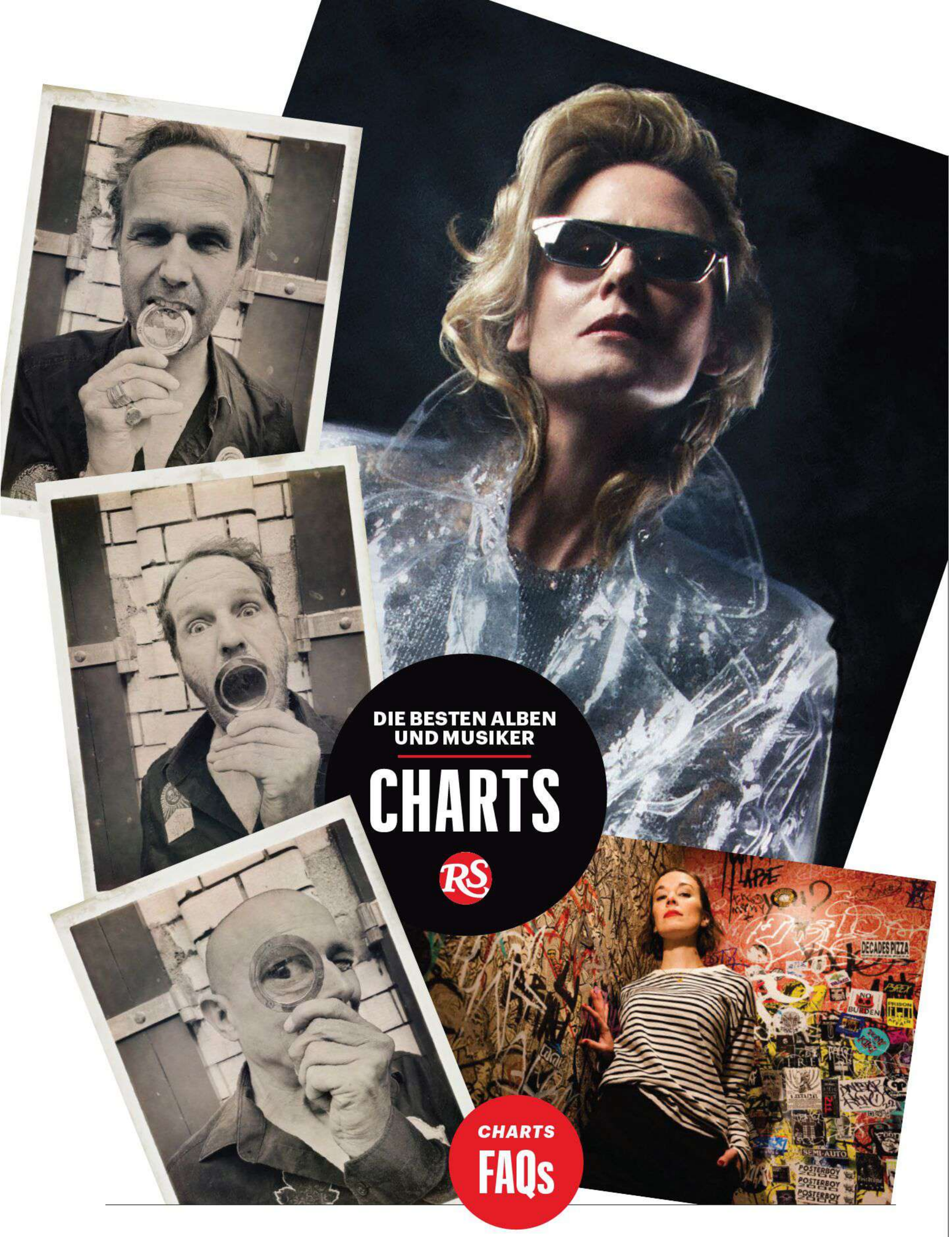
Man stellt sich vor, wie es gewesen wäre, dabei zu sein an einem Dienstag in der Strawberry Hall und zum ersten Mal „Down On Your Knees" zu hören, alte Velvet-Schule und doch wie neu. Noch nicht zu wissen, dass es das stärkste Stück auf seinem fünften Soloalbum sein wird, das konziser ist als der zu experimentellem Schweifen neigende Vorgänger, *„This Wild Willing"*, näher dran an den Frames als alles, was danach kam. Der Song, erzählt Hansard später im Konzert, sei aus einem Traum in und von Berlin geboren. Die ganze Stadt überflutet bis in den siebten Stock. Und er schaue auf einem Berg stehend darauf hinab. Da kann man schon mal auf die Knie gehen.

Die Songsequenz? Ein klarer Fall von „liberation of the deadline", wie Lyle Lovett sagen würde. Hansard wusste nur, dass er die Platte so rausbringen wollte, um noch 2023 touren zu können, „which I really fucking long to do". Saß dann vormittags in diesem New Yorker Café, noch am selben Nachmittag sollte Bob Ludwig mastern. „Ich wollte es nur noch fertigkriegen und dachte: Okay, ‚The Feast Of St. John' ist der wichtigste Song, weil er genau sagt, wo ich gerade stehe. Also der zuerst. Und gleich danach ‚Down On Your Knees'. Und so weiter." Hansard muss nicht betonen, dass ihm alle Songs wichtig sind. Viele haben's ja gar nicht geschafft, weil er nicht wieder „in die Falle tappen" wollte, ein Album zu lang zu machen, nur weil er's halt gerade kann. Außerdem hätte das „wieder Doppelvinyl bedeutet, und das macht mich verrückt".

Ein Fabuliertier wie Glen Hansard – stundenlang könnte man ihm und diesem wunderbaren Akzent lauschen – kann nur bei einer Frau landen, die wenig spricht, aber viel zu sagen hat. Maire Saaritsa ist eine „androgyne" Finnin, die er nach einem Gig in Stockholm kennenlernte. Sie waren lange erst nur befreundet, inzwischen ist sogar ein „baby boy" in ihrer Mitte namens Christy (vermutlich wie in Moore, aber das vergaß ich zu fragen). Saaritsa ist auch für die zumindest lustigste Zeile auf *„All That Was East …"* verantwortlich: „I was all boogie-boogie, till you came along", singt Hansard, bevor in „The Feast Of St. John" die kleine Hölle losbricht. „Es ist aus einem der ersten ihrer Gedichte, das sie mir vorlas. Ich sagte gleich: Bitte, darf ich das irgendwann stehlen? Und sie: Nein, schreib dein eigenes Zeugs!" Er lacht. Sie haben sich dann auf einen Credit verständigt, es gibt noch ein paar andere Zeilen von ihr auf der Platte. Er sei durch sie, glaubt Hansard, „ein besserer Schreiber" geworden. „Sie ist so artikuliert! Wenn sie was sagt, geht das gleich rein."

Und was war jetzt mit dem „spirituellen Heim" in Italien? Nun, das Video zu „The Feast Of St. John" wurde mit zwei Lokalmusikern in Lucca gedreht. Die Stadt in der Toskana sei „tief in meinem Herzen", weil Hansard dort den letzten Urlaub mit seiner Mutter verbrachte, bevor sie an einem Lungenemphysem starb. Als sie da durch Lucca streiften, sei doch tatsächlich ein Hansard-Song über die Piazza Napoleone geschallt. Aus einem Plattenladen. Als sie reingegangen seien, habe der Chef gerade im Bestand gewühlt und dann nur „Oh, it's you" gesagt. René, dem Chef, habe er später gesagt, „wie cool er mich damals aussehen ließ. Nicht mal der Oscar hat meine Mutter so beeindruckt wie dieser Moment, als meine Stimme da plötzlich über der Piazza in Lucca lag."

FOTO: STEPHAN VAN FLETEREN



Geheimnis und Magie

Wachablösung: Wilco rutscht bei den Lesern, während das neue Album bereits Schatten vorauswirft. Ansonsten: Husten, die unverwüstliche Róisín Murphy und Songschreiberin Margaret Glaspy

Während das Pop-Jahr 2023 in die Zielgerade einbiegt, registriert Ihr Chartsbeobachter tektonische Verschiebungen in den Listen. Die bisherigen Kracher geraten ins Rutschen, wobei ein gewisser Wilcoismus in diesem Forum nicht zu leugnen ist.

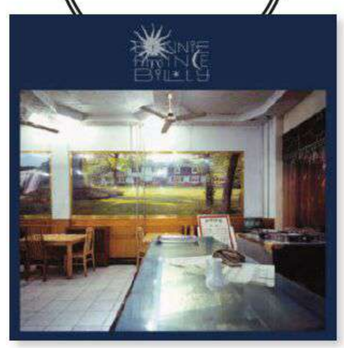
PJ Harvey und Blur konnten *„Cruel Country“* zwar von der Poleposition stupsen, doch da kündigt sich bei den Autoren bereits das neue Opus von Mastermind Jeff Tweedy an. Der Songwriter aus Chicago hat hier einfach einen Stein im Brett. Seine Magie zu entschlüsseln gelingt vielleicht mit seinem Handbuch „How To Write One Song“. Dort heißt es: „Es gibt nur wenige kreative Handlungen, die geheimnisvoller und magischer sind als das Schreiben eines Liedes. Aber was wäre, wenn das Ziel nicht so geheimnisvoll wäre und tatsächlich für jeden erreichbar, der mehr Magie und Kreativität in seinem Leben erleben möchte?“

Eine Art heilige Formel zum Verständnis der Popmusik, die womöglich auch der Weindynastie-Poet Gisbert zu Knyphausen studiert hat, der mit der Supergroup Husten nun nachlegt. Vorabhörer sprechen von einem „großartigen Album“. Womöglich sollten Husten Jeff Tweedy mal auf einen Riesling oder einen Ingwertee einladen.

Wie man über Jahre oben bleibt, zeigen die Rave-Grande-Dame Róisín Murphy (Autoren) und Schock-Altrocker Alice Cooper (Leser). Und über allem schwebt Saitenvirtuosin Margaret Glaspy, mit Kontakten zur feinen Harvard University. **RN**

FOTOS: NICK PATE, HUSTEN (3), EBRU YILDIZ

CHARTS AUTOREN

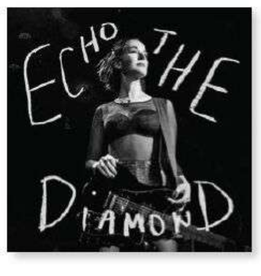


1. **Bonnie „Prince“ Billy**
„Keeping Secrets Will Destroy You“ (4)
2. **Wilco**
„Cousin“ (-)
3. **Margaret Glaspy**
„Echo The Diamond“ (-)
4. **Anohni And The Johnsons**
„My Back Was A Bridge For You To Cross“ (5)
5. **PJ Harvey**
„I Inside The Old Year Dying“ (2)
6. **Ilgen-Nur**
„It’s All Happening“ (-)
7. **Sufjan Stevens**
„Javelin“ (-)
8. **Blur**
„The Ballad Of Darren“ (1)
9. **Pretenders**
„Relentless“ (13)
10. **Róisín Murphy**
„Hit Parade“ (-)
11. **Buck Meek**
„Haunted Mountain“ (-)
12. **Jorja Smith**
„Falling Or Flying“ (-)
13. **Slowdive**
„Everything Is Alive“ (-)
14. **James Blake**
„Playing Robots Into Heaven“ (6)
15. **Romy**
„Mid Air“ (-)
16. **Noel Gallagher’s High Flying Birds**
„Council Skies“ (3)
17. **Fortuna Ehrenfeld**
„Glitzerschwein“ (-)
18. **Jaimie Branch**
„Fly Or Die Fly Or Die Fly Or Die ((World War))“ (-)
19. **Jamila Woods**
„Water Made Us“ (-)
20. **Jonathan Wilson**
„Eat The Worm“ (17)

CHARTS LESER

1. **PJ Harvey**
„I Inside The Old Year Dying“ (5)
2. **Blur**
„The Ballad Of Darren“ (2)
3. **Wilco**
„Cruel Country“ (1)
4. **Element Of Crime**
„Morgens um vier“ (3)
5. **Lucinda Williams**
„Stories From A Rock N Roll Heart“ (7)
6. **Paul Simon**
„Seven Psalms“ (4)
7. **Anohni And The Johnsons**
„My Back Was A Bridge For You To Cross“ (9)
8. **Alice Cooper**
„Road“ (-)
9. **The National**
„First Two Pages Of Frankenstein“ (15)
10. **Bonnie „Prince“ Billy**
„Keeping Secrets Will Destroy You“ (-)
11. **Jessie Ware**
„That! Feels Good!“ (-)
12. **Bruce Springsteen**
„Only The Strong Survive“ (11)
13. **Lana Del Rey**
„Did You Know That There’s A Tunnel Under Ocean Blvd“ (10)
14. **Queens Of The Stone Age**
„In Times New Roman“ (16)
15. **Sparks**
„The Girl Is Crying In Her Latte“ (-)
16. **Jason Isbell And The 400 Unit**
„Weathervanes“ (-)
17. **Depeche Mode**
„Memento Mori“ (6)
18. **Noel Gallagher’s High Flying Birds**
„Council Skies“ (8)
19. **Swans**
„The Beggar“ (-)
20. **My Ugly Clementine**
„The Good Life“ (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN



Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 2. Oktober 2023 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„Echo The Diamond“* von Margaret Glaspy.

Zwischen Berlin und Los Angeles

Für ihr zweites Album reiste Indie-Rock-Königin Ilgen-Nur an ihren Sehnsuchtsort – und wohnte im Songwriter-Viertel des Laurel Canyon

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

DIE RETTERIN DES DEUTSCHEN INDIE-Rock: Als nichts Geringeres wurde Ilgen-Nur gefeiert, als sie 2019 ihr Debütalbum, *„Power Nap“*, veröffentlichte. Damals stand die heute 27-Jährige als Frau mit ihrer lässigen Gitarrenmusik in der Manier von Courtney Barnett oder Phoebe Bridgers noch allein auf der von der deutschen Musikbranche erschlossenen Flur. Mit ihrer EP „No Emotions“ war sie 2017 in die Indie-Szene hineingeschlittert und zur Slacker-Queen ernannt worden, machte Vorband für Tocotronic, hatte Mitglieder von Trümmer in ihrer eigenen Band und in ihrem Management, nahm das Album mit Max Rieger auf, brach ihr Studium in Hamburg ab, wohin sie aus der baden-württembergischen Provinz geflohen war, und zog nach Berlin, an den Ort des Geschehens.

2020 sollte sie dann beim prestigeträchtigen South-by-Southwest-Festival in Austin/Texas auftreten. Sie nutzte die Gelegenheit, besuchte vorher Freunde in Los Angeles und verliebte sich in den Ort. „Ich konnte die Stadt natürlich maximal romantisieren, weil ich mit kalifornischer Musik und Popkultur aufgewachsen bin. Ich habe mich die ganze Zeit wie in einem Film gefühlt.“ Ilgen-Nur wirkt in ihrer abgeklärten Art, als würde nur wenig sie aus der Ruhe bringen, sodass es fast überrascht, wie sehr sie beim Thema Los Angeles ins Schwärmen gerät. „Natürlich ist die Stadt auch unfassbar dark und schwer zu greifen, aber sie ist ein Ort, an dem ich mich sehr frei gefühlt habe, wo ich wieder etwas gefunden habe, das mich antreibt und inspiriert.“ Als das SXSW schließlich wegen der sich ausbreitenden Corona-Pandemie abgesagt wurde, blieb Ilgen-Nur so lange in L.A. wie möglich. Sie nahm einen der letzten Flieger zurück nach Deutschland.

Es sollten zwei Jahre vergehen, bis sie endlich an ihren Sehnsuchtsort zurückkehren konnte. „Ich wollte auch unbedingt zurück, um mit meinem zweiten Album weiterzukommen. Während der Pandemie habe ich erst ganz viele Songs geschrieben, dann gar keine mehr. Dann alle Demos für scheiße befunden, sie in den Papierkorb verschoben und noch mal von vorne angefangen.“ Sie bekam ein Stipendium von der Fördereinrichtung Musicboard Berlin, doch in der für die Stipendiaten vorgesehenen Unterkunft, der Villa Aurora, konnte sie wegen der immer noch anhaltenden Pandemie nicht bleiben. Das kam Ilgen-Nur aber ganz gelegen, weil sie sich so eine Wohnmöglichkeit im legendären Laurel Canyon suchen konnte. Alles roch nach Eukalyptus, manchmal sah sie Father John Misty, der in derselben Straße wohnte, das nächste Geschäft, in dem man etwas kaufen konnte, war der Canyon Country Store, in dessen Lagerraum Mama Cass einst hauste.

Und wie sollte es anders sein: Ilgen-Nur tauchte musikalisch tief in den klassischen 70er-Jahre-Sound des Laurel Canyon ein – Neil Young, Carole King, Karen Dalton –, dessen Einfluss man unschwer auf ihrer neuen Platte, *„It's All Happening“*, hört. „Ich habe nicht versucht, Joni Mitchell neu zu erfinden. Aber ich habe in den vergangenen Jahren meine Liebe für folkige Sachen entdeckt und wollte auch diesmal ein Album machen, das ich selbst gerne hören würde. Dementsprechend ist die neue Platte schon sehr anders als *‚Power Nap‘*: bisschen mehr laidback, bisschen weg von dieser Indie-Rock-Sache, mehr zu mir und zum Songwriting zurück, sodass das Album ein bisschen mehr meine innere Welt nach außen trägt.“

Das Cover von *„Power Nap“* zeigte Ilgen-Nur in ihrem WG-Zimmer, auf ihrem zerwühlten Bett sitzend, per Selbstauslöser aufgenommen, die Außenwelt drang nur als warmes Licht durchs Fenster. Das Coverfoto für *„It's All Happening“* hat sie mit einer Freundin zwischen den zerklüfteten Felsen am Matador-Strand von Malibu aufgenommen. Während die Songs auf ihrem Debüt noch oft auf (Tag-)Träumen beruhten, erzählen die Lieder jetzt von Geschichten und Situationen, die Ilgen-Nur tatsächlich erlebt hat. „Natürlich sind es manchmal abstrakte Versionen der Realität. Aber *‚It's All Happening‘* ist textlich sehr viel ehrlicher als das letzte Album.“ Ilgen-Nur ist draußen in der Wirklichkeit – kein Versteckspiel mehr in der eigenen Gedankenwelt.

Davon erzählt auch der Albumtitel. Ein Spruch, der ihr in den USA oft auf dahingesagte Weise begegnet ist, mit dem sie sich aber auch selbst daran erinnert hat, dass das alles gerade wirklich passiert. Das Leben passiert, es passiert im Augenblick und die ganze Zeit. „In L.A. habe ich viel weniger an meinem Handy gechillt, ich war viel mehr draußen und in der Natur, viel mehr im echten Moment. Natürlich auch weil es so viel zu entdecken gab. In Berlin stecke ich dagegen einfach in meinem Alltag.“

Diese Dualität spiegelt sich auch in den Songs wider, die man inhaltlich danach aufteilen kann, ob sie in Berlin (Selbst- und Sinnsuche) oder Los Angeles (gestillte Sehnsucht) entstanden sind. Ilgen-Nurs Stücke sind immer noch melancholisch, aber nicht mehr düster. Vor allem in den L.A.-Songs, wie „Purple Moon“, „Lookout Mountain“ oder „Red Rock Road“ spürt man die Wärme der kalifornischen Sonne, die Gitarren sind weicher, ein Klavier nimmt sich Zeit. In den Musikvideos teilt die Musikerin sich die Hauptrolle mit Palmen, Meer und verschlungenen, grün gesäumten Straßen des Laurel Canyon. „In einigen Songs auf der Platte geht es darum, dass ich sehr glücklich bin und dass ich das genieße und festhalten möchte, aber dass es sich auch irgendwie fremd anfühlt. Als ich angefangen habe, für das Album zu schreiben, hatte ich sehr viele saure und wütende Songs als Demos. Aber ich hatte keine Lust, dass das so eine Depri-Platte wird – das bin ich einfach nicht mehr.“

Schließlich erfüllt sie sich den Traum, die Platte in Los Angeles aufzunehmen. „Ich wollte herausfinden, was für eine Soundwelt ich kreiere, wenn ich mir selbst noch mehr Gedanken zum Arrangement mache und mit anderen Leute zusammenarbeite.“ Jetzt also ein Studio in L.A., als Produzent Jon Joseph. Ihr neuer Gitarrist, Max Barth, kommt für die Aufnahmen, ansonsten arbeitet sie mit Session-Musikern. „Erst war ich skeptisch, meine Musik mit Leuten aufzunehmen, die ich nicht kenne. Aber das sind einfach so krasse Profis, nach zwei Takes hat man den Song im Kasten – und er ist perfekt.“ Nichts mehr mit Slacker-Queen.

Trivia

LABEL

Wie schon ihr Debüt veröffentlicht Ilgen-Nur *„It's All Happening“* auf ihrem eigenen Label. Natürlich würde sie sich über einen Plattenvertrag freuen. Aber sie will auch zu ihren eigenen Bedingungen Musik machen.

AUTO

„Sweet Thing“ ist ein Liebeslied für den alten weißen Mercedes, den Ilgen-Nur für 1500 Dollar gekauft hat, ohne den sie in L.A. aufgeschmissen gewesen wäre und der ihr einige unterhaltsame Mechaniker-Begegnungen beschert hat.

AMERIKANISCHE FREUNDLICHKEIT

Natürlich sind Ilgen-Nur in L.A. auch „verrückte“ Leute begegnet, aber vor allem seien die Menschen herzlich und hilfsbereit gewesen. Ein Hauch von Hippie-Erbe weht noch heute durch den Laurel Canyon.

FOTO: SARAH ALIKHAN

Ilgen-Nur

AM BESTEN FÜR

WERBEAGENTUR

Triangle AIO 3

Schickdesign aus Skandinavien. Die AIO 3 ist ein gelungener Mix aus Leistung und Größe. Der variable Speaker ist konzipiert für mittelgroße Räume. Via App lässt sich ein Netzwerk erstellen, das auf zwölf Geräte über mehrere Räume wachsen kann. Zwei Hoch- und zwei Mittel-/Tieftöner.

399 Euro **TRIANGLEHIFI.COM**

Unser herbstliches Bouquet aus Speakern der neuen Generation – mit und ohne Netzwerk-Funktion. Für Hütten und Paläste. Die Hersteller setzen dabeiauf Flexibilität, verbessern Klang und Features. WLAN-Technik, neuester Stand

Von RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

ALTBAUWOHNZIMMER

Sennheiser Ambeo Mini

Auf der IFA 2023 haben die Hannoveraner ihre Neuzugänge im Soundbar-Portfolio präsentiert: Der Mini kommt als Kompaktversion, die mit sattem Klang und einer speziellen Soundtechnik in kleinen Räumen 3-D-Akustik möglich macht. Ein perfekter Mix aus Features und Größe.

799 Euro **SENNHEISER.COM**

AM BESTEN FÜR

PENTHOUSE

Sonos Move 2

Die WLAN-Speaker-Pioniere aus Kalifornien möbeln ihren Klassiker auf: Längere Akku-Laufzeit, mit nun 24 Stunden. Dazu ein Upgrade beim Sound: Stereoeffekt durch zwei Hochtöner. Automatisches „Trueplay“ passt den Klang an den Raum an, sobald man den Lautsprecher umstellt.

499 Euro **SONOS.COM**

AM BESTEN FÜR

ARCHITEKTENBÜRO

Braun LE02

Die Design-Legende aus Kronberg im Taunus, heute hergestellt von den Radio-Spezialisten Pure, kommt als Retroversion für Edel-Streaming. Leistungsstark mit hohem Dynamikbereich. Die Bässe harmonieren mit den beiden BMR-Hochtönern zu einem ausgewogenen Klang.

599 Euro **BRAUN-AUDIO.COM**

AM BESTEN FÜR

STUDENTENBUDE

Yamaha True X 1A

Unter dem knuffigen Slogan „Musik ist Leben” lässt sich der X 1A als Surround-Systemkomponente oder einzeln als tragbarer Bluetooth-Speaker nutzen. Ein Druck auf die Solo-Taste des 10-cm-Kraftpakets genügt, und der Sound folgt dem Hörer. Flexibel und wiederaufladbar.

169 Euro **DE.YAMAHA.COM**

Meister des Grooves

Er spielte mit Udo Lindenberg, Falco und Freddie Mercury – nun blickt Curt Cress in „Drumtalk“ zurück

Von JAN JEKAL

ES WAR IN WIEN, IN Vienna, wo er alles tat: Mai 1985, Falco ist on top of the world, hat gerade „Rock Me Amadeus“ herausgebracht. Er tritt bei den Festwochen in seiner Heimatstadt auf – man kann es auf YouTube sehen: imperial, triumphal, ein Künstler auf der Höhe seiner Kunst. „Wenn du so einen Sänger hast, der alles zum Kochen bringt …“, schwärmt Falcos Drummer Curt Cress fast vierzig Jahre später. „Der war nicht nur ein geiler Sänger, der hatte auch tierisches Timing.“ Falco, jazzgeschult, brauchte keinen Metronom-Drummer, der penibel den Takt hielt, er wollte einen kreativen, intuitiven Musiker, einen Ebenbürtigen. Man sieht es in den Aufnahmen dieser Zeit: Der Stakkato-Sänger Falco und der Groove-Meister Cress spielen lustvoll und energetisch zusammen, ihr Flow ist fantastisch und ansteckend. „Da war nichts irgendwie ‚Oh, ich muss hier den Song erfüllen und vorsichtig sein‘. Ich hab gespielt, was ich wollte, und der Typ nagelt da drüber mit dieser Stimme.“ Cress denkt gern daran zurück. „Das Spielen war sehr frei. So etwas Schönes darf man gar nicht so oft erleben.“

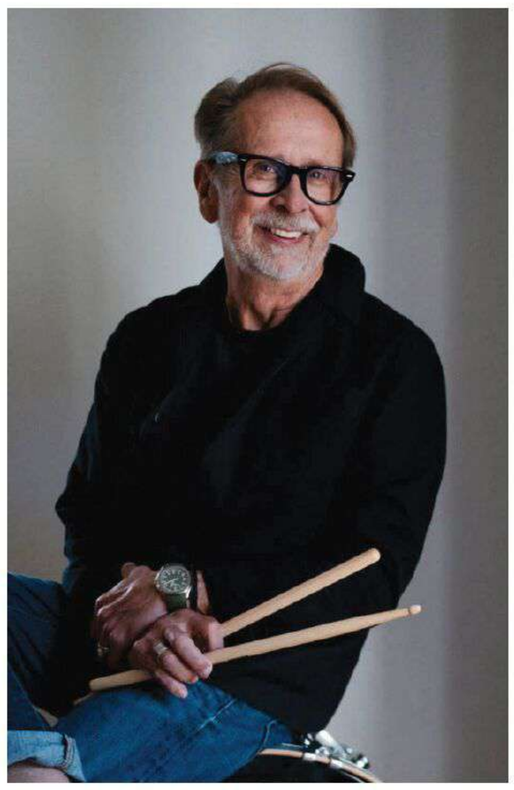


FOTO: LAURO CRESS

> „Wenn du so einen Sänger hast! Falco war nicht nur ein geiler Sänger, er hatte auch tierisches Timing“

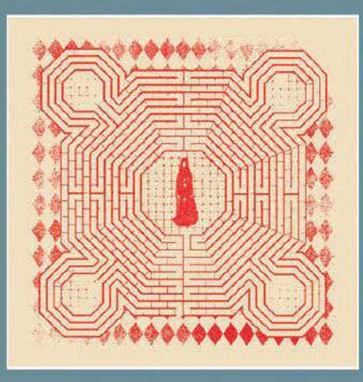
Noch heute fragen ihn viele, wie er diese Sounds hinbekommen habe, gerade auch im Studio mit Falco. „*Junge Römer*“! Es sei eigentlich nichts Besonderes, sagt er. „Schlagzeug hinstellen. Mikro dran und spielen. Wurde nicht viel dran gefummelt.“ Das ist alles? „Du brauchst einen Tonmeister, der Ohren hat, und Mikrofone, die funktionieren.“ Ach so. „Du musst halt einen coolen Groove haben. Und dann geht das.“

Cress, 1952 in Hessen geboren, gehörte einige Jahrzehnte zu den großen deutschen Session- und Live-Drummern. Er ist, nach eigenen Angaben, auf 12.000 Aufnahmen zu hören. Rio Reisers „Junimond“, Freddie Mercurys Soloalbum „*Mr. Bad Guy*“, Udo Lindenbergs Jahre 1976 bis 1979, die Jazz-Fusion-Platten von Klaus Doldingers Passport. Manchmal war er auch, wie er es nennt, „Verpackungskünstler“: „Dann ist das Stück eigentlich scheiße und wird nur toll verpackt.“ Klang eine Platte tot, rief man ihn an, um ihr Leben zu geben. Zurzeit ist Cress auf Tour, veranstaltet sogenannte Drumtalks, zeigt Videos von früher, spielt alte Grooves, erzählt von den vielen Leuten, denen er begegnet ist. „Die Idee ist, den Leuten mal von der Karriere eines Schlagzeugers zu erzählen. Wie man da so durchs Leben geht, was da alles passiert.“

Das Spielen lernte er durchs Spielen. Mit Freunden schleppte er Hammondorgeln in Bierkeller, bei Eiseskälte, um zu üben. „Du musstest die ganze Zeit spielen, sonst frorst du ein.“ So lernt man ein Instrument. Unterricht hat er nur ein einziges Mal genommen, mit fünfzehn, einen Tag lang. Da verdiente er sein Geld schon damit, auf Platten zu trommeln. Allein zu spielen interessierte ihn nie. Es ging immer um die Band, um Energie, um das, was entsteht, wenn Gitarre, Bass und Schlagzeug in einem Raum ins Schwingen kommen. Deswegen sieht er auch die heutigen jungen Virtuosen auf YouTube, die allein in ihren Proberäumen die kompliziertesten Beats spielen, mit einer gewissen Skepsis. „Mein Rat an junge Musiker: Sucht euch Jungs und Mädels, mit denen ihr spielen könnt, mit denen ihr gemeinsam Musik machen könnt.“ Was die Kids von heute können, sei zwar Wahnsinn. „Aber wenn sie dann in einer Band spielen, gehen sie den anderen nur auf die Nerven.“

Cress spielte als junger Mann in Army-Clubs, mit schwarzen Musikern, er entdeckte James Brown und Wilson Pickett und Sam & Dave. Es gab nicht viele Drummer im Westdeutschland der frühen Siebziger, die diese Einflüsse hatten, und noch weniger, die solche Grooves überzeugend spielen konnten: nach vorn, over the edge, dynamisch. Er hörte damals eine Platte von Passport, deren Drummer war für ihn der beste überhaupt. Er las den Namen auf der Schallplatte: Udo Lindenberg. Ein paar Jahre später lud Lindenberg ihn ins Panik-Orchester ein. „Er ist einer meiner Lieblingskünstler überhaupt“, sagt Cress. „Auch als Person. Wir kennen uns jetzt seit fünfzig Jahren. Wenn wir uns sehen, sagen wir: Du und ich, guck mal. Wir leben immer noch.“

We Deliver
THE GOODS

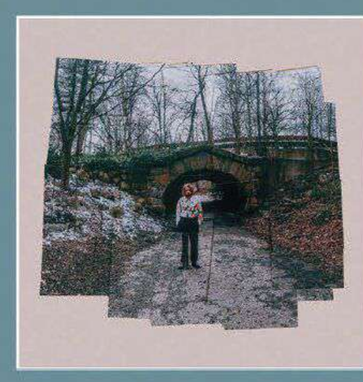


slowdive
everything is alive
LP/CD/MC (Dead Oceans)

mitski
The Land Is Inhospitable and So Are We
LP/CD/MC (Dead Oceans)

Jamila Woods
Water Made Us
LP/CD/MC (Jagjaguwar)

the MOUNTAIN GOATS
Jenny From Thebes
LP/CD (Merge)



KEVIN MORBY
More Photographs (A Continuum)
LP (Dead Oceans)

CARGO RECORDS
cargo-records.de
cargorecordsgermany
cargorecords

Low Cut Connie

Lou Reed hätte ihn gemocht

Der Songwriter Adam Weiner alias Low Cut Connie hebelt traditionelle Geschlechterrollen aus

Von FRANK THIESSIES

ADAM WEINER, DIE PERSON HINTER dem Bandprojekt Low Cut Connie, ist ein besonnener Mensch, der sich im Gespräch ganz anders geriert als der unterbehemdete Rock'n'Roll-Derwisch seiner Live-Shows. Einen Tumbler mit nüchternem Ginger Ale vor sich, diniert der Mittvierziger in einem Berliner Szene-Hotel und lässt zur Vorspeise auch die turbulenten letzten Jahre Revue passieren. So hat er in der pandemiebedingten Bühnenpause neben dem Album *„Private Lives"* auch ein erfolgreiches Wohnzimmer-Streaming-Format namens „Tough Cookies" aus der Taufe gehoben, in dem er Talks mit Künstlern wie Dion oder Frankie Valli mit musikalischen Tributes für Prince oder die Rapperin Cardi B fusioniert. Über 100 Folgen und 75 Interviews später wundert es nicht, dass diese neuen Erfahrungen einen entscheidenden Einfluss auf das siebte Low-Cut-Connie-Album, *„Art Dealers"*, hatten. „In den zwei Jahren auf Sendung habe ich gelernt, dass meine Fans mit mir mitgehen, egal ob ich ein langsames Lied, ein ernsthaftes oder ein verrücktes spiele."

Das musikalische Spektrum auf *„Art Dealers"* reicht von Ronettes-Doo-Wop bis zu filmisch angehauchten Epen der alten Billy-Joel-Schule, und Low Cut Connies Sound entspringt ohnehin dem klassischen Rock-and-Roll-Fundus. Doch Weiner sieht sich nicht der bloßen Reproduktion verpflichtet. Vielmehr versteht er sein Schaffen als in einer retroprogressiven Tradition stehend und damit als nicht unähnlich dem der Rolling Stones, etwa als sie in den Siebzigern auf Alben wie *„Exile On Main St."* ihre Liebe zu Chuck Berry in den damaligen Zeitgeist gehievt haben.

In unserer Gegenwart hingegen hebelt Weiner in einem Stück wie „Wonderful Boy" bewusst etablierte Geschlechterrollen-Perspektiven aus. Dabei kamen dem Singer-Songwriter beim Finden neuer (stimmlicher) Ausdrucksformen seine Lehrjahre als Gay-Bar-Pianist Ladyfingers und seine freundschaftlichen Verbindungen zur Trans- und Dragkünstler-Szene zugute. „Es gibt einen Song, den ich

„Später werde ich Alleinunterhalter in einer Cocktailbar"

sehr liebe: ‚Any Other Way'. Er stammt aus den frühen Sechzigern und ist von der afroamerikanischen Soul-Sängerin Jackie Shane. Sie war ein gebürtiger Mann, der sein Alltagsleben als Frau geführt hat. Auf der Bühne jedoch trat Shane im Smoking als Mann auf. Das Publikum dachte also, es sähe einen weiblichen Crossdresser. Dabei hatte es in Wirklichkeit einen männlichen Crossdresser vor sich, der wiederum überspitzt die Rolle eines Mannes darstellte", reflektiert Weiner. „Die Grenzen bei jenem Lied verlaufen jedenfalls stimmlich und perspektivisch fließend. In diese Bereiche wollte ich auch vorstoßen."

An anderer Stelle setzt sich der singende Pianist mit aktuellen US-amerikanischen Albtraum-Szenarien wie zunehmend faschistoiden („Whips And Chains") oder antisemitischen Tendenzen („King Of The Jews") auseinander. Dabei ist *„Art Dealers"*, von dem Weiner überzeugt ist, sein großes Jugend-Idol Lou Reed hätte es gemocht, auch ein typisches New-York-Album. Und zwar eines, das keinen Hehl daraus macht, dass alle großen Künstler der Stadt eben nicht direkt aus ihr, sondern – wie auch Adam Weiner selbst – aus der geografisch vorgelagerten Peripherie stammen.

Als im Süden New Jerseys Aufgewachsener und inzwischen in Philadelphia Sesshafter hat es der Klavierkünstler recht weit gebracht, vor allem auch auf der multimedialen Ebene. Neben der erwähnten Radio-Show steht die Zukunft zudem im Zeichen seines parallel zu *„Art Dealers"* entstandenen gleichnamigen Konzert-Dokumentarfilms, der sich „Stop Making Sense" von den Talking Heads genauso zum Vorbild genommen hat wie den 90er-Jahre-Ballroom-Culture-Dokumentarfilm „Paris brennt". Dass für das perfekte Portfolio als Boheme-Rocker nur noch ein Buch und ein Theaterstück oder ein Musical am Broadway fehlen, weiß auch Weiner. Wobei es ihn zu beiden derzeit noch nicht wirklich drängt.

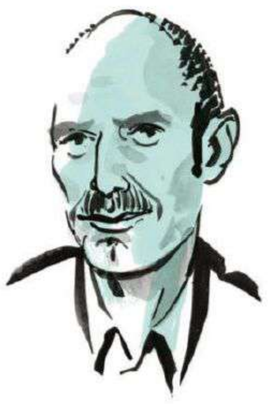
Lediglich den Abspann-Ort seines Lebensabends als Künstler sieht er schon jetzt konkret vor Augen: Atlantic City. „Es ist wie Las Vegas – nur ohne Sachen für Kinder. Ziemlich schäbig und abgehalftert. Ich bin gerne dort, und eines Tages werde ich wohl auch dort enden: als Alleinunterhalter-Inventar einer Cocktailbar", sagt Weiner und grinst verschmitzt.

FOTO: SHERVIN LAINEZ

Würdelos und Spaß dabei

„Ich musste etwas machen“: Aquafitness-Erfahrungen mit Just-do-it-Sarah, Schweinehundüberwindungsmusik und Schwimmnudeln

„Just do it“ steht in Glitzerschrift auf Sarahs schwarzem Tanktop. Sie springt mit weit ausgestreckten Armen am Beckenrand auf und ab, Schaumstoffhanteln in beiden Händen, und reckt abwechselnd das linke und das rechte Bein in Richtung der jeweils entgegengesetzten Hantel. Zu ihren Füßen im Becken: zwanzig mehr oder weniger unsportliche Menschen – überwiegend ältere Damen, aber auch ein, zwei Herren –, die sich nach Leibeskräften mühen, es Sarah nachzutun. Ich bin einer der Herren und Sarah ist meine Aquafitness-Trainerin.



ERIC PFEIL

FÜHRT POP-TAGEBUCH

Irgendwann war es einfach so weit und „ich musste etwas machen“, wie man in Kreisen von sportfern aufgewachsenen Menschen mit Hang zur Willensschwäche sagt. Dreimal pro Woche springe ich jetzt mit Schaumstoffhanteln und anderen Requisiten im Wasser herum, und solange ich mir selbst nicht dabei zusehen muss, ist das auch in Ordnung. Die berechtigte Frage „Warum um Himmels willen Aquafitness?“ sei mit dem Verweis darauf beantwortet, dass alles andere noch entsetzlicher wäre. Überwindung kostet mich allenfalls das Drumherum: Das Schwimmbecken gehört zu einem Fitnessstudio, in dem alles genau so ist wie in den Fitnessstudios, die ich aus meinen Albträumen kenne. Vor allem die Herrenumkleide ist ein Hort des Grauens: zu viel verschwitzter Mann auf engstem Raum, Körper in Konkurrenz, Testosteron am Limit. Ich verfahre nach dem bewährten Prinzip „Augen zu und durch“.

„Ihr macht das nur für euch!“, brüllt Sarah in ihr Headset und motiviert uns, das Tempo unseres Herumhampelns im Wasser zu erhöhen. Zu ihrem Anfeuerungsrepertoire zählen außerdem die Phrasen „Bauchnabel einziehen!“, „Ich will eure Füße sehen!“ und „Mehr! Mehr! Mehr!“. Das alles wäre nicht der Berichterstattung wert, wenn bei der Aquafitness keine Musik liefe. Aber natürlich läuft hier Musik, in Fitnessstudios läuft immer Musik. Schweinehundüberwindungsmusik. Bootcamp-Geballer. Just-do-it-Pop. Im Fall meines Aquafitnesskurses wird von Sarah jedes Mal dieselbe Playlist abgefeuert.

Ich habe heimlich nachgeschaut: Sie heißt „Best of Aerobic & Cardio 80s Workout Mix“ oder so ähnlich und enthält grotesk beschleunigte Versionen beliebter Stimmungshits wie „Every Breath You Take“ von The Police, „Go West“ von den Pet Shop Boys, „Because The Night“ von Patti Smith/Bruce Springsteen und „Human“ von den Killers. Dass die meisten der Lieder nicht aus den Achtzigern stammen, ist dabei völlig unerheblich, schließlich sind immer irgendwie die 80er-Jahre. Entscheidend ist, dass die Versionen allesamt klingen, als handele es sich um das Vollplayback einer auf der Stadtfestbühne von Wermelskirchen herumhüpfenden Eurodisco-Coverband, deren Mitglieder vorher geschlossen das Seminar „Würdelos und Spaß dabei“ besucht haben.

Apropos „würdelos“: Manchmal legen wir die Schaumstoffhanteln auch beiseite und greifen zur Schwimmnudel. Ich habe mich beim unsachgemäßen Herumhantieren mit diesem Gebilde schon ein paarmal so unglücklich verdreht, dass ich fürchtete, man müsste mich vor dem Rest des Kurses mühsam wieder entknoten. Es wird aber langsam besser. „WHOU!“, jauchzt Sarah, wenn wir venusartig auf den Dingern im Wasser herumhoppeln. Sie klingt dann ein wenig wie die Nervensägen, die auf Konzerten ihr Lieblingslied erkannt haben und jeden wissen lassen müssen, *dass* sie es erkannt haben. Bei Sarah ist dieses „WHOU!“ aber sehr motivierend, das muss ich zugeben.

Am Schluss, zum Lockern und Dehnen, wechselt Sarah zur Balladen-Playlist, die ausnahmslos Hotelbar-Versionen beliebter Schleimballaden bereithält. Ich mag die Eurodisco-Peitsche vorher aber deutlich lieber, schlicht und ergreifend weil man sich beim Herumzappeln zu diesen 160-bpm-Versionen allzu große Abscheu im Grunde gar nicht leisten kann, ohne so sehr aus dem Tritt zu geraten, dass man vor Schreck das halbe Beckenwasser verschluckt.

Werde ich durchhalten? Und wenn ja, wie lange? Die Gefahr ist groß, dass es läuft wie immer: Nach einer Phase suchtartigen Übertreibens gewinnt die süße Trägheit wieder die Oberhand.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

FOTO: DPA

Auf zum Strand!

Kaum eine Band fängt momentan die Stimmung in Deutschland (oder zumindest die der Leute, denen nicht alles ganz egal ist) so gut ein wie Die Nerven (Foto). Und deshalb freuen wir uns besonders, dass die Stuttgarter Post-Punk-Band beim diesjährigen ROLLING STONE Beach (10./11. November) dabei ist, ebenso wie die Indie-Institution The Notwist, die famosen Songwriter Tristan Brusch und Charlotte Brandi und die legendären Fehlfarben. Da wird es die internationale Konkurrenz nicht leicht haben – aber sie besteht immerhin aus Dinosaur Jr., Bob Mould, Will Butler + Sister Squares, Lee Fields, Ida Mae und vielen mehr. Das Hauptproblem wird also eher sein, wann man an diesen zwei gewaltigen Tagen am Weissenhäuser Strand noch Zeit für einen Spaziergang am Meer hat. Tickets gibt es noch unter rollingstone-beach.de.

Lawinenunglück

Nach privaten Wirren und zehn Jahren Songwriting für andere Künstler hat Jenny Owen Youngs eine neue Platte aufgenommen

Von STEPHANIE SOMMERFELD

SIE WAR EINE FRÜHSTARTERIN. AUFGEwachsen mit der Musik der Cranberries, von Nirvana, Green Day und Elliott Smith, begann Jenny Owen Youngs mit dreizehn, Gitarre zu spielen und erste Songs zu schreiben. Anschließend besuchte sie die State University of New York at Purchase und machte ihren Abschluss in Pop-Rock-Komposition. Dort nahm sie auch ihre erste Platte mit dem Kommilitonen und späteren Filmmusikkomponisten Dan Romer auf. Kurz darauf erschien ihr Debüt, *„Batten The Hatches“*, von dem der Song „Fuck Was I“ in der Serie „Weeds“ verwendet wurde. Zwei Jahre später veröffentlichte sie ihr zweites Album, *„Transmitter Failure“*, und begleitete Regina Spektor auf ihrer Tour durch die USA und Europa. 2012 folgte *„An Unwavering Band Of Light“*.

Nun erscheint ihre vierte Platte, *„Avalanche“*, die ernster und reifer wirkt. Kein Wunder, denn seit der letzten sind elf turbulente Jahre vergangen, in denen Youngs sich sowohl musikalisch als auch privat weiterentwickelt hat. „Ich bin von New York nach Los Angeles und dann nach Maine gezogen. Ich habe geheiratet, wurde geschieden, habe mich wieder verliebt und wieder geheiratet. All das fließt irgendwie in die Songs ein. Das Album spiegelt zehn Jahre Leben plus Rückblick auf bestimmte Aspekte des Jungseins. Es ist definitiv das umfangreichste, autobiografischste Album, das ich je gemacht habe“, sagt sie.

„Das Thema ist: Von der Zerstörung zur Wiederherstellung“

Neben ihrer eigenen Musik, einer Mischung aus Folk und dunklen, an Leonard Cohen gemahnenden Songgebilden, hat die 41-Jährige für Panic! At The Disco, Pitbull und Ingrid Michaelson geschrieben. Obendrein komponierte sie Stücke für Filme und Fernsehserien und startete 2016 einen Podcast über „Buffy The Vampire Slayer“, zusammen mit ihrer ersten Ehefrau, der LGBTQ-Aktivistin Kristin Russo, für die sie bis heute mehr als 150 Songs geschrieben hat. 2020 heiratete sie die Musikerin Jess Abbott, die im Dezember des letzten Jahres einen Sohn zur Welt brachte.

„Ich hatte einfach das Gefühl, dass es an der Zeit war, wieder ein komplettes Werk zu machen, ein richtiges Album, mit einem Produzenten und dem Gedanken: ‚Es gibt nichts anderes‘“, erklärt Youngs. Produziert wurde *„Avalanche“* von Josh Kaufman, der schon mit Taylor Swift arbeitete. Er verlieh der Platte einen neuen Sound, indem er die Songs auf einem Live-Fundament aufbaute. „Josh und ich haben uns hingesetzt und einen Song ein paarmal durchgespielt. Ich spielte die Akustikgitarre, er vielleicht die E-Gitarre, Schlagzeug oder ein paar Tasten, und wir haben vier oder fünf Takes des Songs gemacht. Wir haben verschiedene Dinge ausprobiert, Live-Gesang hinzugefügt und dann darauf aufgebaut. Es gab also keinen Clicktrack. Ich habe das Gefühl, dass diese Semi-Live-Basis die Songs ein bisschen mehr atmen lässt.“

Neben dem Multiinstrumentalisten Kaufman hat Youngs sich für ihre neue Platte auch eine Reihe von Ko-Autoren ins Boot geholt: „Durch Übung habe ich Wege gefunden, die schwierigeren Dinge anzusprechen, ohne dass es mir peinlich ist, das mit jemandem zu tun, den ich gerade erst kennengelernt habe. Die Leute, mit denen ich die Songs auf diesem Album geschrieben habe, wie Madi Diaz, S. Carey, Christian Lee Hutson, Mikky Ekko – all diese Leute brachten so unglaubliche Dinge in die Songs ein!“

„Avalanche“ ist ein Album, das die musikalische Entwicklung einer Künstlerin auf unprätentiöse, rohe Weise widerspiegelt und zugleich schwierige Themen und traumatisierende Ereignisse behandelt. Über den Titelsong sagt Youngs: „Eine Lawine ist eine extreme Kraft, sie kann großen Schaden anrichten – und wenn sie vorbei ist, kann man sicher sein, dass die Dinge anders sein werden als vorher. Als es an der Zeit war, dem Album einen Namen zu geben, bot sich dieser Song als Titeltrack an, denn das verbindende Thema dieser Reihe von Songs ist für mich die Idee, von der Zerstörung zur Wiederherstellung zu gelangen. Es gibt eine Menge Herzschmerz und Enttäuschung in dieser Musik, aber letztendlich weicht sie der Aufregung und dem Versprechen, dem unglaublichen Glück, sich zu verlieben und sich selbst wiederzufinden.“

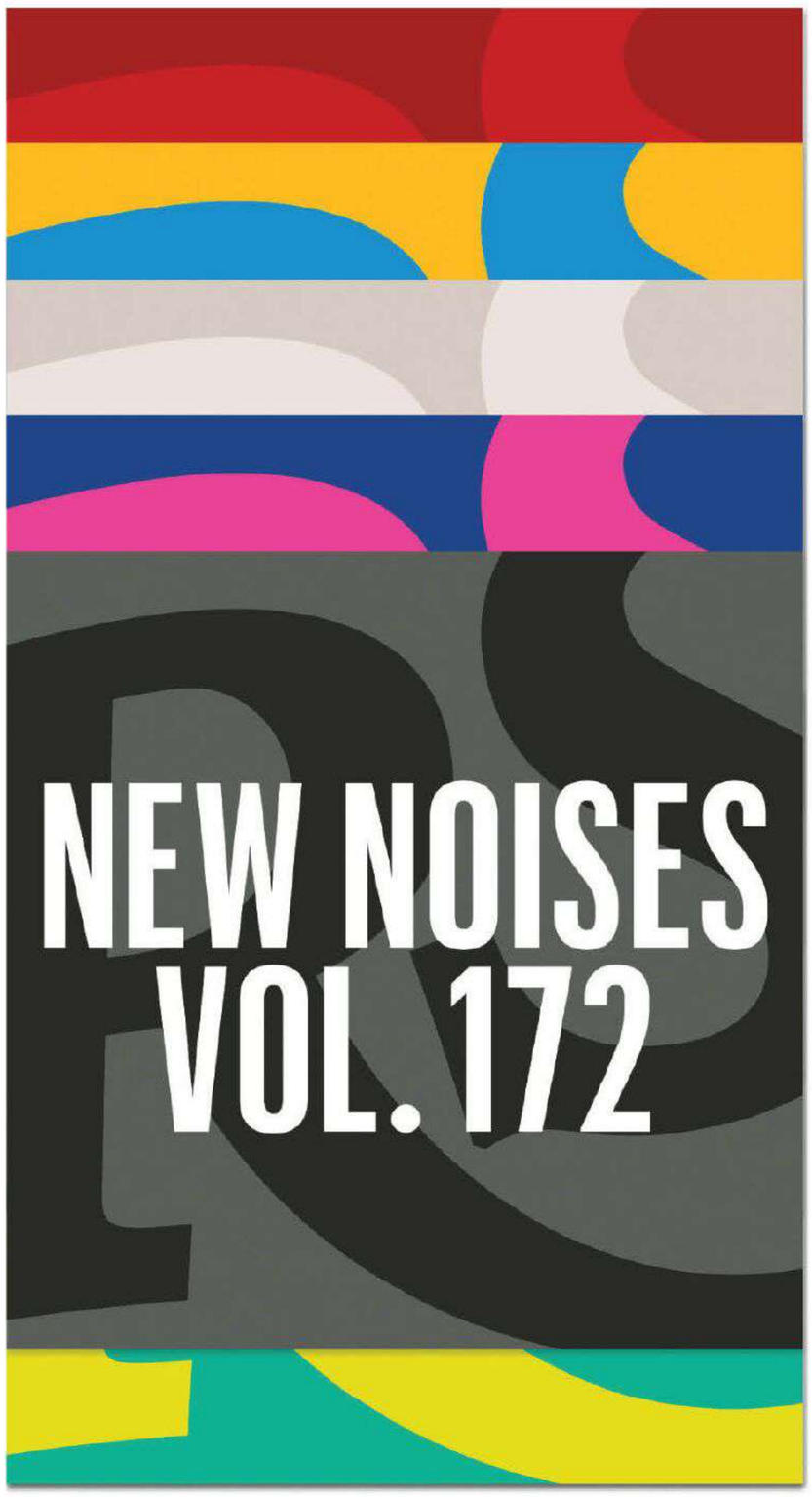
FOTO: LISA CZECH

NEW NOISES IM OKTOBER

PLAYLIST

New Noises #172

Ob deutscher Indie-Rock (Blush Always), englischer Dream-Pop (Pale Blue Eyes) oder irischer Folk (Mick Flannery): Herbstliche Melancholie liegt über unserer Playlist für den Oktober



▸ Blush Always
„Oddly Romantic“

Die ersten Singles von Katja Seiffert alias Blush Always waren ein Versprechen, das die deutsche Musikerin auf ihrem Debütalbum *„You Deserve Romance“* mit glühendem Indie-Rock zwischen Lucy Dacus und Cassandra Jenkins lässig einlöst.

▸ Corinne Bailey Rae
„He Will Follow You With His Eyes“

Sieben Jahre hat sich die englische Soul-Sängerin für ihr neues Album Zeit gelassen. Allein dieses Retro-Klänge und modernen R&B koppelnde Stück beweist: Das Warten hat sich gelohnt.

▸ The Gaslight Anthem
„Little Fires“

Auf ihrer Comeback-Platte *„History Books“* demonstrieren The Gaslight Anthem, dass ihr hymnischer Heartland-Rock nichts an Überschwang verloren hat.

▸ Mick Flannery
„OKLA“

Von Flannerys Produktivität sollten sich manche Singer-Songwriter seiner Generation eine Scheibe abschneiden. Seit 2019 pro Jahr ein Album! Und auch das neue *„Goodtime Charlie“* überzeugt mit feinen Folk-Balladen.

▸ Pale Blue Eyes
„Spaces“

Ein Jahr nach ihrem wundervollen Debütalbum lässt die Band aus dem südenglischen Totnes einen weiteren psychedelisch umspülten Dream-Pop-Zyklus folgen. „Spaces“ erinnert an New Order und Cocteau Twins.

▸ Tré Burt
„Traffic Fiction“

Zwischen Soul und Folk-Rock schlägt der aus Sacramento stammende Songschreiber Tré Burt sein Zelt auf. Im Titelsong seines dritten Albums singt er so berückend wie Jeff Tweedy zur Zeit von Wilcos *„Being There“*.

▸ Jenny Owen Youngs
„It’s Later Than You Think“

Menschen, die bittersüßen Folk-Pop lieben, wie man ihn aus Soundtracks von amerikanischen Coming-of-Age-Dramen kennt, werden kaum bessere Songs finden als die der Songschreiberin aus New Jersey.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST **EXTENDED**

- **The Streets** „Troubled Waters“
- **Maddie Zahm** „Where Do All The Good Kids Go?“
- **Hope** „Osmosis“
- **Tristan Brusch** „Ein Loch in die Natur“
- **Thees Uhlmann** „Egal was ich tun werde, ich habe immer an dich gedacht“
- **Beatenberg** „Don’t Call Her Over To You“
- **Moonriivr** „Bachelor Nation“
- **Pudeldame** „Come On Humanity“
- **Mary Lattimore** „And Then He Wrapped His Wings Around Me“
- **Willie Nelson** „You Left Me A Long, Long Time Ago“
- **Duff McKagan** „Lighthouse“
- **Guns N’ Roses** „Perhaps“
- **The Gaslight Anthem feat. Bruce Springsteen** „History Books“

Hasanović und
„Stadtaffe“ –
natürlich in Berlin

„Filmische Storys“

Der Schauspieler Edin Hasanović findet seine Heimatstadt in „Stadtaffe“ von Peter Fox optimal getroffen

Foto von JAMAL CAZARÉ
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

WIR SPRECHEN hier über eine Platte aus dem Jahr 2008, die ich kurz nach der Veröffentlichung bei Freunden gehört habe. Bis heute erinnere ich mich an das damalige Gefühl: Ich dachte nur, dass Musik genau so sein sollte. Das denke ich bis heute. *„Stadtaffe“* fand ich einfach genial. Und das, obwohl ich eher ein Fan klassischer Songs bin und kein Album-Durchhörer. Wenn ein Lied abgeht, höre ich das drei Tage am Stück. So war das etwa mit dem Song „Zucker“. Es gibt wirklich bemerkenswert viele packende Songs auf dieser Platte.

Fox hat das alles ja in einer Auszeit von Seeed gemacht, die wir während meiner Schulzeit in Prenzlauer Berg auch gehört haben. Auf Home-Partys lief „Dickes B“ rauf und runter. Normalerweise langweilt es mich, wenn alle etwas feiern. Aber bei Seeed oder Peter Fox hat mich der Flow immer erwischt.

Vom Text her kann ich „Zucker“ am besten mitsingen, „Schwarz zu blau“ oder „Alles neu“ auch. Es sind für mich keine klassischen Songtexte, die ja oft aus wiederholten Strophen bestehen, sondern fast filmische Storys. Wenn jemand Berlin nicht kennt, der müsste sich „Schwarz zu blau“ anhören. Dann weiß er, wie es in manchen Stadtteilen zugeht oder zugegangen ist. Wie es hier klingt, riecht, schmeckt, wie die Geschwindigkeit des Lebens abgeht. Das ist Peter Fox auch bei „Lok auf 2 Beinen“ oder „Fieber“ voll gelungen. Mich würde interessieren, was bei ihm zuerst kam: Musik oder Text. Schätze, die Geschichten. Weil die so schlau und durchdacht sind, und die Musik passt kongenial dazu. Da entstehen unweigerlich Bilder.

Ich bin ja in Bosnien geboren, und dort spielt Musik – wie überall auf dem Balkan – eine wichtige Rolle. Zumeist ohne großen intellektuellen Anspruch, eher emotional. Ich war nie auf diesen Balkan-Beats-Partys, die es überall gibt, auch weil ich auf so vielen Hochzeiten oder Familienfeiern unterwegs bin. Wenn ich auf so einer Feier mal die Macht über die Musik habe, stehen am Ende alle auf den Stühlen …

Es gibt einen Volks- oder Kreistanz, der heißt Kolo. Keine strengen Regeln. Das sind schnelle Sounds, von den Beats per Minute her. Das funktioniert mit kleinen Orchestern oder auch mit DJs. Die Beine müssen mitmachen, da darf auch mal gehüpft werden. Wenn die Bläser anfangen, wird das kraftvoll. Es treibt einen nach oben. Wenn ich im Koma liege und jemand macht ein Kolo-Stück an, dann bewegt sich da was.

Ich habe schon als Kleinkind Kolo getanzt, meine Mutter hat mir mit fünf die Abfolge und Schritte beigebracht. Party und Absturz hat es bei mir allerdings nie gegeben. Ich hatte zwar in der Jugend Schiss, dass ich was verpasse, habe aber wiederum früh gemerkt: Party, Drogen und drei Tage wach ist einfach nicht meins. Kein Interesse.

COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Heute: Edin Hasanović. Nach dem awardgekrönten Drama „Im Westen nichts Neues“ (2022) ging der Berliner wieder ins leichte Fach. Als Scheidungsanwalt Jakob spielt er aktuell neben „Tatort“-Kiel-Kommissarin Almila Bagriacik im Kino in der Romantik-Komödie „Trauzeugen“. Hasanović wurde 1992 im bosnischen Zvornik geboren und kam bereits als Kleinkind nach Berlin. Er debütierte als Teenager in der ZDF-Serie „KDD – Kriminaldauerdienst“. Er wechselt oft die Genres. 2019 war er in der Komödie „Rate Your Date“ und der Netflix-Serie „Skylines“ zu sehen.

WAS MIT MUSIK

RollingStone GERMANY

Der Branchen-Podcast

Überall, wo es Podcasts gibt

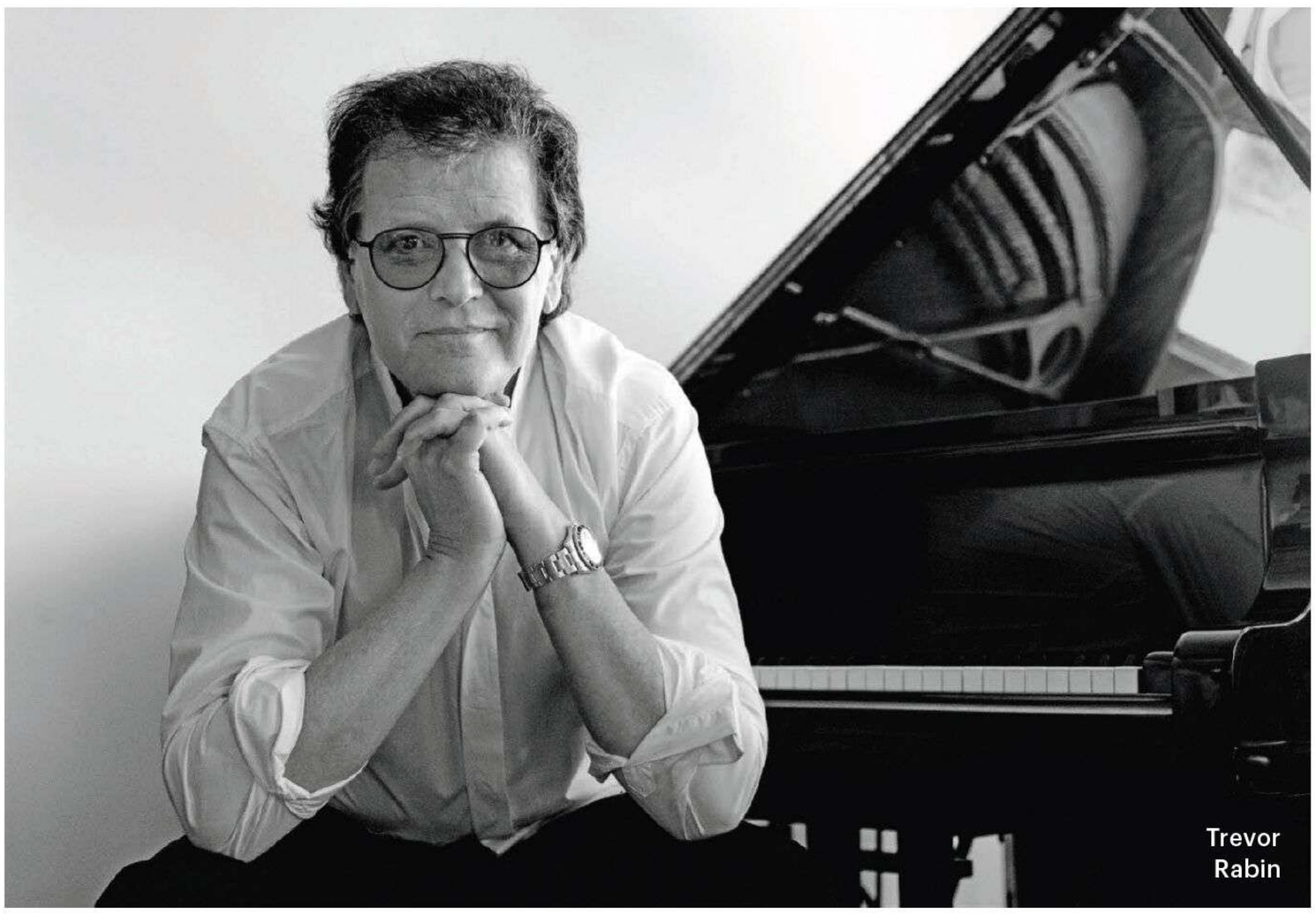
Hinter den Kulissen der Musikindustrie

DER INSIDER-TALK MIT

CONNY ZHANG (Spotify)
FOLKERT KOOPMANS (FKP Scprpio)
ALEXANDRA FALKEN (Columbia Records)
GUDRUN SCHWEPPE (YouTube)
ANNE HAFFMANNS (Domino Recording)
ULF ZICK (Universal Music)
CHRISTOF ELLINGHAUS (City Slang)

UND VIELEN WEITEREN GÄSTEN MIT JEDER NEUEN FOLGE

ROLLINGSTONE.de/wasmitmusik


Trevor Rabin

Wieder Popmusik

***Trevor Rabin**, einst Gitarrist bei Yes, kehrt nach vielen Soundtrack-Arbeiten mit einem Soloalbum zurück – dem ersten mit Gesang seit 34 Jahren*

Von JÖRN SCHLÜTER

Als er klein war, wollte Trevor Rabin Dirigent werden. Sein Vater, Godfrey, spielte vierzehn Jahre lang die erste Geige im Johannesburg Philharmonic Orchestra, die Mutter war Klavierlehrerin. Rabin bekam ab seinem fünften Lebensjahr Klavierunterricht – eine halbe Stunde am Tag üben, dann raus zum Rugby. Einige Jahre darauf war der Tausch Musik gegen Musik: Meisterte Rabin jr. ein Präludium von Chopin, durfte er sich eine Schallplatte kaufen. Auf seiner ersten war Musik von Cliff Richard & The Shadows. Da war der Geschmack des Südafrikaners schon voll entwickelt: Rabin mochte Klassik und er mochte Pop.

In letzterem Fach lief alles wie von selbst. Rabin bekam als Teenager mit seiner Band Rabbitt einen Plattenvertrag und wurde in Südafrika bald ein gefragter Session-Musiker und Produzent. „Mein Vater rief mich in sein Büro und sagte, ich solle mich auf die Popmusik konzentrieren“, erinnert sich Rabin, ein freundlicher No-Nonsense-Mann mit der Attitüde eines Musikprofis. „Er hatte den Eindruck, dass ich für mein hochgestecktes Ziel, Dirigent zu werden, nicht genug Disziplin haben würde. Ich folgte seinem Rat und muss deshalb heute nicht ganz so hart arbeiten.“ Mit 24 Jahren zog der Pianist und Gitarrist nach London, wo er Manfred Mann produzierte. Als Yes-Bassist Chris Squire während der Sessions zu Besuch kam, schlug eine Schicksalsstunde im Leben von Trevor Rabin. Denn zwei Jahre später, nach einem gescheiterten Album für David Geffen, fand er sich in Hollywood wieder, wo er einige neue Songs mit ebenjenem Chris Squire aufnahm. Einer der Songs war „Owner Of A Lonely Heart“.

Der Rest ist Musikgeschichte. Aus dem Duo Rabin/Squire wurde auf Umwegen eine neue Inkarnation der damals praktisch aufgelösten Yes, die unwahrscheinlicherweise zur Pop-Band wurden. Rabin hatte gemischte Gefühle, weil er befürchtete, von den Yes-Ultras wegen des Mainstream-Pops gehasst zu werden – und so kam es dann auch. Aber immerhin wurde er weltberühmt.

> ***„Es steckt eine Menge Liebe in den Aufnahmen“***

Nach vier Alben verließ Rabin die Band, und er fragte sich, wie es weitergehen sollte. Da schlug wieder eine Schicksalsstunde. Rabin aß öfters in einem Restaurant des Schauspielers Steven Seagal. Der bat ihn um Gitarrenunterricht. Nachdem Rabin seinem VIP-Schüler „Red House“ von Jimi Hendrix beigebracht hatte, engagierte Seagal ihn für die Filmmusik seines Action-Thrillers „The Glimmer Man“. So begann die zweite Karriere von Trevor Rabin, der seither eine große Zahl an Blockbustern und TV-Serien mit Musik unterlegt hat, darunter diverse von seinem Freund Jerry Bruckheimer.

Von 2016 bis 2018 tourte Rabin mit dem Yes-Ableger Anderson, Rabin And Wakeman (ARW) um die Welt. Ein geplantes Album kam nie zustande und wird wohl auch nie zustande kommen. Rabin sagt allerdings, er habe ein Album mit Rick Wakeman im Kopf, auf dem nur Klavier und Konzertgitarre gespielt werden sollen.

Doch zunächst erscheint ein Solowerk von Trevor Rabin – es ist sein fünftes seit 1978 und das erste mit Gesang seit 34 Jahren. Auf *„Rio“* (benannt nach seiner Enkelin) ist der Sound von Trevor Rabin. 80er-Jahre-AOR und Art-Pop, perkussive, schwindelerregend schnell gespielte Gitarren, großflächige Synthesizer-Sounds, Melodie und Virtuosität. „Ich will nicht wie ein Hippie klingen, aber es steckt eine Menge Liebe in den Aufnahmen“, sagt Rabin. „Ich war überrascht, wie viel Leidenschaft ich plötzlich spürte. Ich fand es großartig, mich nach all den Jahren wieder reinzuknien und einfach draufloszuspielen, ohne dass hinterher jemand einen Dialog oder Special Effects drüberlegt.“ Mindestens zweimal geht es auf dem Album um seine alte Heimat Südafrika, um die er sich Sorgen macht: „Push“ ist ein panisch treibendes Lied über brutale Nashornwilderei, „Egoli“ beschwört das Erbe Nelson Mandelas, das Rabin angesichts von Misswirtschaft und Korruption in Gefahr sieht. Auch einige Aromen afrikanisch klingender Musik stecken in dem Album. „Ich habe damals mit großartigen Musikern gearbeitet – Südafrika ist Teil meiner musikalischen DNA.“

FOTO: HRISTO SHINDOV

Anna Hauss

FOTO: AMELIE AMEI KAHN-ACKERMANN

Weltbekannt

Millionen hörten ihren Song in der Serie „Das Damengambit“ – nun bringt Anna Hauss ihr Debüt heraus

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

WER DIE NETFLIX-SERIE „DAS Damengambit“ („The Queen’s Gambit“) gesehen hat, der ist schon einmal in den Genuss eines Auftritts von Anna Hauss gekommen. Im 60er-Jahre-Flair steht sie dort auf der Bühne eines edlen Restaurants und singt ihre jazzy Klavierballade „I Can’t Remember Love“, die daraufhin millionenfach gestreamt und für einen Emmy nominiert wurde. Ursprünglich war Hauss nur das Klavier spielende Hand-Double für eine der Hauptfiguren. Doch als William Horberg, der ausführende Produzent der Serie, mitbekam, dass sie selbst Songs schreibt und in einer Band spielt, fragte er sie, ob sie die Musik zu einem Text, den er bereits geschrieben hatte, komponieren wollte. „Ich fand es superspannend, diesen Song speziell für etwas zu schreiben, die Melodie für einen bereits vorhandenen Text zu finden“, erklärt Hauss. „Es war ein sehr spontanes Experiment, und ich hätte nicht gedacht, dass wir damit so viel Reichweite und Aufmerksamkeit bekommen. Leute sprechen mich immer wieder darauf an, und ich finde es total schön, zu merken, an wie vielen verschiedenen Orten der Welt und wie viele Menschen diese Serie gesehen und mich also schon mal gehört haben. Aber gleichzeitig hat das nicht wirklich mit dem zu tun, was ich jetzt mache.“ Ein weltbekannter Song macht noch keinen Superstar. Anna Hauss veröffentlicht ihr Solo-Debütalbum, *„How Long Is Now“*, ohne Label. Ohne staatliche Förderungen wäre es für sie, wie für viele andere, kaum möglich, professionell Musik zu machen.

Hauss wuchs in Berlin in einem künstlerischen Haushalt auf, verfasste gemeinsam mit ihrem Vater Geschichten. Mit sechs Jahren entdeckte sie durch MTV Musik für sich und begann ihre Geschichten als Songs zu schreiben, spielte ab dem Teenageralter immer in irgendeiner Band. Mit zwanzig Jahren produzierte sie ein komplettes Album mit ihren eigenen Liedern. „Das war für mich damals sehr wichtig, dieses erste Werk fertigzubringen. Aber ich war da noch nicht an dem Punkt, an dem ich jetzt bin. Ein paar der Songs finde ich auch noch cool, aber ich habe mich seitdem natürlich weiterentwickelt. *‚How Long Is Now‘* ist mein erstes richtiges Soloalbum.“

Ein Jahr später, 2014, zog sie nach Leipzig und studierte dort Jazz-Gesang. Durch die intensive Arbeit mit ihrer eigenen Musik in den Jahren davor wusste sie, welchen Input sie in dem Studium suchte, und sie hatte das nötige Selbstbewusstsein, um Vorschläge des Dozenten, doch mal auf Deutsch zu texten, abzulehnen. Stattdessen gründete sie mit Kommilitonen die Neo-Soul-Band Still

„Was es bedeutet, Musikerin zu sein, habe ich auf Tournee gelernt“

In The Woods, mit der sie zwei Alben veröffentlichte und europaweit Konzerte spielte. „Im Studium bekommt man natürlich jede Menge Input und Werkzeuge an die Hand, aber was es bedeutet, Musikerin zu sein, habe ich vor allem auf Tournee gelernt: durchhalten, sich disziplinieren, mit improvisierter Technik umgehen, immer irgendwo anders pennen – und trotzdem gut auf der Bühne sein.“

Was natürlich auch dazugehört, ist das Songschreiben. Obwohl die Dreißigjährige schon seit ihrer Jugend Lieder schreibt, hat sie erst jetzt das Gefühl, dabei wirklich zu sich selbst gefunden zu haben: „Meine Songs werden immer persönlicher und direkter, sodass ich wirklich schreibe, was ich denke. Dieses Album besteht vor allem aus Momentaufnahmen. Das kann nur eine Minute, eine kurze Situation sein, in der ich ein bestimmtes Gefühl hatte, das ich dann ausschmücke, sodass dieser eine Moment zu einem Song wird.“

Das Album ist hörbar das Ergebnis einer Zeit des Umbruchs in Anna Hauss’ Leben: Sie zog zurück nach Berlin, Still In The Woods wurde aufgelöst, eine lange Beziehung ging zu Ende. Es ist eine nachdenkliche Trennungs-Platte geworden, mit der Hauss sich ein wenig von ihren Jazz-Einflüssen entfernt und sich mehr in die Indie-Pop-Richtung wagt, sodass sie die verträumte Ruhe auch mal gegen fast wütende Gitarren und schnelles Schlagzeug eintauscht. Doch meistens fühlt man sich in das lauschig beleuchtete Ambiente einer Jazz-Bar versetzt, in der zu reduzierten Klängen die philosophische Frage „Wie lange dauert das Jetzt?“ verhandelt wird.

POP IN BILDERN

HISTORY

Vor 40 Jahren erschien „She's So Unusual", das Debütalbum von Cyndi Lauper – und die Sängerin wurde zu einer feministischen Ikone

Von BIRGIT FUSS

DAS COVER

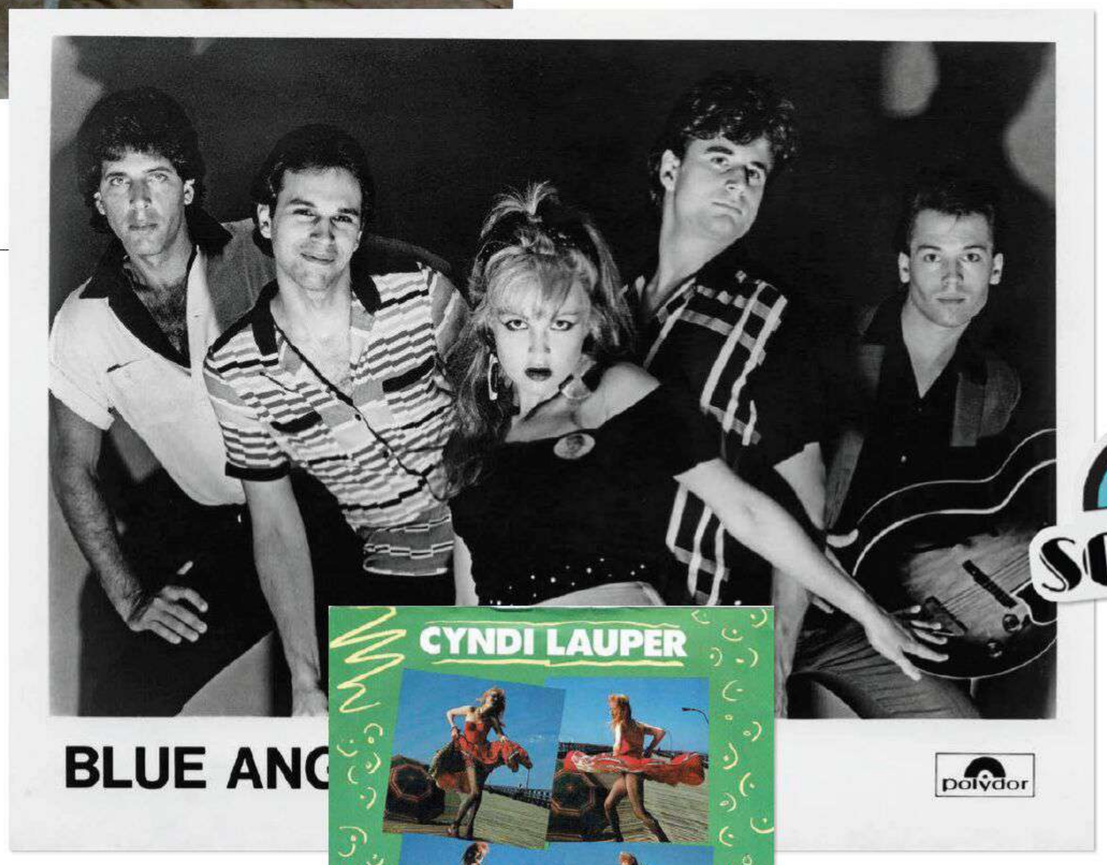
„SHE'S SO UNUSUAL"

Cyndi Lauper war „schon" dreißig, als ihr Debüt voll herrlich lebensfroher, bunter Popsongs erschien. Das Cover-Foto inszenierte Annie Leibovitz passend auf dem Henderson Walk in Coney Island/New York, die Klamotten hatte Cyndi Lauper in der Boutique Screaming Mimi's gekauft.

DIE ERSTE BAND

BLUE ANGEL

Von 1979 bis 1982 sang Lauper in der Band Blue Angel, ihr gleichnamiges Debüt war 1980 allerdings ein Flop – und das Label ließ das Quintett prompt fallen.



DIE HELFER

PRINCE & ROB HYMAN

Von Prince übernahm Lauper das Stück „When You Were Mine". Die Ballade „Time After Time" schrieb sie gemeinsam mit Rob Hyman (The Hooters), der auf dem Album auch Keyboards spielte und arrangierte.

DIE SINGLE

„GIRLS JUST WANT TO ..."

Ihre erste Solo-Single ging gleich um die Welt: Top Ten in 19 Ländern, Nummer eins in 10. Geschrieben wurde sie von Robert Hazard, doch Cyndi verkörperte die Botschaft mit ihrer selbstbewussten Quietschstimme perfekt.

DAS VERMÄCHTNIS

„... HAVE FUNDAMENTAL RIGHTS"

Heute ist „Girls Just Want To Have Fun" längst eine feministische Hymne auf die Selbstbestimmung. Inzwischen hat Lauper auch den „Girls Just Want To Have Fundamental Rights Fund" gegründet, um sich für die Rechte und die Gesundheit von Mädchen und Frauen einzusetzen. Dazu gehören für sie natürlich Abtreibungsrechte und LGBTQ+-Themen. Noch viel zu tun!

FOTOS: GETTY IMAGES (4), JIM HENDERSON, TIDES FOUNDATION

Die Crux mit der Erdbeere

Den Fleischkonsum zu reduzieren ist aller Ehren wert – aber was ist mit Obst und Gemüse? Einige Beispiele aus Spanien

Ein bisschen ist es wie in einem Horrorfilm. Es ist da, wir alle spüren es, weigern uns aber dennoch, die Probleme konsequent anzugehen. Die Kassiererin bei Edeka schlussfolgerte neulich während eines Plauschs kurz vor Ladenschluss: „So wie's aussieht, werden wir demnächst im Winter wohl wieder Kraut und Rüben essen müssen, ich kann nicht sagen, dass ich davon begeistert bin." Tatsächlich aber kann niemand mehr davon ausgehen, dass der Nachschub an Tomaten, Paprika, Avocados, Orangen und vor allem Erdbeeren auch im Winter ungebremst Richtung Norden rollen wird. Die Rede ist von der sich in Europa ausbreitenden Dürre, anders formuliert: von der immer mehr zur Bedrohung werdenden Wasserknappheit, die uns früher oder später zwingen wird, nicht nur unsere Heiz-, sondern auch unsere Ernährungsgewohnheiten und vermutlich auch die ökonomischen Parameter der EU radikal zu ändern. Denn das ernährungsindustrielle Modell, in welchem der europäische Süden Arbeitsplätze und Einkommen generiert, indem er den Norden ganzjährig mit vitaminreichem Obst und Gemüse versorgt, ist an sein Ende gekommen. Solange es immer gerade ausreichend geregnet hat, dass die Felder bewässert werden konnten, haben alle davon profitiert, aber nun beschleunigt der Klimawandel den Kollaps des schon lange auf dem Raubbau an den Wasservorräten basierenden Systems.

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

Längst geht es nicht mehr nur um die zwar äußerst gesunde Avocado mit ihrem horrenden Wasserverbrauch – in Spanien etwa sieht sich fast die gesamte Mittelmeerregion von der Dürre herausgefordert. Mit Müh und Not und unter Ausbeutung der knapper werdenden Wasserressourcen wird derzeit die Gemüseproduktion, die zu achtzig Prozent in den Export geht, aufrechterhalten. Ob Paprika, Zucchini, Auberginen und Zitrusfrüchte auch in naher Zukunft noch gedeihen werden, ist angesichts des seit zwei Jahren ausbleibenden Regens fraglich.

Ein erstes Opfer hat die Dürre bereits gefordert. Die Olivenölproduzenten klagen über verschrumpelte Früchte, die nur noch einen Bruchteil des üblichen Öls hergeben. Spanisches Olivenöl wird sich deshalb künftig signifikant verteuern. Das Problem existiert schon seit zehn Jahren, seit im Gefolge der Finanzkrise zwischen Sevilla und Jaén immer mehr Orangenplantagen entstanden, die zwar profitabler sind, aber deutlich mehr Wasser verbrauchen und den Olivenbäumen schon damals massiv Wasser entzogen. Nun droht einmal mehr ein Olivenkrieg. Noch drastischer verläuft der Konflikt in der Provinz Huelva an der andalusischen Atlantikküste: Dort droht der Erdbeeranbau einen der größten Naturschutzparks Europas zu zerstören.

Die Doñana, im Westen Andalusiens in der Provinz Huelva gelegen, ist nicht nur das natürliche Habitat von Flamingos, Kaiseradlern und Luchsen, sie bot bislang auch unzähligen Wandervögeln einen zuverlässigen Rastplatz. Seit Jahren ist dieses Reservat akut bedroht, weitläufige Lagunen sind zu kümmerlichen Pfützen geschrumpft, die Tierpopulation ist deshalb drastisch zurückgegangen. Der Grund ist simpel: Durch illegale Brunnen wird der Doñana sukzessiv das Grundwasser entzogen. Die Provinz Huelva produziert achtundneunzig Prozent der spanischen Erdbeeren, das waren im vergangenen Jahr über dreihunderttausend Tonnen, etwa dreißig Prozent des EU-Verbrauchs. Einhundertsechzigtausend Arbeitsplätze hängen direkt oder indirekt davon ab. Kein Wunder, dass der konservative Partido Popular versprach, die illegalen Praktiken zu legalisieren, und damit bei den Regionalwahlen Anfang des Jahres einen Erdrutschsieg im einst roten Andalusien einfuhr.

Das zeigt, dass die romantische Lösung, die beim Spargel problemlos funktioniert, nämlich sich auf den Genuss der heimischen Erdbeeren in den Sommermonaten zu beschränken und im Winter auf die Importe zu verzichten, allenfalls ein Teil der Lösung sein kann. Denn das hieße, hundertsechzigtausend Menschen in einer strukturschwachen Region ohne nennenswerte Alternativen die Existenzgrundlage zu entziehen. Auch ohne die dann drohende Populismusgefahr kein wirklich schöner Gedanke.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

ADticket

ADticket.de

Blush Always

Man muss es einfach machen

Für ihr Debüt wurde Katja Seiffert alias Blush Always von Snail Mail und Sally Rooney inspiriert

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

IM LÄNDLICHEN KINDERZIMMER AVRIL Lavigne und Paramore hören und davon träumen, selbst als Rockstar auf der Bühne zu stehen. In der Realität aber jedes Mal knallrot anlaufen, wenn man in der Musikschule mit Klavier oder Querflöte vorspielen sollte. Diesem Umstand wird Katja Seiffert später ihren Künstlerinnennamen Blush Always widmen. Erst mal ging sie nach dem Abitur aber nach Neuseeland, eigentlich für Work & Travel. Aus dem Travel wurde dann aber nichts, weil sie sich in Auckland wohlfühlte und Anschluss an eine Clique fand, in der alle etwas mit Musik und Kunst machten. „Dort habe ich zum ersten Mal erlebt, dass man nicht Avril Lavigne sein muss, wenn man Musik machen und auf Bühnen stehen will, sondern dass man das einfach mit seinen Freunden machen kann", erzählt Seiffert. Zurück in Deutschland zog sie für ein Psychologie-Studium nach Kiel, doch die in Auckland entdeckten musikalischen Möglichkeiten ließen sie nicht los: „Mein größter Wunsch war es, in einer Band zu spielen und Gitarrenmusik zu machen. Und dann ist mir klar geworden, dass ich es einfach machen muss."

Also fing Katja Seiffert 2019 an, Gitarre zu spielen und Songs zu schreiben. Dabei orientierte sie sich vor allem am Sound der amerikanischen Indie-Rock-Musikerin Snail Mail: „Als die 2018 ihr Debütalbum ‚*Lush*' veröffentlicht hat, habe ich das gehört und gedacht: Genauso will ich klingen! Deshalb hab ich Songs von ihr gecovert und dadurch gemerkt, dass sie zum Beispiel verschiedene Tunings benutzt, oft offener und tiefer gestimmt, wodurch es so grungig klingt."

In einer kleinen Bar in Kiel stellte Blush Always sich schließlich mit ihren eigenen Songs auf die Bühne und überwand sich trotz Bühnenangst immer wieder dazu. Bei einem dieser Konzerte war Lennart Eicke, der Gitarrist der Kieler Indie-Rock-Band Leoniden, im Publikum und kam danach

„Zuerst dachte ich, man muss immer auf der Bühne rumrennen"

auf sie zu, um ihr zu sagen, wie toll er die Songs fand. Gemeinsam mit ihm und Leoniden-Sänger Jakob Amr arrangierte Seiffert schließlich die Songs für ihre erste Veröffentlichung: die EP „Postpone". „Zwischen dem Zeitpunkt, als ich meine ersten Songs geschrieben habe, und dem Moment, als es professionell wurde, lag nicht mal ein Jahr. Das ging alles sehr schnell", zieht Seiffert in ihrer unaufgeregten Art Bilanz.

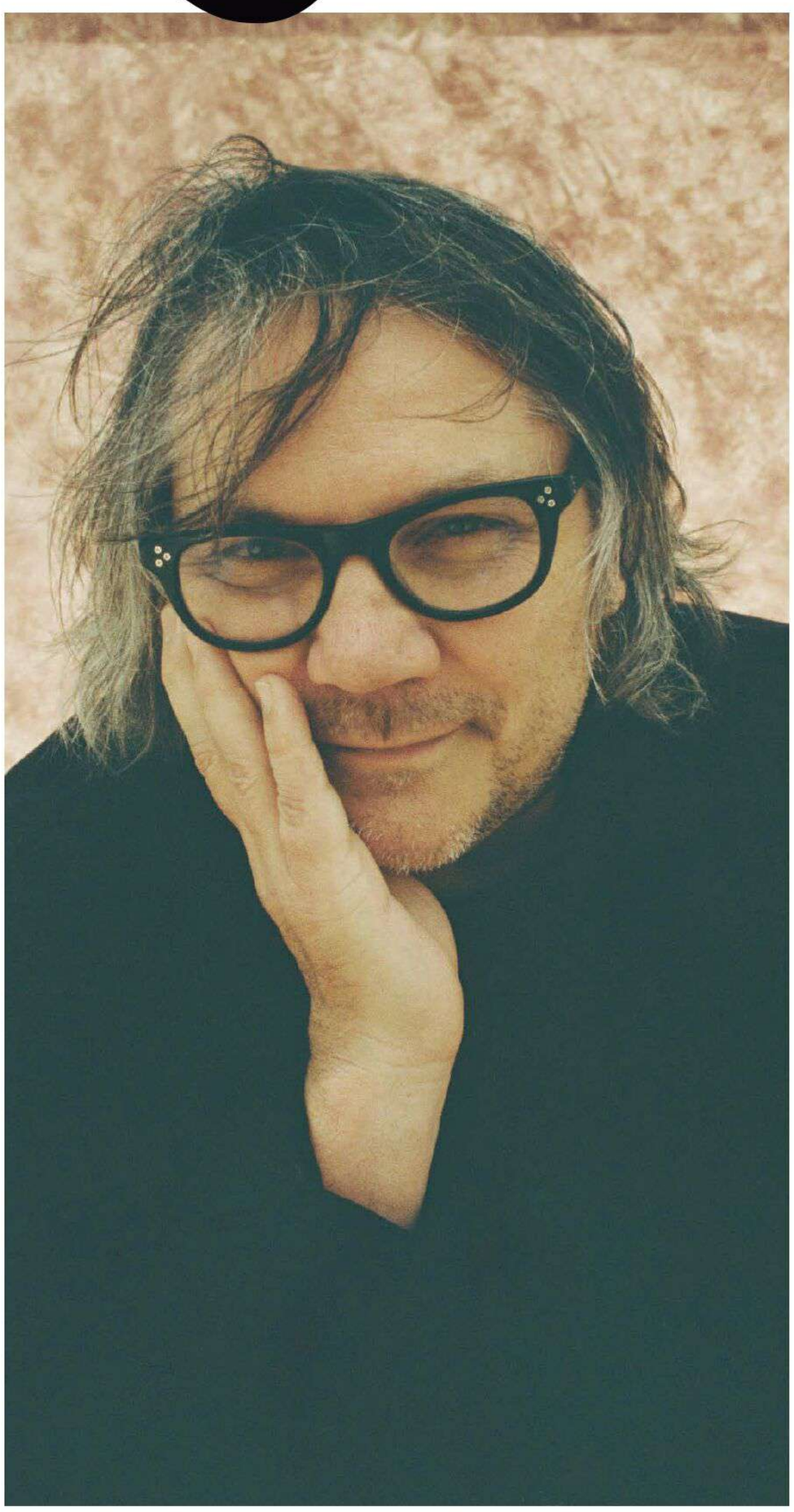
Im Februar 2023 sollte dann schon das Debütalbum, *„You Deserve Romance"*, erscheinen, das Seiffert gemeinsam mit Magnus Wichmann (der auch die EP produziert hatte), Dave Rossel und Dennis Behrendt aufgenommen hat. Auch eine anschließende Tournee war geplant. Doch dann trennte Seiffert sich von ihrer Booking-Agentur, sagte die Tour ab und verschob auch den Album-Release, weil sie in der Zwischenzeit so viel neues Material geschrieben hatte, dass sie noch vier neue Songs für die Platte aufnehmen wollte.

Doch jetzt ist es so weit. Auf *„You Deserve Romance"* vereint Blush Always verzerrte Gitarrenwände und Intimität, besingt mal lässig, mal sehnsüchtig verschiedene Stadien von romantischen Beziehungen. Den Albumtitel hat sie in dem Buch „Beautiful World, Where Are You" der irischen Schriftstellerin Sally Rooney gefunden: „Die Songs auf dem Album sind alle in einem Zeitraum entstanden, in dem ich mich immer wieder in ungesunde Beziehungen manövriert habe. Um sich daraus zu befreien, muss man der Überzeugung sein, dass man was anderes verdient hat. Als ich den Satz ‚You deserve romance' gelesen habe, war mir klar, dass das der Albumtitel sein musste, weil er perfekt zusammenfasst, welche Erkenntnis am Ende der Geschichte steht."

Inzwischen fühlt sich die 27-Jährige nicht mehr nur in der Indie-Rock-Schublade wohl, sondern auch auf der Bühne: „Ich dachte zuerst, ich müsste immerzu auf der Bühne rumrennen und animierende Ansagen machen, weil ich rockige und laute Musik spiele. Aber seit ich mich von dieser Vorstellung verabschiedet habe, geht es mir besser."

FOTO: HANNES MEIER

Q&A



Jeff Tweedy

Über doppelte Lieblingsinstrumente, neue Musik und die überstandene Abhängigkeit von Opioiden

Von SIMON VOZICK-LEVINSON

Jeff Tweedy scheint zu schreiben, wie andere Menschen atmen. Bereits ein Jahr nach dem rootsigen Wilco-Doppelalbum *„Cruel Country“* erscheint nun nicht nur der musikalisch etwas abenteuerlustigere Nachfolger *„Cousin“*, sondern Mitte November auch sein drittes Prosa-Buch. Nachdem er 2018 in seinem Memoir „Let's Go (So We Can Get Back)“ (auf Deutsch bei Kiepenheuer & Witsch) zurückblickte und uns in „How To Write One Song“ (dt. „Wie schreibe ich einen Song“, bei Heyne) zwei Jahre später praktische Lebenshilfe gab, schreibt er nun in dem schmalen „World Within A Song“ (bisher keine deutsche Übersetzung) über „Musik, die mein Leben verändert hat, und das Leben, das meine Musik verändert hat“.

Die ersten beiden Bücher scheinen ihm eher passiert zu sein, das neue hingegen sei nun „das, was ich als Erstes geschrieben hätte, wenn ich ambitionierter gewesen und mir klarer gewesen wäre, was mir auf dieser Welt am meisten am Herzen liegt: die Lieder anderer Leute“, so Tweedy. „Ich möchte über Songs sprechen, die mir die Erlaubnis gegeben haben, kreativ zu sein ... ich selbst zu sein. Um etwas zu sagen, das schwer zu sagen war ... Ich möchte so über Musik sprechen, wie bisher selten über sie gesprochen wurde. Ich möchte über die Welt im Song sprechen.“

Was ist der beste Ratschlag, den dir je jemand gegeben hat?

In unseren Anfangstagen waren wir mit The Band auf Tournee. Es war die „Arkansas Traveler“-Tour mit Michelle Shocked und Uncle Tupelo. Ich probte gerade, und Rick Danko kam aus heiterem Himmel hinter mir auf die Bühne und sagte: „Du klingst verzweifelt. Du solltest *immer* verzweifelt klingen. Das darfst du nicht verlieren.“ Das ist eine seltsame Art, etwas zu sagen, dem ich voll und ganz zustimme. Ich glaube, was er wirklich meinte, ist, dass die Leute hören müssen, dass einem etwas wichtig ist, dass man verzweifelt kommunizieren will, dass man verzweifelt eine Verbindung herstellen will. Deshalb singen wir.

In deinem neuen Buch „World Within A Song“ schreibst du über alle Arten von neuer Musik, die du liebst, von Billie Eilish bis Rosalía. Wie hast du die Ohren so offen für neue Künstler gehalten?

Obwohl ich vielleicht nicht von Natur aus neugierig bin, denke ich, dass das der wichtigste Teil von dem ist, was ich mache. Ich möchte den Teil von mir nähren, der von etwas Unvorhersehbarem begeistert ist. Als Kind hätte ich alles dafür gegeben, dass ich alles, worüber ich lese, einfach anwählen und sofort hören kann, wie es klingt. Auf eine gewisse Weise ehre ich damit also sozusagen das Kind in mir.

Was war die teuerste Anschaffung, die du je getätigt hast?

Das ist eine nervige Antwort – aber ich habe die Angewohnheit, mich in ein bestimmtes Instrument zu verlieben und erst dann das Gefühl zu haben, es wirklich zu besitzen, wenn ich ein anderes kaufe. Ich habe also eine Menge Doppelgänger von Instrumenten, die alle meine Favoriten sind. Es ist eine gewisse Unsicherheit, wenn Gitarren kaputtgehen oder sich mit der Zeit in etwas verwandeln, das mir nicht mehr so gut gefällt.

Du klingst ein bisschen wie Bob Odenkirks Figur in „I Think You Should Leave“: „Dreifach ist am besten.“

Genau. Das bin ich. Ich glaube, ich habe eine dreifache 68er Gibson Dove.

Du warst als Kind skeptisch gegenüber Religion, aber als Erwachsener bist du zum Judentum konvertiert. Welche Rolle spielen jüdische Traditionen und der jüdische Glaube heute in deinem Leben?

Wir sind in unserer Familie hauptsächlich säkular. Wir gehen zu den hohen Feiertagen und so weiter. Wir haben Seder-Abende. Es ist eine Gemeinschaft, von der wir uns angenommen fühlen, und eine Gemeinde, die unserer Familie ein warmes Gefühl vermittelt. In Zeiten, als wir Dinge wie die Krebsdiagnose meiner Frau durchgemacht haben, ist es wichtig, dass wir etwas mit dem Gefüge einer Gemeinde zu tun haben. Jeder Jude in einer Rockband, der vorbeikam, fühlte sich automatisch wohl, und sie konnten sogar die gleichen Gebete singen. Ich dachte: Was habe ich denn Vergleichbares – den Titelsong von „Gilligan's Island“?

Vor fast zwanzig Jahren, 2004, warst du wegen Opioidabhängigkeit in einer Entzugsklinik. Wie oft musst du heutzutage daran denken?

Jeden Tag. Man will es nicht aus den Augen verlieren. Es ist nicht mehr so intensiv. Das Gefühl, am Abgrund zu stehen, hat sich im Laufe der Jahre deutlich verringert. Im Moment habe ich enorme Schmerzen, weil ich eine schlimme Arthrose in den Hüften habe, und ich bin jeden Tag froh, dass dies nicht die Phase in meinem Leben ist, in der ich Opioide einwerfe und merke, wie viel Macht sie über mich haben – und es dann vielleicht nicht überlebe. Ich habe wirklich, wirklich Glück, dass ich weiß, wie groß die Gefahr ist!

Du schlägst in deinem Buch vor, dass Stevie Wonder eine neue Nationalhymne schreiben sollte, um „The Star-Spangled Banner“ zu ersetzen. Das ist eine tolle Idee, aber warum machst du es nicht selbst?

(Lacht.) Na ja, von wem würde man das wohl lieber hören: von mir oder von Stevie Wonder? RS

FOTO: ALEXA VISCIUS

Magische Stunden

Sie waren die Backing-Band auf David Bermans letztem Album – nun haben Woods erstmals wieder neue Songs aufgenommen

Von JAN JEKAL

EINE GEZEICHNETE BLUME, SCHWARZ-weiß, umschlossen von nachtdunkler Tinte. Ein Bild der Trauer auf dem Cover des neuen Woods-Albums, und man kann nicht anders, als an David Berman zu denken, den Poeten und Songwriter, der mit Woods als Backing-Band sein letztes Album, *„Purple Mountains“*, aufgenommen hat, ein halbes Jahr vor seinem Suizid. „Ich denke jeden Tag an ihn“, sagt Woods-Frontmann Jeremy Earl, der die Blume gemalt hat. Sie war nicht bewusst als Ausdruck der Trauer gedacht, aber der Gedanke gefällt ihm. „David wird uns für den Rest unserer Reise begleiten.“

Die Songs auf *„Perennial“*, dem neuen Woods-Album, sind die ersten, die sie nach Bermans Tod geschrieben haben. Es ist ein schönes, sehnsüchtiges, melancholisches Album geworden, mit der für die Band typischen Wärme. Ihre psychedelischen Folk-Lieder, ihre Jam-Band-Ausschweifungen werden von einer aufrichtigen Spiritualität befeuert, die sehr unzeitgemäß ist. Wahrscheinlich ist *„Purple Mountains“* auch deshalb so hervorragend, weil Bermans depressive Texte ein Spannungsfeld mit der optimistischen Musik der Band bilden. Zudem gäbe es keinen größeren Kontrast als Bermans tiefes Raunen und Jeremy Earls hohen, hellen Gesang.

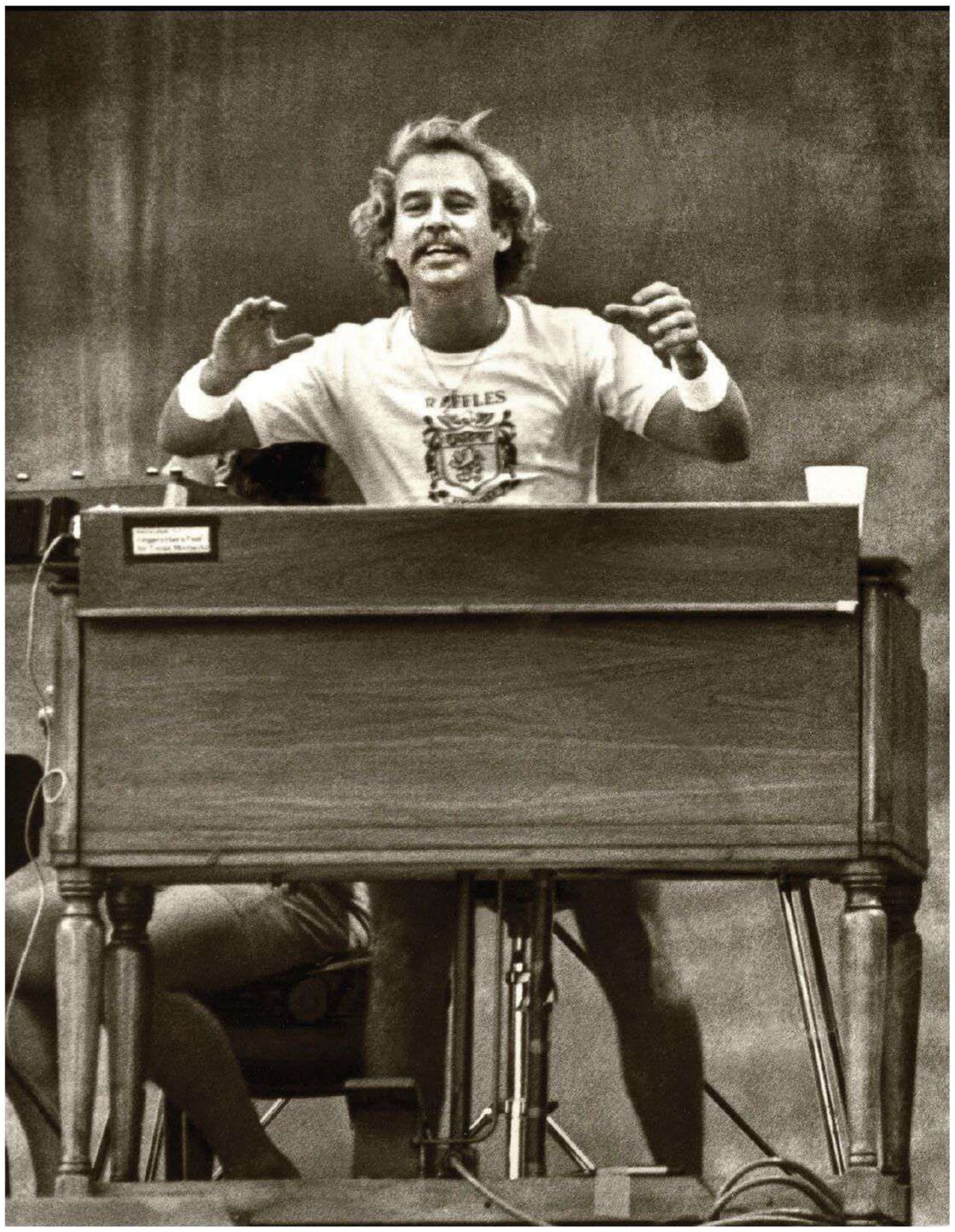
„Perennial“ bedeutet „ausdauernd“, „wiederkehrend“, wie Blumen, die jedes Frühjahr blühen, und Woods sind auch „perennial“, ein tief verwurzeltes Gewächs in der amerikanischen Indie-Landschaft, ein wichtiger Teil des Ökosystems. Es gibt die Band seit fast zwanzig Jahren. Ihr Kern besteht aus dem Sänger und Songwriter Earl und dem Multiinstrumentalisten und Produzenten Jarvis Taveniere. Die beiden wohnten zusammen in Brooklyn, machten Platten auf Band, Lo-Fi-Psychedelia, immer von Earls einnehmenden Melodien geprägt. Von Anfang an machten sie alles selbst, waren as DIY as it gets. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Auch *„Perennial“* erscheint auf ihrem eigenen Label Woodsist, das Earl von seinem Haus in New York aus betreibt.

„Wir lassen uns treiben, bis wir etwas entdecken“

„Für mich war es immer wichtig, unabhängig zu bleiben und alles selbst zu machen“, sagt er. „Ich wollte nie zu einem anderen Label gehen. Die Band war immer mit dem Label verbunden, das hat mir gefallen.“ Es sei nicht immer leicht, sich über Wasser zu halten. Im Gegensatz zu anderen Leuten, die auch auf Woodsist angefangen haben – Kevin Morby, der vor seiner Solokarriere Bassist der Band war, oder Kurt Vile oder Real Estate –, hatte Earl aber nie das Bedürfnis, sich größeren Labels anzuschließen. Er macht nicht den Eindruck eines Karrieristen. Er wirkt so, wie er auf Platte klingt: im Frieden mit sich und der Welt, in Harmonie mit dem Universum. Besonnen. „Dadurch, dass wir eine überschaubare Größe beibehalten haben, kann ich ein angenehmes Leben führen, mit einem kleinen Label und einer kleinen Anzahl an Bands. It’s all worked out perfectly.“

Taveniere und er wohnen schon lange nicht mehr zusammen, ja nicht mal mehr an derselben Küste – Taveniere lebt heute in L.A. –, und sie nehmen auch nicht mehr in ihrem Wohnzimmer auf, sondern gehen in gute Studios. Während frühe Woods-Alben, das hervorragende *„At Echo Lake“* (2010) etwa, noch sehr nach improvisierten und berauschten Jam-Sessions klingen, ist die Band längst in ihrer professionellen Erwachsenen-Ära angekommen und schätzt hohe Produktionswerte. Trotzdem nehmen sie auf eine Weise auf, die die soziale Dynamik ihrer Frühphase heraufbeschwört: Für *„Perennial“* wohnten sie zusammen mit Drummer John Andrews in einem Studio in Nordkalifornien, durch die Fensterfront sahen sie den Pazifik und den Himmel, und die besten Songs entstanden, wenn sie nach dem Abendessen und nach dem Sonnenuntergang noch einmal die Instrumente nahmen und drauflosspielten. „White Winter Melody“, ein schönes Jazz-Instrumental, entstand zum Beispiel in der Magic Hour vor der Nacht. Das zeichnet Woods aus: das gemeinsame Musizieren, die Suche nach schönen Sounds und Melodien. „Wir lassen uns treiben“, sagt Earl, „bis wir etwas entdecken.“

FOTO: JOHN ANDREWS



Jimmy Buffett

Aus dem Etikett „Island Escapism“, mit dem seine Musik oft augenzwinkernd, oft despektierlich versehen wurde, hat Jimmy Buffett eine Tugend und eine Geschäftsidee gemacht. Er eröffnete eine Restaurantkette, investierte in Hotels, Casinos, Seniorenheime, den Vertrieb von Spirituosen – und wurde zu einem der reichsten Musiker der Welt.

Buffett wurde 1946 in Pascagoula/Mississippi geboren. Seine Familie väterlicherseits hatte eine Reihe von Seemännern vorzuweisen, sein Großvater arbeitete als Kapitän. So kam Buffett schon früh in den Genuss maritimer Erfahrungen. Später veröffentlichte er das Album *„Son Of A Son Of A Sailor“* (1978). Seine musikalische Karriere begann Ende der Sechziger, Anfang der Siebziger in New Orleans und Nashville, nahm allerdings erst so richtig Fahrt auf, als er mit dem befreundeten Songschreiber Jerry Jeff Walker eine Reise nach Key West machte. Buffett verliebte sich in den südlichsten Punkt der USA und schuf seinen ureigenen Sound aus Country, Folk-Pop, Calypso und Elementen des Westcoast-Rock. 1973 unterschrieb er einen Plattenvertrag bei Dunhill Records, wo er im selben Jahr das Album *„A White Sport Coat And A Pink Crustacean“* veröffentlichte; die darauf enthaltenen Songs „Grapefruit – Juicy Fruit“ und „Why Don’t We Get Drunk“ bildeten den Auftakt zu einer Reihe von Hits. Mit Stücken wie „Come Monday“ (1974), „Margaritaville“ (1977) und „Cheeseburger In Paradise“ (1978) wurde Buffett zum Inbegriff schwüler Melancholie und karibisch gefärbten Müßiggangs – seine Musik klang, als hätten Michael Nesmith, Mickey Newbury, Gordon Lightfoot und Rupert Holmes ein Fass Rum geleert und anschließend eine Band gegründet.

Buffett hatte eine beeindruckende Zahl prominenter Freunde und Bewunderer. So sang er etwa ein Duett mit Frank Sinatra auf dessen letztem Studioalbum. Paul McCartney, Elton John und US-Präsident Joe Biden haben sich mit bewegenden Worten von ihm verabschiedet. Buffett litt seit Jahren an einer besonders aggressiven Form von Hautkrebs. Er starb am 1. September im Alter von 76 Jahren in Sag Harbor/New York.

FOTOS: GETTY IMAGES (3), B. ELI, JACK O’BRIEN

BERNIE MARSDEN

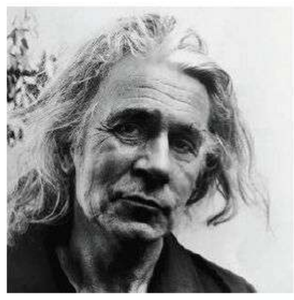
Er spielte mit UFO und Mitgliedern von Deep Purple und veröffentlichte eine Vielzahl von Soloplatten. Doch am meisten verbindet man seinen Namen mit Whitesnake: Marsden war von 1978 bis 1982 Gitarrist der Band und unter anderem Co-Autor ihres Hits „Here I Go Again“. Er starb am 24. August mit 72 Jahren.

JACK SONNI

Sonni, 1954 in Pennsylvania geboren, stieß 1984 zu den Dire Straits, bediente den Gitarrensynthesizer auf *„Brothers In Arms“* (1985) und begleitete Mark Knopfler und Co. bei ihrem Live-Aid-Auftritt (Foto mit Sting). Später entwickelte er digitales Audio-Equipment. Sonni starb am 30. August.

BOBBY ELI

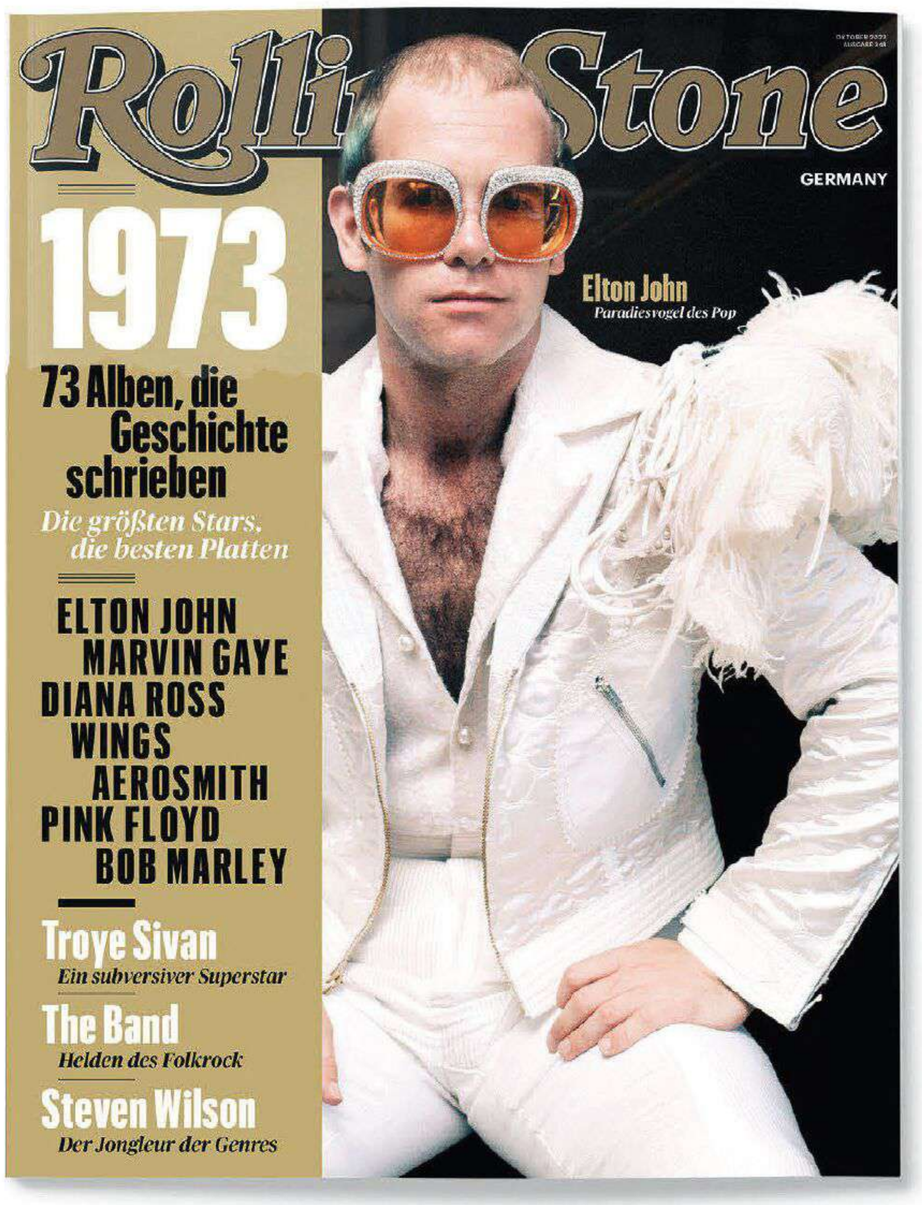
Multiinstrumentalist, Arrangeur, Komponist und Produzent: Bobby Eli war Mitbegründer der legendären Studioband MFSB, ohne die der Sound des Philly Soul nicht denkbar wäre. Eli arbeitete mit Teddy Pendergrass, Elton John, David Bowie, Curtis Mayfield und Jay-Z. Er starb am 17. August 77-jährig in Philadelphia.



JAMIE REID

Kaum einer war für die Ästhetik des Punk so prägend wie der britische Künstler und Anarchist Jamie Reid. Seine Cover-Gestaltungen für die Sex Pistols sind so kompromiss- und respektlos wie seine Haltung gegenüber dem elitären Kunstbetrieb. Reid starb am 8. August mit 76 Jahren in Liverpool.

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!



ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent:innen.

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent:innen
+ monatliche Playlist für Alle

+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

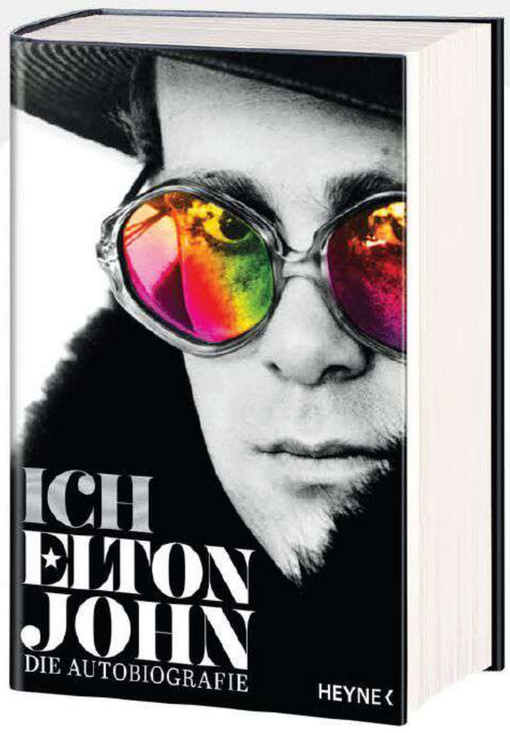
+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
98 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie



ELTON JOHN
Ich (Die offizielle Biografie)

jpc Leidenschaft für Musik 25€
eventim 25€
amazon.de 25€

Jetzt nur
196 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

PINK FLOYD
The Dark Side Of The Moon
(50th Anniversary)

BestChoice Einkaufsgutschein 50€
amazon 50€
jpc Leidenschaft für Musik 50€

EXKLUSIVE
BOOMSTER GO BLUETOOTH-BOX
VON TEUFEL

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 0451 - 4906 740

DIE BESTEN ALBEN VON 1973

WENN WIR ÜBER DIE IKONISCHEN JAHRE der Popgeschichte sprechen, denken wir meist an 1956 (Elvis!), 1965 (das Albumzeitalter beginnt!), 1966 („*Pet Sounds*“!) oder 1967 („*Sgt. Pepper's*“! Summer of Love!). Aber hinter 1973 kann man mindestens genauso viele Ausrufezeichen setzen. Es war das Jahr, in dem Elton John endgültig zum Megastar wurde, das Jahr der großen Konzeptalben und Rock-Opern von Pink Floyd, The Who, Yes und Lou Reed, das Jahr, in dem Stevie Wonder, James Brown und Marvin Gaye uns Meilensteine des Funk und Soul schenkten, das Jahr, in dem Künstler wie Bruce Springsteen, Queen, Aerosmith und Tom Waits die Bühne betraten und Herbie Hancock dem Jazz einen neuen, straighten Groove gab. 73 Alben eines Jahres, die zu Klassikern wurden und unser Bild von Popmusik bis heute bestimmen.

Elton John zwei
Jahre nach seinem
Meisterwerk
live in concert

FOTO: GETTY IMAGES

Goodbye Yellow Brick Road

Elton John

Mercury

1973 NAHM ELTON JOHN SEIT VIER JAHREN ÜBERHAUPT PLATTEN AUF. IM JAHR ZUVOR WAREN es zwei: *„Honky Château“* und *„Don't Shoot Me I'm Only The Piano Player“*. Er war ein Mann mit schütterem Haar und Brillen, der hinter einem Flügel saß.

„Don't Shoot Me ...“ hatte er mit Pfeifferschem Drüsenfieber aufgenommen. „Der Typ, der ‚Daniel' und ‚Crocodile Rock' singt, klingt nicht, als ginge es ihm schlecht“, schreibt Elton John in seiner Autobiografie „Ich“.

Amerika liebte diesen Typen. Und England sowieso.

1973 nahm Elton den Schlagzeuger „Legs“ Larry Smith von der Bonzo Dog Doo-Dah Band mit auf Tournee. Bei „I Think I'm Going To Kill Myself“ steppte Legs mit Sturzhelm und der Schleppe eines Hochzeitskleids über die Bühne. Er und Elton spielten einen Dialog aus „Singin' In The Rain“ nach. Gemeinsam traten sie bei der Royal Variety Performance auf, die so hieß, weil die Königin anwesend war. Die Königin war schon einiges gewohnt, sie war ja 1967 bei den Beatles gewesen. „Die Beatles sind komisch geworden“, bemerkte sie gegenüber einem Domestiken.

Elton John war bei dieser Variety Performance begeistert, denn er teilte sich eine Garderobe mit Liberace, was insofern schwer zu glauben ist, als man sich nicht vorstellen kann, dass sich Liberace mit irgendjemandem eine Garderobe teilte. Andererseits mochte er Elton John, der immerhin auch Klavier spielte und der zweitexzentrischste Showman der Welt war. Jedenfalls war Elton neidisch auf Liberaces Brokat-Umhänge und Schleppen, und Liberace erzählte großzügig die bizarrsten Geschichten aus seinem Showbusiness-Leben, immer mit dieser hohen, affektierten Stimme, mit der er im Fernsehen seine Villa vorführte. Unter anderem beschrieb er einen Abend, als die Hydraulik der Hebebühne, die seinen Flügel aus der Mitte der großen Bühne herauffuhr, auf halbem Weg stehen blieb. Liberace spielte eine halbe Stunde, während nur sein Kopf zu sehen war, bevor der Mechanismus wieder funktionierte und er in seinem Hermelin vor das Publikum befördert wurde.

Elton beneidete den Maestro um seine Bühnenkostüme, in die Diamanten eingewebt waren. Er fand sich selbst auch ganz adrett und überkandidelt - aber im Vergleich mit Liberaces Garderobe sahen seine Kostüme aus, als hätte er „die Kleidung bei Marks & Spencer gekauft“.

In der Hollywood Bowl stieg der Pornostar Linda Lovelace mit der Queen, Batman und Robin, dem Papst und Frankensteins Monster eine mit Palmen besäumte Treppe herab

Nun wollte auch er solche großen Auftritte - und das war nur möglich zur Eröffnung eines Konzerts, bevor er sich ans Klavier setzte. In der Hollywood Bowl trug er Frack und Zylinder und stolzierte mit Sängerinnen auf die Bühne. Dann sagte Tony King den Porno-Star Linda Lovelace an, die mit der Queen, Batman und Robin, dem Papst und Frankensteins Monster eine von Palmen besäumte Treppe herabstieg. Am Ende trug Elton ein Kostüm, das komplett mit Marabufedern bedeckt war.

Es wäre vielleicht gar nicht nötig gewesen, dass Elton John mit Bernie Taupin auch noch Platten aufnahm. Taupin war nicht erfreut über die Sperenzchen und Kostümspektakel seines Partners, weil er fand, dass sie von der Musik ablenkten, vielmehr von seinen Songtexten. Die beiden stritten sehr lebendig. Elton hatte sich vierhundert weiße Tauben gewünscht, die aus einem Käfig aufflattern sollten - aber bei dem Konzert in der Hollywood Bowl zeigte sich keine einzige. Taupin lief aufgeregt auf der Bühne herum und wollte die Tauben aufscheuchen.

Nachdem sie die letzten Platten in Südfrankreich im Château d'Hérouville aufgenommen hatten - deshalb *„Honky Château“* -, wählten sie nun Kingston/Jamaika aus. Natürlich waren die Rolling Stones gerade für *„Goats Head Soup“* in den Dynamic Sounds Studios gewesen, Bob Marley sowieso und irgendwann Cat Stevens. Nebenan wurde ein Vinyl-Presswerk bestreikt und die Streikposten attackierten Elton und seine Entourage mit Blasrohren. Körperliche Gewalt kann er nicht aushalten.

Man flog zurück nach Europa und mietete das Château d'Hérouville. Elton und Bernie hatten so viele Songs geschrieben, dass *„Goodbye Yellow Brick Road“* ein Doppelalbum werden musste.

Die Plattenfirma wollte als erste Single „Bennie And The Jets“ herausbringen. Das wollte Elton nicht. Es ist ein ungewöhnliches Stück mit einigen Verzögerungen („B-B-Bennie and the Jets ...“), wie er noch keines geschrieben hatte, und es ist fünf Minuten lang. Er wollte „Candle In The Wind“ als Single nehmen - der Song wurde im nächsten Jahr eine Single in England, erreichte aber nur Platz 11. Während „Saturday Night's Alright For Fighting“ in den amerikanischen Charts Platz 12, „Goodbye Yellow Brick Road“ Platz 2 - und „Bennie And The Jets“ Platz 1 belegten. Man sagte Elton, dass man in den Diskotheken von Detroit vollkommen aus dem Häuschen sei, wenn „Benny And The Jets“ aufgelegt wurde. „Candle In The Wind“ wurde dann viel später, nach dem Tod von Princess Diana, die meistverkaufte Single aller Zeiten.

„Goodbye Yellow Brick Road“ verkaufte auch nicht schlecht, 30 Millionen, aber natürlich nicht alle sofort. „Niemand weiß, warum - aber es ging durch die Decke“, kokettiert Elton John in seinen Memoiren. Ein Grund könnte sein, dass Elton noch schlotzigere Melodien geschrieben hatte als auf früheren Alben und Balladen und Rock-'n'Roll austarierte. Del Newman arrangierte die Streicher. Und Bernie Taupin schwelgte - wie bei *„Tumbleweed Connection“* (1970) - in Erinne-

rungen an alte Filme: „Candle In The Wind“ ist ein Lied über Marilyn Monroe, „Goodbye Yellow Brick Road“ ist natürlich „The Wizard Of Oz“ gewidmet, und „Roy Rogers“ ist eine Hommage an den singenden Cowboy und sein legendäres Pferd Trigger. Seltsamerweise klingt das alles, wenn Elton John es singt, als hätte Elton John es geschrieben. Oder wenigstens empfunden. Bernie Taupin machte auch einen Fehler nicht: Er versuchte nicht, die Songtexte Elton anzuverwandeln. Und er tut auch nicht so, als wären es autobiografische oder bekenntnishafte Texte. Sie sind es nicht.

Bernie Taupin und Elton John fügten der fröhlichen Reiselyrik einen bemerkenswerten Song hinzu: den geklöppelten und georgelten Reggae-Versuch „Jamaica Jerk-Off“. „Come on Jamaica/ In Jamaica all day/ Dancing with your darling/ Do Jamaica jerk-off that way/ So do it in Jamaica/ Got plenty for you and me/ Honky-tonkin’ with my baby/ In the deep blue sea.“ Und das klingt dann doch nicht nach Elton John.

„Goodbye Yellow Brick Road“ führte Ende 1973 die englischen Charts an und die amerikanischen (und blieb zwei Jahre in der amerikanischen Albumliste).

Elton John kaufte jetzt eine alte Boeing 720 aus dem Besitz von Led Zeppelin, die er passend „The Starship“ nannte. Das Flugzeug war golden und lilafarben lackiert. Es war mit einer großen Bar, einem künstlichen Kamin, einem Schäferstündchen- oder Schmollwinkel und einem Videorekorder ausgestattet, auf dem Eltons Mutter während einer Mahlzeit „Deep Throat“ schaute („Oh nein! Tut sie das wirklich? Ich kann nicht hinsehen! Wie macht sie das nur?“). Eltons amerikanische PR-Frau rief ihn eines Abends an die Bar; er schmollte gerade: „Du musst kommen! Musst! Musst!“ Elton kam widerwillig vom künstlichen Kamin. Stevie Wonder spielte „Happy Birthday“ auf der Orgel.

Es war ein weitläufiges Flugzeug.

Elton witzelte, was Led Zeppelin wohl alles in den Räumen angestellt hatten. Er legte ein künstliches Eisbärenfell vor den künstlichen Kamin. Die Popmusiker des Jahres 1973 waren ihrer Zeit voraus – wenn sie viel Geld hatten.

Elton gründete mit Bernie Taupin und dem Produzenten Gus Dudgeon die Plattenfirma Rocket. Es gelang ihnen zwar nicht, die Band Longdancer zu verpflichten, deren Gitarrist ein Jugendlicher namens Dave Stewart war. Als bärtiger Schrat reüssierte er später mit den Eurythmics. Aber sie bekamen Kiki Dee, eine der Lieblingssängerinnen von Elton.

Das nächste Album nahmen sie auf der Caribou Ranch in den Rocky Mountains auf. Die Höhenluft setzte Elton beim Singen zu, weshalb er sich weigerte, weiter an „Don’t Let The Sun Go Down On Me“ zu arbeiten. Gus Dudgeon zwang ihn in die Gesangskabine zurück. Sie schliefen in Blockhütten. In Eltons Bett hatte angeblich der frühere amerikanische Präsident Grover Cleveland geschlafen.

Einmal kam ein befreundeter Musiker auf einem Schneemobil in die Berge von Colorado. Es war schon wieder Stevie Wonder.

Er steuerte das Schneemobil selbst.

ARNE WILLANDER

Solid Air
John Martyn
Island

IHREN SPHÄRISCHEN Folk-Jazz von *„Bless The Weather“* (1971) führten John Martyn und Pentangle-Bassist Danny Thompson auf *„Solid Air“* zur Perfektion. Der Titelsong ist Nick Drake gewidmet, das Skip-James-Cover „I’d Rather Be The Devil“ ist nicht von dieser Welt.

Revenge
John Prine
Atlantic

ALS SÄNGER HATTE JOHN Prine seit seinem Debüt an Kraft und Nuancen gewonnen. Als Songwriter war er in Songs wie „Please Don’t Bury Me“ und „Christmas In Prison“ auf dem Höhepunkt seines oft surrealen Humors und seiner unvergleichlichen Beobachtungsgabe.

Piano Man
Billy Joel
Columbia

DIE ZWEITE PLATTE DES Songschreibers und die erste für Columbia Records. Den Titelsong spielt Billy Joel noch heute bei nahezu jedem Konzert, großartig sind auch „The Ballad Of Billy The Kid“ und das giftige Meisterstück „Captain Jack“, das er an das Ende der Platte gesetzt hat.

Closing Time
Tom Waits
Asylum

WENN ANFANG DER SIEBziger die Elton-John-Fans spätabends längst in den Club weitergezogen und die Billy-Joel-Hörer schlafen gegangen waren, setzte sich Tom Waits ans Klavier und sang für leere Gläser und einsame Herzen die torkelnden Lieder seines Debütalbums.

For Everyman
Jackson Browne
Asylum

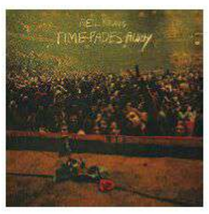
AUF DEM WEG VOM introvertierten jungen Mann des Debüts zum gereiften Songwriter von *„Late For The Sky“* singt Browne (erstmals begleitet von David Lindley) den Eagles-Hit „Take It Easy“, den er mit Glenn Frey geschrieben hatte, und „These Days“, das er einst für Nico schrieb.

Marjory Razorblade
Kevin Coyne
Virgin

KEVIN COYNE, DER NACH dem Ende seiner von John Peel geliebten Band Siren solo weitermachte, war so was wie Van Morrisons psychedelischer Cousin oder Captain Beefhearts britischer Bruder. Sein zweites Soloalbum war ein doppeltes und meisterliches.

Heart Food
Judee Sill
Asylum

AUF IHREM ZWEITEN und letzten Album hebt die Kalifornierin in Dimensionen ab, zu denen nur sehr wenige Songwriter:innen überhaupt einen Zugang haben: In *„Heart Food“* stecken Folk und Gospel, Choräle und Fugen, Copland und Bach, Entrückung und Erlösung.



Time Fades Away
Neil Young
Reprise

NACH DEM MIDDLE-OFthe-Road-Erfolg von *„Harvest“* wollte Neil Young zurück in den Straßengraben. Dieser erste Teil der „Ditch Trilogy“ war ein rumpelndes Live-Album mit neuen Songs, in denen Young durch den Rückspiegel auf sein Leben vor dem Ruhm schaute.

João Gilberto
João Gilberto
Polydor

DER SANFTE PIONIER des Bossa nova ließ sich auf diesem intimen Album nur von dem Perkussionisten Sonny Carr begleiten. Gilbertos Gesang schlängelt sich geschmeidig durch die lebhafte Rhythmik und erzählt selbst dann verführerische Geschichten, wenn er nur lautmalt.

Ooh La La

Faces *Warner*

JE WEITER DIE SIEBZIGER ZURÜCKliegen, desto mehr lösen sich die alten überlieferten Gewissheiten der Epoche in – wesentlich interessanteren – Ambivalenzen auf. So mag ein in eine blond gefärbte kalifornische Parallelwelt abgedrifteter Playboy-Rockstar wie Rod Stewart um ’76/77 wie der absolute Gegenpol zur Londoner Punk-Szene erschienen sein. Dabei war er bloß drei Jahre davor noch der Sänger der Faces gewesen, der einen großen britischen Rockband, die im Gegensatz zu ihren Zeitgenossen nie die Erdung verloren hatte.

Die Stones waren ins Steuer-Exil abgetaucht, längst entfremdet von dem im ökonomischen Fall-out von Öl- und Inflationskrise gefangenen „Salt of the Earth“, dem britischen Proletariat, dessen Lobeslied sie noch 1968 gesungen hatten. The Who hatten ihr Album *„Quadrophenia“* wohl thematisch als Ode an die proletarischen Mods der Sixties, musikalisch aber als bombastischen Synthesizer-Exzess angelegt. Kenney Jones, Ian „Mac“ McLagan und die beiden Ronnies, Lane und Wood, hatten sich dagegen einen rauen Rabauken-Charme erhalten, der immer noch direkt zu Straßenkids wie dem Faces-Fan und späteren Sex Pistol Steve Jones sprach. Ja selbst Rod Stewart hatte am Beginn seiner Solokarriere noch von der Kindheit im Slum („Gasoline Alley“) und seiner jugendlichen Verführung durch eine ältere Frau gesungen („Maggie May“; heute würde man Missbrauch dazu sagen). Im Nachhinein verströmt aber kein Werk der Faces mehr authentische britische Seventies-Atmosphäre als ihre vierte und letzte LP, *„Ooh La La“*, eine Platte, die klingt wie honiggelbes Londoner Sonnenlicht auf braunem Cord und nikotinverfärbten Tapeten. Schuld daran ist nicht zuletzt die zeitweilige Abwesenheit des Frontmanns, der sich laut McLagan erst zwei Wochen nach Beginn der Aufnahmen dazu aufraffen konnte, überhaupt ins Studio zu kommen. „Rod war immer geizig mit seinem Geld“, schrieb „Mac“ im Jahr 2000 in seinen Memoiren „All The Rage“, „aber er war noch geiziger mit seiner Zeit.“

Bei seinem Erscheinen war wohl „Cindy Incidentally“ der offensichtliche Hit des Albums, rückblickend sind es aber zwei nicht von Stewart gesungene, akustische Nummern, die am längsten nachklingen: Der von Ronnie Woods dünner Stimme getragene Titelsong genießt spätestens seit seiner Verwendung in Wes Andersons „Rushmore“ (1998) eine weit über den Ruhm der Faces hinausreichende Popularität. In „Glad And Sorry“ wiederum, dem vielleicht schönsten Faces-Song überhaupt, singen Lane und Wood gleichberechtigt im Duett von Reue und Dankbarkeit, und wir wissen, diese beiden Jungs sind keine Engel. „Borstal Boys“, dieser grob rockende Song über die Jungs aus der Jugendstrafanstalt, sprengt mit seinem Sozialrealismus die eskapistische Glam-Rock-Blase der Zeit und greift weit voraus in Richtung Punk.

Bald nach der Veröffentlichung von *„Ooh La La“* verließ Ronnie Lane die Band desillusioniert. Man fragt sich, was wohl aus den Faces hätte werden können, wenn sie statt seiner Rod Stewart hätten ziehen lassen. **ROBERT ROTIFER**

Houses Of The Holy
Led Zeppelin
Atlantic

„THE SONG REMAINS THE Same“? Von wegen. Auf dem fünften Album erweiterten Led Zeppelin ihren Sound in mehrere Richtungen (Psych, Folk, Reggae). Mit zwei Heimstudios hatten sie genug Muße für Experimente, standen aber immer noch knietief im Bluesrock.

Quadrophenia
The Who
Polydor

NACH *„TOMMY“* DIE zweite Rock-Oper der Band – ein Doppelalbum, auf dem Pete Townshend das komplizierte Leben eines Mods im London der frühen 60er-Jahre beschrieb. Er selbst hält es für das letzte große Album der (Original-) Band. Der Film dazu kam erst sechs Jahre später.

(Pronounced ’Lĕh-’nérd ’Skin-’nérd)
Lynyrd Skynyrd
MCA

DAS DEBÜTALBUM *DER* Southern-Rock-Band setzte mit Stücken wie „Gimme Three Steps“ und „Free Bird“ Standards: Gleich drei Gitarristen sorgten für den wuchtigen Sound, Ronnie Van Zant sang sich die Seele aus dem Leib.

The Wild, The Innocent & The E Street Shuffle
Bruce Springsteen
Columbia

NUR ACHT MONATE NACH *„Greetings From Asbury Park, N.J.“* brachte Springsteen sein zweites Album raus – das erste, auf dem die E Street Band in voller Pracht zu hören ist. Der relative Misserfolg führte zu Frust – und *„Born To Run“* …

Brothers And Sisters
The Allman Brothers Band
Capricorn

DAS ERSTE ALBUM NACH dem Motorradunfall von Gitarrist Duane Allman, geprägt von weiteren Todesfällen. Die ausgedehnten Jams trotzen dem Schicksal, und Dickey Betts’ „Ramblin’ Man“ schaffte es auf Platz 2 der US-Charts.

Dixie Chicken
Little Feat
Warner

DER TITELSONG DES DRITten Albums, von Lowell George und Fred Martin geschrieben, wurde zum Markenzeichen der Rockband, die R&B, Country, Boogie und Blues auf ihre ureigene Art einwob. Sie stammten aus Los Angeles, klangen aber immer mehr nach New Orleans.

Tres Hombres
ZZ Top
London

DER DURCHBRUCH FÜR das Blues-Boogie-Rock-Trio aus Texas: Die Partyhymnen von ZZ Top begeisterten „Beer Drinkers & Hell Raisers“, sie waren aber cleverer, als sie mit ihren Stetsons manchmal aussahen: Hier sitzt jede Melodie, und „La Grange“ war geschickte Provokation.

New York Dolls
New York Dolls
Mercury

SO VIEL TALENT AUF EInem Debüt: Sänger David Johansen und die Gitarristen Johnny Thunders und Sylvain Sylvain sahen in Drag fantastisch aus und schrieben passend lebenssatte Rocksongs, Todd Rundgren produzierte. Ein Startschuss für Punk *und* Glam-Metal – unfassbar.

Raw Power
Iggy And The Stooges
Columbia

IST DAS NOCH HARDoder schon Punkrock? Rock ist es auf jeden Fall – auch wenn David Bowie das Album für Iggy Pops Geschmack zu mild abgemischt hat. Die rohe Kraft von Stücken wie „Search And Destroy“ hat eine ganze Generation um Henry Rollins und Kurt Cobain geprägt.

Band On The Run

Paul McCartney And Wings *Apple*

AUF DEN ERSTEN BEIDEN ALBEN hatte Paul McCartneys neue Band kaum Möglichkeiten gehabt, sich zu zeigen. Doch auf der Tour im Frühling/Sommer war sie zu einer festen Einheit geworden. Die Wings klangen roher und robuster als die Beatles, passten in die Zeit der großen, lauten Rockbands. Die Live-Energie sollte sich auch auf dem nächsten Album niederschlagen, das dann kurz nach dem Ende der Tour aufgenommen wurde. Damit sich der enge Zeitplan nicht zu sehr wie Arbeit anfühlte, suchte man in sonnigen Ländern nach einem Studio in Strandnähe. Nachdem er eine Dokumentation über den Ex-Cream-Drummer Ginger Baker gesehen hatte, der mittlerweile in Lagos ein Studio betrieb, entschied McCartney sich für Nigeria. Der größte Star des Landes, Fela Kuti, hatte die Wings während der Sessions zu ihrem Debüt, *„Wild Life“*, im Studio besucht.

Aber das Projekt stand unter keinem guten Stern. Gitarrist Henry McCullough verließ die Band frustriert von McCartneys Kontrollwahn noch während der Proben. Auch der Schlagzeuger stieg nicht ins Flugzeug. Die Wings hatten Federn gelassen, als sie das EMI-Studio in Lagos inspizierten und feststellten, dass die kleine Holzhütte für eine große Rockproduktion einer dazu noch dezimierten Band nicht geeignet war. Ohne Hast zimmerten einige an großen Joints ziehende Arbeiter eine schallisolierte Aufnahmekabine.

Ginger Baker lud die Band zu einem Konzert von Fela Kuti & Afrika ’70 in den Afrika Shrine ein. Berauscht von der Musik (und dem wirkungsvollsten Joint seines Lebens), überlegte McCartney, einige der Musiker ins Studio einzuladen, um die Wings-Tracks rhythmisch aufzupeppen. Als Fela, der McCartney zunächst noch wie einen alten Freund auf die Bühne geholt hatte, davon erfuhr, marschierte er am nächsten Tag mit einer Abordnung ins Studio, um ihn der kulturellen Aneignung (hieß damals noch nicht so) zu überführen. McCartney konnte ihn durch Vorspielen seiner Aufnahmen vom Gegenteil überzeugen. Aber wie Urlaub fühlte sich das alles nicht mehr an. Die Wings suchten Zuflucht in Bakers Studio. Als die McCartneys wenig später bei einem Raubüberfall um ihr Leben fürchten mussten und Paul am folgenden Tag im Studio kollabierte (Hitze, Nerven, Joint, Kreislauf), war das Afrika-Abenteuer beendet. Die restlichen Songs sowie eine Reihe von Overdubs wie die Orchesterarrangements von Tony Visconti wurden schließlich in London aufgenommen.

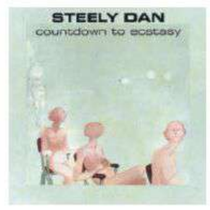
Das Ergebnis der erheblichen Bemühungen, zeigte McCartney erstmals nach dem Ende der Beatles wieder auf der Höhe der Zeit, man hörte die Einflüsse von Glam und Prog. Es dauerte allerdings, bis das auch den Plattenkäufern auffiel. In England und den USA schaffte es *„Band On The Run“* nach seinem Erscheinen im Dezember 1973 nur kurz auf die hinteren Plätze der Top Ten, doch die Singles „Jet“ und „Band On The Run“ zogen das Album schließlich im Sommer 1974 an die Spitze der Charts. **MAIK BRÜGGEMEYER**

Aladdin Sane
David Bowie
RCA

DIE NÄCHSTE INKARNATION: Nach Ziggy Stardust verkörperte David Bowie nun den „Lad Insane“. Songs wie „Cracked Actor“, „Aladdin Sane“ und „The Prettiest Star“ befassen sich mit Ruhm und Hybris, „The Jean Genie“ feiert in einem Wortspiel den Dramatiker Jean Genet.

For Your Pleasure
Roxy Music
E. G.

AUF DAS SEHR GUTE Debüt folgte ein noch besseres Album: Auf einem Außenposten des Glam-Pop zelebrierten Roxy Music erotische Vexierspiele um Dekadenz, Sadomasochismus und Heimlichkeit, von Bryan Ferry samten gesungen. „In Every Dream Home A Heartache“.



Countdown To Ecstasy
Steely Dan
ABC

DONALD FAGEN UND Walter Becker gefiel das zweite Album besser als das Debüt, *„Can’t Buy A Thrill“*. Die Plattenfirma war weniger erfreut über die raffinierten Songgebilde, die über die Popmusik hinausgehen. Kein Hit, aber ohne Frage ein Klassiker.

Abandoned Luncheonette
Hall & Oates
Atlantic

RICHTIG ERFOLGREICH wurden sie erst ein Jahrzehnt später, aber ihr zweites Album ist ihr bestes: Daryl Hall und John Oates etablierten ihren raffinierten Blue-Eyed Soul mit Groove und Stil – und mit Hugh McCracken, Bernard Purdie und Rick Marotta.

The Joker
Steve Miller Band
Capitol

DER TITELSONG WAR EIN Riesenhit und wurde es später noch einmal. *„The Joker“* war schon Millers achtes Album in einer Reihe von exzellenten Platten, die er seit den 60er-Jahren gemacht hatte. Den recht konventionellen Bluesrock-Songs eignet eine gewisse Boogie-Lässigkeit.

There Goes Rhymin’ Simon
Paul Simon
CBS

ZWISCHEN DEN HITS „Kodachrome“ und „Loves Me Like A Rock“ zeigt Simon sich auf seinem zweiten Post-Garfunkel-Album als Meister aller Stile, von Doo Wop und Gospel über Jazz-Pop bis Folk und Wiegenlied. Im Herzen steckt ein „American Tune“.

10cc
10cc
UK

DAS DEBÜTALBUM DER britischen Pop-Alchemisten. Graham Gouldman, Eric Stewart, Lol Creme und Kevin Godley waren allesamt versierte Songschreiber, und „Rubber Bullets“, „Donna“ und „The Dean And I“ wurden in England Hits. Das Album war weniger erfolgreich.

Holland
Beach Boys
Reprise

BRIAN WILSON WAR UNpässlich, Van Dyke Parks rang ihm aber „Sail On, Sailor“ ab. Lustigerweise verliebte sich die Band in die Niederlande und lebte eine Weile dort – deshalb der Plattentitel. Das Album ist aber eine große Ode an Kalifornien und enthält eine dreiteilige „California Saga“.

Living In The Material World
George Harrison
Apple

DER INTROSPEKTIVE Nachfolger von *„All Things Must Pass“*. Phil Spector war weg, die Lieder aus den Beatles-Jahren waren aufgebraucht. Harrison setzte seine spirituelle Reise fort, ohne das schlechte Karma der Post-Beatles-Streitereien zu verdrängen.

Aerosmith

Aerosmith *Columbia*

NACH EINER WELTKARRIERE SAHEN DIE BESCHEIdenen Anfänge nicht aus. Eigentlich wussten die fünf auch gar nicht so richtig, was sie überhaupt machten. Sie hatten in Boston/Massachusetts schon in verschiedenen Bands gespielt, aber kaum einer von ihnen war bisher mal in einem Studio gewesen. Sänger Steven Tyler und Gitarrist Joe Perry, später „Toxic Twins" genannt, Bassist Tom Hamilton und Schlagzeuger Joey Kramer hatten Aerosmith 1970 gegründet, Zweitgitarrist Brad Whitford kam kurze Zeit später dazu. Im Sommer 1972 unterschrieben sie bei Columbia Records, im Herbst nahmen sie bereits ihr Debütalbum auf.

In seinen Memoiren schreibt Steven Tyler, sie seien extrem nervös gewesen, ja „we were scared shitless. Ich habe meine Stimme immer wie Kermit der Frosch verstellt, um mehr wie ein Blues-Sänger zu klingen." Sagen wir mal so: Später konnte er es wirklich besser. Es musste alles schnell gehen, der Produzent Adrian Barber leitete die Neulinge wohl zu wenig an, mit dem etwas zu flachen Sound waren sie nicht richtig zufrieden, und dann gefiel der Band auch das Cover gar nicht, das ihr Label zusammengeschustert hatte.

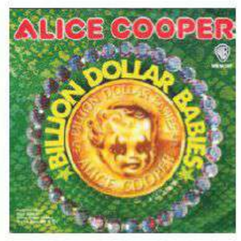
Sollte dies ein Flop werden? Im amerikanischen ROLLING STONE wurde das Album nicht mal besprochen. Columbia hatte mehr Marketingkraft in ein anderes Debüt gelegt, das zeitgleich erschien: *„Greetings From Asbury Park, N.J."*. Und wahrscheinlich hatten sich Aerosmith keinen Gefallen getan damit, dass sie am Ende noch Rufus Thomas' „Walkin' The Dog" coverten – genau wie die Rolling Stones auf ihrem ersten Album. So lag der Vergleich, den schließlich natürlich auch alle zogen (meist zu Ungunsten der Amerikaner), nahe: Die Liebe zu den britischen Rockbands der 60er-Jahre war Aerosmith anzuhören, und damit die Liebe zum Blues. Allerdings kanalisiert durch die Art von Hardrock, die man viel später Classic nennen würde: riffgetrieben, schmutzig, schnörkellos. Ein bisschen rumpelt es hier an manchen Stellen noch, die Band ist nicht immer ganz auf den Punkt, aber die Energie, die dann die nächsten drei grandiosen Alben – *„Get Your Wings"* (1974), *„Toys In The Attic"* (1975) und *„Rocks"* (1976) – befeuerte, ist hier schon deutlich zu spüren.

Ausschlafen, Tee rauchen und Fantasien verwirklichen. Also das Leben genießen, so gut es geht. Achtsamkeit auf die Aerosmith-Art

Und natürlich wurde es kein Flop. Denn die sieben eigenen Stücke von Aerosmith, die hatten es in sich. Damals waren Tyler und Perry noch kein Songwriting-Team, der Sänger hatte fast alles allein geschrieben. Zwei Lieder ragten besonders heraus. „It ain't easy living like a gypsy", weiß Steven Tyler gleich in der ersten Zeile von „Mama Kin". Das Leben könnte so schlimm kommen: mit achtzehn schon eine Glatze kriegen, für den Vater arbeiten müssen, alle Träume nur im Hinterkopf. Aber hey, man kann auch ausschlafen, Tee rauchen und seine Fantasien verwirklichen! Also das Leben genießen, so gut es geht. Achtsamkeit auf die Aerosmith-Art. Später haben Guns N' Roses ihre eigene, noch wildere Version von „Mama Kin" oft live gespielt, es ist auch auf ihrer ersten EP, „Live ?!*@ Like A Suicide" (1986).

Der Megahit auf *„Aerosmith"* wurde erst zwei Jahre nach der Veröffentlichung einer, dann ging „Dream On" endlich in die amerikanischen Top Ten. „Every time that I look in the mirror/ All these lines on my face getting clearer/ The past is gone": So beginnt die gewaltige Klavierballade über die Vergänglichkeit und die Macht der Träume. Steven Tyler hatte das Lied schon lange vor der Gründung von Aerosmith geschrieben, er behauptet: mit 17 oder 18. Er war noch nicht mal 25, als er es im Studio sang (gar nicht froschartig übrigens). Und 50 Jahre später hat es noch dieselbe Dringlichkeit, die ewig gültig sein wird: „Sing with me, sing for the year/ Sing for the laughter and sing for the tear/ Sing with me, if it's just for today/ Maybe tomorrow the good Lord will take you away."

Gegen alle Wahrscheinlichkeit sind Aerosmith immer noch da: Sie verabschieden sich gerade vom Bühnengeschäft (allerdings ohne Joey Kramer) auf ihrer großen „Peace Out Farewell Tour". **BIRGIT FUSS**



Billion Dollar Babies

Alice Cooper

Warner

NACHDEM *„SCHOOL'S OUT"* es 1972 nur auf Platz 1 geschafft hatte, erklomm *„Billion Dollar Babies"*, das sechste Album der Alice Cooper Band, endlich die Spitze der US-Charts. Die straighten Hardrock-Songs gingen sofort ins Ohr, in den Texten stellte sich der Meister der Theatralik gegen Politiker („Elected"), Kapitalismus (Titelsong) und behauptete fröhlich: „I Love The Dead". Lustig auch „No More Mr. Nice Guy" – denn wann wäre Alice je nett gewesen? Logisch, dass diese Songs immer noch bei allen Konzerten gespielt werden.

Sabbath Bloody Sabbath

Black Sabbath

Warner

ZUM ERSTEN MAL PRODuzierten die britischen Metal-Pioniere selbst, geschadet hat es nicht. Es kamen jetzt Keyboards dazu (Rick Wakeman von Yes half aus), aber der Sound von Black Sabbath war immer noch heavy as hell. Ozzy Osbourne und Tony Iommi waren zwar lädiert (zu viel Drogen und Alkohol), doch dann fiel dem Gitarristen das Riff zu „Sabbath Bloody Sabbath" ein und das fünfte Album nahm Gestalt an. Eine unheimliche, brutale Gestalt, die Leute wie Chris Cornell nachhaltig beeinflusste und heute noch unerreicht ist.

Queen

Queen

EMI

DAS DEBÜT LIESS NUR erahnen, wie groß Queen werden würden, obwohl die erste Single, „Keep Yourself Alive", schon mächtig Wumms hatte. Der „Melody Maker" fand, es mangele an Originalität, John Peel hörte immerhin „some pleasing guitars". Freddie Mercury und Brian May hatten das Songwriting unter sich aufgeteilt, Roger Taylor durfte ein Stück („Modern Times Rock 'N' Roll", na ja) hinzufügen. Und vorsichtshalber ließen sie uns in den Credits noch wissen, dass sie nichts weiter brauchten: „... and nobody played synthesizer." Das änderte sich dann auch bald.

Montrose

Montrose

Warner

DAS DEBÜT DER BAND Montrose lebt natürlich von dieser Stimme, der später das fast Unmögliche gelungen ist: David Lee Roth bei Van Halen adäquat zu ersetzen. Sammy Hagar hört man die Freude am Singen jederzeit an, und Gitarrist Ronnie Montrose konnte schon Van Morrison und Herbie Hancock überzeugen. Sie hauten ordentlich auf den Putz, vergaßen dabei aber nie die Melodien – eine Art Feel-Good-Metal. Besonders erfolgreich wurden Montrose nicht, doch der Song „Rock Candy" hat überlebt – unter anderem auch durch „Wayne's World".

GP

Gram Parsons *Reprise*

SEINE VISION VON EINER, WIE ER ES NANNTE, Cosmic American Music, einer gegenseitigen Durchdringung von Country und Rock, ging auf Albumlänge erst hier in Erfüllung, doch hatte Gram Parsons auf dem Weg dorthin bereits stupende Etappenziele erreicht, mit der International Submarine Band, den Byrds und den Flying Burrito Brothers. Mit den Burritos war er seinem Ideal schon sehr nahegekommen, auf „Sin City" etwa oder auf „Wild Horses" – ein Geschenk der Rolling Stones. Der Plan, Keith könnte nach den sich endlos in die Länge ziehenden Sessions zu *„Exile On Main St."* Parsons' erste Solo-LP produzieren, scheiterte an Grams Geduld. Er machte in London die Bekanntschaft mit Ric Grech und lernte, zurück in Amerika, auf Chris Hillmans Empfehlung eine junge Folk-Sängerin kennen, die ihn schlicht umwarf: Emmylou Harris. Virtuose Musiker wie James Burton, Glen D. Hardin, Byron Berline und Al Perkins konnten verpflichtet werden, Grech übernahm mit Parsons die Controls, vervollkommnet wurde das Set-up mit Songjuwelen von großer Reinheit und Strahlkraft, darunter eigene Tunes wie die Magnolienduft verströmende Südstaaten-Erzählung „She" und das von Perkins' Steel-Guitar veredelte, an vertanen Chancen verzweifelnde „The New Soft Shoe". Last not least waren da Gram & Emmy, die mit ihren hochfliegenden, tiefgründenden Harmonies George & Tammy in den Schatten stellten – a match made in heaven. Das beste Album von 1973? By a country mile. **WOLFGANG DOEBELING**

Shotgun Willie

Willie Nelson

Atlantic

ANFANG DER SIEBziger zog Willie Nelson ins liberale Austin und wurde zum Outlaw. Auf seinem ersten Album für Atlantic spielte er mit seiner Band eine wilde Mischung aus Country, Folk und Jazz. Den Titelsong schrieb er auf dem Studioklo: „Well, you can't make a record if you ain't got nothing to say."

Honky Tonk Heroes

Waylon Jennings

RCA

WIE SEIN KUMPEL Willie Nelson suchte Waylon Jennings nach neuer musikalischer Freiheit und fand in Billy Joe Shaver einen Songwriter, der ihm half, Country-Flair und Rock'n'-Roll-Attitüde miteinander zu verbinden „For lovable losers, no-account boozers and honky-tonk heroes."

Heaven Help The Child

Mickey Newbury

Elektra

DER TITELSONG, eine Familiengeschichte über drei Generationen, ist eine Great American Novel in fünf Minuten, mit viel Drama, Tragik und einem Hoffnungsschimmer am Horizont. Danach öffnet der große Songwriter eine Schatzkiste alter Hits und lässt sie mit gottgleichem Tenor neu erstrahlen.

Louisiana Woman, Mississippi Man

Conway Twitty, Loretta Lynn

MCA

ALS LORETTA Lynn und Conway Twitty in den Siebzigern Duettplatten aufnahmen, waren sie beide längst Stars. Die Dynamik und Wandlungsfähigkeit dieser Verbindung, die Harmonie und das Feuer machten sie zu einem der größten Country-Duos.

Blackboard Jungle Dub

The Upsetters *Clocktower*

GLEICH ZU BEGINN DES WOHL ERSTEN DUB-Albums der Musikgeschichte macht Produzent Lee Perry klar, worum es geht: Nicht rumfummeln, lieber bescheiden bleiben. Denn Dub ist die hohe Schule des Weglassens. Die Schlagzeug- und Bass-Spuren bereits existierender Aufnahmen stehen im Zentrum, alles andere ist optionales Beiwerk. Da poppt mal kurz ein Keyboard-Akkord rhythmisch auf, oder ein paar Bläser schweben geisterhaft durch den Raum, unterlegt mit jeder Menge Echo und Hall. Dazu kommt bei Perry ein Sack voller bizarrer Einfälle und Effekte: heulende Sirenen, rasselnde Percussion oder seltsame Geräusche, die er mit dem Mund machte. Der damals 37-Jährige war durch die Arbeit mit den Upsetters und den Wailers gut im Geschäft und konnte sich 1973 endlich ein eigenes Vierspurstudio einrichten: The Black Ark. Hier entstand ein neuer Reggae-Sound, der psychedelischer war als die Produktionen von Kollegen wie King Tubby. Oft gebärdete Perry sich wie ein durchgeknallter Voodoo-Priester, vergrub Mikrofone in der Erde, stets auf der Suche nach dem besonderen Sound. Das Eröffnungsstück dieses 1973 in einer Auflage von 300 LPs zunächst als *„Upsetters 14 Dub Blackboard Jungle“* veröffentlichten Albums ist auch 50 Jahre später noch eine Offenbarung. Das folgende „Rubba, Rubba Words“ ist die Urfassung des genialischen Riddims, auf dem Sangie Davis vier Jahre später sein meisterliches „Words“ einsingt. **JÜRGEN ZIEMER**

Burnin'
The Wailers
Tuff Gong

DAS LETZTE Album mit Peter Tosh und Bunny Wailer, danach war Bob Marley alleiniger Chef der Band. In Jamaika produziert, von Chris Blackwell in London für das Rockpublikum aufgehübscht. Die Evergreens „I Shot The Sheriff“ und „Get Up, Stand Up“ haben Tausende Abi-Feten überlebt.

Funky Kingston
Toots & The Maytals
Dragon

DAS DEBÜT VON Toots Hibbert, der die meisten Songs schrieb. Auch hier saß Chris Blackwell an den Reglern, jedoch ohne den Tracks ihren Roots-Charakter auszutreiben. Die hübsche Version von „Louie Louie“ half, die neue Musik namens Reggae in Europa zu etablieren.

Burning Spear
Burning Spear
Studio One

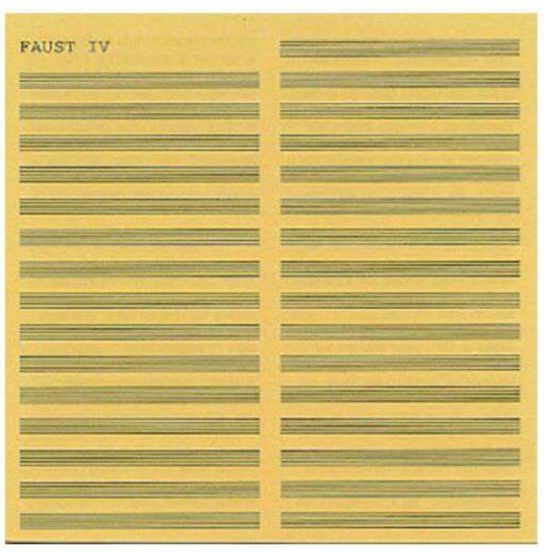
EIN VETERAN DES Roots-Reggae, schon als er vier Jahre nach seinen ersten Singles sein Debütalbum in Kingston aufnahm. Ein politischer Künstler, dessen Hommage an den radikalen Panafrikanisten Marcus Garvey ihn zwei Jahre später berühmt machen würde. Hier noch ruff und ungeschliffen.

Struggling Man
Jimmy Cliff
Island

MIT „THE HARDER They Come“ hatte Jimmy Cliff Reggae in Europa bekannt gemacht. Doch seine eigene Karriere verlief tragisch. Sein Produzent und Mentor Leslie Kong war gestorben, das Album zeugt von Cliffs Kampf gegen Depression und Trauer. Ungewöhnlich intensiv und um „Sunshine“ ringend.

Faust IV

Faust *Virgin*



IN DER GESCHICHTE DES DEUTSCHEN KRAUTROCK DER 70ER-JAHRE gebührt der Gruppe Faust schon deswegen ein Ehrenplatz, weil sie die Einzigen waren, die ein Stück mit dem Titel „Krautrock“ eingespielt haben. Es findet sich am Beginn ihres Albums *„Faust IV“* aus dem Jahr 1973, und es handelt sich dabei um eine mit nach innen gerichteten Augäpfeln elegant in die Länge gezogene Daddelei mit Gitarren-Drones, in der erst nach etwa sieben Minuten ein Schlagzeug für so etwas wie musikalische Organisation sorgt. Danach folgt ein, sagen wir mal, Reggae-Stück mit dem grandiosen Titel „The Sad Skinhead“ und einem hysterisch verzerrten Dame-ohne-Unterkörper-Gitarrensolo, wie Michael Karoli es so ähnlich auch bei Can gelegentlich ventilierte. Außerdem im Angebot auf *„Faust IV“*: zappaesker Schickt-mir-die-Clowns-herein-Funkrock, liebliche Folkgitarren und Genesis-inspirierte Wie-schön-ist's-im-Auenland-Pastoralen, die dann freilich, anders als bei Genesis, mit unmittelbar aus Mordor herüberschwallenden Synthesizer-Drones überschwemmt werden. Die Mitglieder von Faust hatten sich 1970 in Hamburg zusammengefunden, die treibenden Kräfte hinter dem Projekt waren der Journalist Uwe Nettelbeck und der Musikmanager Horst Schmolzi, der vorher für die Polydor in London den damals noch weithin unbekannten Gitarristen Jimi Hendrix zum Star gemacht hatte. Die ersten Faust-Alben entstanden auf einem Bauernhof in Wümme in Niedersachsen, *„Faust IV“* spielte die Band in Großbritannien für Richard Bransons aufstrebendes Virgin-Label ein. Als das Werk floppte, löste sich die Gruppe bis auf Weiteres auf. Horst Schmolzi nahm einen britischen Folksänger namens Roger Whittaker unter Vertrag, überredete ihn, auf Deutsch zu singen, und verdiente gemeinsam mit ihm Millionen. „Horst war der tollste Typ, dem ich in der Musikbranche je begegnet bin“, so hat Roger Whittaker es mir vor ein paar Jahren einmal in einem Interview gesagt. Von der Gruppe Faust aber hatte er angeblich noch nie gehört. **JENS BALZER**

Alles klar auf der Andrea Doria
Udo Lindenberg
Telefunken

ER ERFAND EINE Sprache für deutsche Rockmusik: virtuos, schnoddrig, etwas vernuschelt, eigen. Niemand schrieb Lieder wie Udo Lindenberg. Und mit seiner dritten Platte schrieb er Rockgeschichte: eine Handvoll Klassiker, erster Millionenvertrag. Ein Pionier, der Westernhagen und Grönemeyer den Weg bereitete.

Future Days
Can
United Artists

VIELLEICHT DIE entspannteste Platte der Kölner Band, wie ein warmer Sommerregen grundiert Jaki Liebezeits metronomischer Rhythmus die manchmal fast ambienthaften Klänge, die nie in Daddelei wegdriften. Ein homogenes Werk mit „Bel Air“ als 20-minütigem Höhepunkt und dem letzten (und besten) Beitrag des Sängers Damo Suzuki.

Diana & Marvin

Diana Ross/Marvin Gaye *Motown*

ZWEI ÜBERRAGENDE FIGUREN DES SOUL, die sich nicht besonders mochten. Diana Ross, die Chefsängerin der Supremes, deren Solokarriere Anfang der 70er-Jahre anhob, und Marvin Gaye, der Motown-Hitschreiber und beliebte Soulsänger, der an seiner musikalischen Emanzipation arbeitete. Beide würden Anfang des nächsten Jahrzehnts noch einmal große, sehr erfolgreiche Platten aufnehmen. Beide konnten ihre Vision von Soul in den Mainstream transferieren und leisteten einiges für die Emanzipation des Genres. Sie hatten sich zu selbstbestimmten Künstlerpersönlichkeiten entwickelt. Beide sind heute Denkmäler der Popgeschichte.

Gemeinsam funktionierten sie nicht so gut. Motown-Chef Berry Gordy wollte Gaye und Ross als Duo auf einem Hitalbum, das alle anderen überstrahlen sollte. Gaye hatte bereits in den Sechzigern drei Duettplatten mit jungen Sängerinnen veröffentlicht, alle erfolgreich, aber auch von einer gewissen Tragik umflort, aus unterschiedlichen Gründen. Nach dem frühen Tod seiner geliebten Duettpartnerin Tammi Terrell wollte Gaye nie wieder Duette aufnehmen. Doch am Ende war es eine strategische Entscheidung. Gaye war nach dem Jahrzehntwerk *„What's Going On"* in eine Krise gerutscht, sein Chef Berry Gordy hatte das bereits aufgenommene Nachfolgealbum abgelehnt. Und Gaye spekulierte auf das Publikum der damals schon im (auch weißen) Mainstream beliebten Ross.

Die Aufnahmen zogen sich über mehr als zwei Jahre. Sie liefen parallel zu den Aufnahmen von zwei Diana-Ross-Alben und zu Gayes bis heute bestverkaufter Motown-Platte, *„Let's Get It On"*. Die Arbeit war schwierig und stand unter großer Anspannung, weil das Künstlerpaar ständig stritt. Gaye war es gewohnt, dass Sängerinnen sich ihm unterordneten und seine Führungsrolle als Produzent und Genie akzeptierten. Doch hier durfte er nicht produzieren, hier produzierte Gordy selbst (mit Hilfe von Hal David, Bob Gaudio und Ashford & Simpson). Diana Ross verbot Gaye das Kiffen. Sie mochte seine Songauswahl nicht. Sie lehnte seinen präferierten Albumtitel „Art & Honey" ab. Sie war schwanger und verlangte Rücksichtnahme. Marvin Gaye war genervt. „Mir fällt es schwer, mit Diven umzugehen", sagte er Jahre später. „Ich hätte etwas verständnisvoller sein sollen. Aber ich war genau das nicht. Wir benahmen uns wie zwei verwöhnte Kinder, die sich um einen Keks balgen."

Gaye war es gewohnt, dass Sängerinnen sich ihm unterordneten. Doch Diana Ross verbot ihm das Kiffen und sorgte dafür, dass ihr Name als erster auf dem Cover stand

Am Ende nahmen sie ihren Gesang getrennt voneinander auf. Am Ende stand Dianas Name vor Marvins auf dem Plattencover. Obwohl er darauf bestanden hatte, das Album solle „Marvin & Diana" heißen. Gordy entschied anders. Am Ende war *„Diana & Marvin"* ein relativer Flop, jedenfalls in den USA, wo das Album hinter den Verkäufen der jeweiligen Soloalben der beiden zurückblieb. Nur in England lief es deutlich besser. Am Ende war es kein großes Album zweier großer Künstler. Aber eine Art Bookmark. Und „Stop, Look, Listen (To Your Heart)" ihr Duett für die Ewigkeit. **SEBASTIAN ZABEL**

Call Me
Al Green
Hi

VIELLEICHT DAS STÄRKSte Album des großen Southern-Soul-Sängers und ein kreativer Höhepunkt seines Produzenten Willie Mitchell. Allein der sehnsüchtige Title-Track mit Greens zart vibrierendem Vortrag und das zupackende „Here I Am" zeigen seine ganze Bandbreite.

Ship Ahoy
The O'Jays
Philadelphia International

EIN POLITISCHES ALBUM, das mit Songs wie „Ship Ahoy", „Don't Call Me Brother" oder dem unvergänglichen Funk-Meistertrack „For The Love Of Money" Statements setzte. Eine Unterrichtsstunde in schwarzer Geschichte und Kapitalismuskritik, immer groovy, immer soulful.

Let's Get It On
Marvin Gaye
Tamla Motown

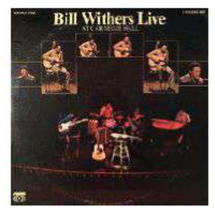
DIE PLATTE NACH DEM Meisterwerk. Gaye kehrt zum Thema Liebe (und, oh yes, Erotik) zurück, sein anschmiegsamer Gesang grenzt an sexuelle Belästigung, die Kompositionen und Arrangements sind erdiger als bei *„What's Going On"*, doch nicht minder fein. Ein lustvolles Werk.

Innervisions
Stevie Wonder
Tamla Motown

EIN HÖHEPUNKT SEINER klassischen Phase. Stevie Wonder nutzt Synthesizer und Field Recordings, brennt ein unwahrscheinliches Ideen-Feuerwerk ab, smooth („Golden Lady"), funky („Higher Ground"), latinesk („Don't You Worry 'Bout A Thing") und antirassistisch („Living For The City").

Cosmic Slop
Funkadelic
Westbound

EIN WENDEPUNKT FÜR George Clintons anarchische Funk-Truppe. Als hätten James Brown und Frank Zappa eine Band gegründet. Die ab diesem Album von Pedro Bell gestalteten Psycho-Polit-Cover und das von Keyboarder Bernie Worrell geprägte Titelstück weisen den Weg.



Live At Carnegie Hall
Bill Withers
Sussex

HERAUSRAGENDES LIVE-Album des Ausnahmesongwriters. So rhythmusgetrieben wie smooth, so warm wie intensiv. Das Doppelalbum repräsentiert Withers' schmales Œuvre besser als jede Best-of und findet in „Harlem/Cold Baloney" einen epischen Gänsehaut-Abschluss.

Killing Me Softly
Roberta Flack
Atlantic

DER TITELSONG IST WIE wenige sonst zum Mainstreambegriff für Soul geworden, spätestens seit den Fugees. Die „Village Voice" schrieb, man frage sich, wer zuerst einschlafe, Hörer oder Sängerin. Doch die Sophisti-Balladen, begleitet von der Elite des Soft Jazz, sind verführerisch elegant.

The Payback
James Brown
Polydor

EIN ABGELEHNTER SOUNDtrack – und Browns erfolgreichstes Studiowerk überhaupt. Das Doppelalbum ist fast eine Essenz seines Schaffens, mit messerscharfem, viel gesampeltem Funk („Stone To The Bone"). Tolle Langstrecken-Grooves und eine Ballade zu viel vielleicht.

Fresh
Sly & The Family Stone *Epic*

DAS LETZTE GUTE ALBUM. Sly Stone hatte monatelang daran herumgeschliffen, und nicht zuletzt das kleine große „If You Want Me To Stay" gibt ihm recht: Funk in Zärtlich. Miles Davis und Brian Eno liebten die Platte, heißt es. Übrigens auch der letzte große Erfolg des tragischen Genies.

Tales From Topographic Oceans

Yes *Atlantic*

DAS GEWALTIGSTE STÜCK MUSIK DES JAHRES 1973 fand seinen Ursprung ausgerechnet in einer kurzen Fußnote. Jon Anderson, der Mann mit dem glockenhellen Kontertenor bei Yes, schmökerte in Paramahansa Yoganandas „Autobiografie eines Yogi“, als er in einer zwölf Zeilen umfassenden Anmerkung auf die Shastra stieß, heilige Schriften aus dem hinduistischen Glauben. Vier Songs schwebten ihm vor, einer für jedes Shastra, ein Doppelalbum mit einem Mammutstück pro Seite. Das größtmögliche Resultat aus minimalen Ressourcen quasi. Das Ergebnis: *„Tales From Topographic Oceans“*.

Rückblickend verwundert es nicht, dass Anderson Anfang der Siebziger Zuflucht in spirituell angehauchter Literatur suchte. Der quirlige Schlagzeuger Bill Bruford hatte die Band kürzlich verlassen, sein Nachfolger Alan White musste in Rekordzeit das anspruchsvolle Material für eine anstehende Tour lernen. Keyboard-Virtuose Rick Wakeman feilte bereits an seiner Solokarriere, währenddessen geriet Anderson immer häufiger mit Bassist und Gründungsmitglied Chris Squire aneinander. In dieser fragilen Zeit visionierte Anderson die große musikalische Geste für das nächste Album von Yes. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion zimmerten er und Gitarrist Steve Howe in einem amerikanischen Hotelzimmer bei Kerzenschein die ersten kompositorischen Fragmente für *„Tales ...“* zusammen.

Anstatt die Musik das Konzept diktieren zu lassen, vollzogen Yes unter den Anweisungen des Sängers also den umgekehrten Weg. Nachdem sein Vorschlag, die Aufnahmen in ein gewaltiges Zelt mitten im Wald zu verlegen, abgeschmettert worden war, ließ Anderson das Studio als Farm dekorieren, inklusive Lattenzaun und Holzkühen. Die mitgebrachten Blumen verdorrten schnell, und das Experiment des Frontmanns, sein eigenes Badezimmer nachzubauen, wo er angeblich den besten Gesangssound erzielte, scheiterte. Anders als bei den meist akribisch durchkomponierten Werken früherer Yes-Alben nutzte die Band erstmals Jams und Improvisationen als Füllmaterial, da die angefertigten Demos teils deutlich kürzer ausgefallen waren, als es das Konzept der vier Epen verlangte. Eine Sisyphusarbeit, verschwanden doch aufgrund der drogenbedingten Unzuverlässigkeit des Produzenten Eddy Offord immer wieder essenzielle Master-Takes.

Kritiker sahen den Zenit des Prog-Rock-Exzesses erreicht. Das aufgeblasene Konzept beschwor den Punk praktisch im Alleingang herauf

Diese notdürftig geflickte Zerrissenheit hört man *„Tales ...“* stellenweise an. Doch vielleicht fasziniert das Album gerade deswegen. Kritiker sahen bei der Veröffentlichung den Zenit des Exzesses im Prog Rock erreicht. Nicht zu Unrecht, beschworen doch bedeutungsschwangere Mellotron-Akkorde, schwer zu verdauende Esoterik-Dada-Texte sowie das aufgeblasene Konzept den bereits in den Startlöchern lauernden Punk praktisch im Alleingang herauf. Auch Yes wandten sich schnell neuen Einflüssen zu. Die monumentale Erhabenheit von *„Tales From Topographic Oceans“* haben sie nie mehr erreicht. **FABIAN BROICHER**

The Dark Side Of The Moon
Pink Floyd
Harvest

DIE EXPERIMENTE VON *„Meddle“* klingen in diesen konzisen Tracks nach und dienen der Illustration von Roger Waters' Hauptwerk über Wahnsinn und Gesellschaft. Die Lieder über Macht, Gier und Vergänglichkeit machten Pink Floyd für immer unvergänglich.

Tubular Bells
Mike Oldfield
Virgin

SPRECHEN WIR ÜBER Frühvollendung. Mit zwanzig Jahren hatte Mike Oldfield schon eine Karriere als Gitarrist in der Band von Kevin Ayers hinter sich und machte sich daran, aus Folk, Prog, Klassik und Rock ein Monster zu erschaffen, das von der Welt geliebt und gehasst wurde.

Leg End
Henry Cow
Virgin

SIE WERDEN ES VERMUTlich nicht heraushören, aber drei an *„Tubular Bells“* mitwirkende Musiker spielen auf diesem hibbeligen, schrägen, hochkomplexen, spröden Jazz-Prog-Debütalbum des antikapitalistischen Kollektivs aus Canterbury eine tragende Rolle. Wurde leider kein Hit.

Paris 1919
John Cale
Reprise

DIESES GEHEIMNISVOLLE Album ist voller historischer und literarischer Anspielungen, absurder und surrealer Textzeilen, dunkler Reflexionen über Entwurzelung und Verlust und orchestraler Exzentrik. Es gilt als das zugänglichste des radikalromantischen Genies John Cale.

Berlin
Lou Reed
RCA

DIE KRITIKER ÜBERschlugen sich 1973 nicht gerade, als Lou Reed sein Konzeptalbum über eine tragische Junkie-Liebe an der Berliner Mauer veröffentlichte. Aber irgendwo unter diesen vollkommen überfrachteten Liedern fand man später eine dunkle Romantik.

Bananamour
Kevin Ayers
Harvest

DER LEBENSKÜNSTLER, der Soft Machine verließ, als es ernst wurde, ist auf seinem vierten Soloalbum am Ziel angelangt: So unangestrengt und lässig war Art-Pop nie wieder. Man höre seine Syd-Barrett-Hommage „Oh! Wot A Dream“ und dann „Shine On You Crazy Diamond“.

Here Come The Warm Jets
Brian Eno
Island

DER ERSTE TRIP IN eines der größten und originellsten Hirne der Popmusik. Power-Pop mit Spleen, Glam, Robert-Fripp-Gitarren und weirden Klängen aus dem Soundlabor. Die Avantgarde von gestern klingt, wie man sich Popmusik heute noch wünscht.

Approximately Infinite Universe
Yoko Ono
Apple

IHR DOPPELALBUM MIT John Lennon, *„Some Time In New York City“*, wurde nicht geliebt. Aber Yoko Ono ging den Weg (wieder mit der Band Elephant's Memory) auf ihrer Solo-Doppel-LP weiter, verband Rock'n'Roll und Feminismus, Show-Tunes und Revolution.

A Wizard, A True Star
Todd Rundgren
Bearsville

TODD RUNDGREN KONNTE Hits schreiben, das hatte er bewiesen. Aber im Kopf hörte er eine andere Musik: versponnen, verspielt, disruptiv. Da niemand sonst sie hörte, nahm er sie allein auf – und platzierte mitten in den Wahnsinn ein Medley seiner liebsten Soul-Songs.

Head Hunters

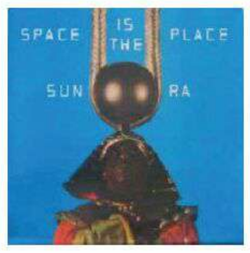
Herbie Hancock *Columbia*

ER HATTE MIT 33 JAHREN SEINE TAGE ALS Wunderkind bei Miles Davis hinter sich, leitete eigene Bands, etwa unter seinem buddhistischen Namen Mwandishi, die abgefahrenes Zeug mit viel Synthie-Geblubber, etwas Funk und Free Jazz spielten. Anfang 1973 wechselte er zur großen Plattenfirma Columbia. Aber das Album *„Sextant“* floppte. Hancock setzte sich sofort an ein neues Projekt. Es sollte dem straighten Funk dienen. Klappte natürlich nicht, das im Herbst 1973 veröffentlichte Album *„Head Hunters“* rannte nach den knackigen Themen dann doch aufs freie Feld der Improvisation. Aber der Groove-Pflug wurde nie vergessen. Das Album ging, zu Hancocks Verblüffung, schnell durch die Decke, ist bis heute eines der meistverkauften Jazzalben.

Nun konnten auch „ungeschulte Ohren“ Hancocks Musik folgen, wie der Meisterpianist in seiner Autobiografie schrieb. Die Harmonien blieben einfach, die Themen singbar. Ein Hit wie „Chameleon“ atmet den freien Geist der Jazz-Hipster, hat aber die Disziplin der Disco nicht ganz vergessen. Hancock nahm seinen zehn Jahre alten Hit „Watermelon Man“ noch mal aus der Schublade. Harvey Mason blies für das Intro über verschiedene Flaschenöffnungen und mischte auch seine Stimme dazu. Ein großer Unterschied zu einer „normalen“ Jazzplatte: Hancock und Band probten das Material lange auf Konzerten und gingen erst ins Studio, als sie wussten, was die Bude abbrennt. *„Head Hunters“* ist recherchierter Jazz. **TOBI MÜLLER**

Birds Of Fire
Mahavishnu Orchestra
CBS

FUSION WAR DER Sound der Stunde und dieses Album läutete das Jahr ein. Die Band um Wundergitarrist John McLaughlin, mit Billy Cobham an den Drums und Jan Hammer an den Keyboards, steht wie keine andere für Jazzrock in seiner freien, spirituell beseelten und funky Spielart. Gitarrensolo war noch kein Schimpfwort.



Space Is The Place
Sun Ra
Impulse!

„AFROFUTURISmus“ umschreibt nur grob, worum es im Universum des Bandleaders Sun Ra geht. Dieses Album (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Soundtrack einer Dokumentation) hat sich über die Jahre zu seiner populärsten Platte entwickelt. Perkussiv, orchestral, exotisch, kosmisch und quadrofonisch.

Black Byrd
Donald Byrd
Blue Note

EIN HIGHLIGHT des Jazz-Funk – und die bestverkaufte Blue-Note-Platte überhaupt. Der Trompeter aus Detroit hat mit den Großen des Jazz gespielt, eigene Bands geleitet, Funk entdeckt und die auf Fusion geeichten Mizell-Brüder dieses slicke Meisterwerk produzieren lassen. Byrd prägte das Genre auch mit seiner Studioband The Blackbyrds.

Blacks And Blues
Bobbi Humphrey
Blue Note

NEBEN FUSION REgierte Jazz-Funk die Szene. Eine der wenigen Musiker*innen* war in Montreux als Sensation gefeiert worden. Die Flötistin aus Texas spielte mit Duke Ellington und Stevie Wonder, nahm schließlich *„Blacks And Blues“* auf, wo sie zum rhythmischen Spiel ihrer Band improvisiert. Perle: „Harlem River Drive“!

THE FLOWER KINGS
LOOK AT YOU NOW 01.09.2023

Gatefold black 2LP
Ltd. Gatefold transp. blue 2LP
Ltd. Gatefold transp. orange-black marbled 2LP
Ltd. Gatefold transp. sun yellow 2LP
Digital album

TREVOR RABIN
RIO 06.10.2023

Ltd. Deluxe Gatefold transp. red 2LP+Blu-ray & LP-Booklet
Ltd. CD+Blu-ray Mediabook | Standard CD Jewelcase
Gatefold black 2LP & LP-Booklet
Ltd. Gatefold transp. sun yellow 2LP & LP-Booklet
Gatefold translucent sea blue 2LP & LP-Booklet (US version)
Digital album

SONY MUSIC www.INSIDEOUTMUSIC.com INSIDEOUT MUSIC www.CENTURYMEDIA.com CENTURY MEDIA

MULTITALENT
Gefragter Schauspieler
und globaler Popstar:
Troye Sivan

FASHION-CREDITS: JACKE: MARNI

TROYE SIVAN

EINER WIE KEINER

HYPERSEX UND SELBSTLIEBE – EIN STAR, DER SICH BEKENNT

Von Poppy Reid

FOTOS VON MARCUS COOPER

TROYE SIVAN

„WIR HABEN UNS AUF

einen Drink in Melbourne getroffen, aber schon mit der Absicht, dass daraus mehr wird.“ Troye Sivan sitzt an einem Tisch im Holloway House in West Hollywood. Er nippt an einem prickelnden Mineralwasser und spricht mit einer so süchtig machenden Gelassenheit über einen One-Night-Stand, dass ich mich nach vorn lehne, die rechte Handfläche am Kinn, wie gebannt. „Er war supersupersüß und wir hatten eine tolle Zeit“, fährt Sivan fort. „Und dann sind wir zu mir nach Hause gegangen, und was auch immer …“ Er lächelt sanft, auf eine Art, die weder schüchtern noch frech ist. „Und danach sagte er zu mir: ‚Kann ich bei dir schlafen? Ist das in Ordnung?‘ Ich hatte seit meinem Ex niemanden mehr gehabt, der bei mir übernachtet hat. Und das fühlte sich für mich wirklich beängstigend an. Sehr, sehr intim.“ Sivan trennte sich 2019 nach vier gemeinsamen Jahren von seinem Freund Jacob Bixenman. Die Verwirrung und Trauer aus dieser Zeit verarbeitete er in der sechs Songs umfassenden EP „In A Dream“, die er 2020, wie er selbst sagt, „rausgekotzt“ und veröffentlicht hat. Doch als er neben seinem neuen Geliebten lag, begann Sivan alles zu überdenken, was er über wahre Intimität zu wissen glaubte: „Wir lagen im Bett und er sagte: ‚Das ist eines der größten Vergnügen im Leben, sich mit Menschen auf diese Weise zu verbinden.‘ Offensichtlich meinte er aber: ‚Selbst wenn ich dich nie wiedersehe, haben wir diesen besonderen Moment zusammen.‘“

Er hat ihn nie wiedergesehen, aber die Erfahrung veränderte Sivans Perspektive auf Beziehungen. Es war der Schlag eines Schmetterlingsflügels, der letztlich einen kreativen Taifun auslöste. Diese Begegnung ist auf seinem neuen Album zu hören, seinem dritten und zweifellos am sehnlichsten erwarteten Werk, *„Something To Give Each Other“*. Der Titel ist davon inspiriert, ebenso wie die Songs über sein emotionales Wiedererwachen („Honey“), über seine Nächte auf den Dancefloors von Melbourne („Rush“), bis hin zu den Zeilen: „Boy, can I be honest?/ Kinda miss using my body“, aus dem Song „Got Me Started“. Es kommt sogar in einem Text im Outro der erweiterten Version von „Rush“ vor: „To love with reciprocity is so good.“

Am nächsten Abend wird Sivan in einer Spelunke in Silverlake eine intime Launch-Party zur Single-Veröffentlichung von „Rush“ veranstalten. Er wird den Song einmal um Mitternacht spielen und sich dann auf der Toilette verstecken, bis er zu Ende ist. „Ich mag es nicht, wenn ich auf einer Party bin und sie meine Musik spielen“, sagt der 1995 in Johannesburg geborene Sivan mit seinem australisch-südafrikanischen Akzent, den er beibehalten hat, seit er 2014 nach L.A. zog. „Es ist so peinlich!“

„Rush“, nach der beliebten Poppers-Marke benannt, wurde Sivans erfolgreichste Solo-Single: Sie erreichte innerhalb von zwei Wochen fünfzig Millionen Streams. Sivan erzählt, dass er für das Coverfoto der Single einen Schlag einstecken musste, um sicherzustellen, dass das das gleiche Gefühl der Errötung auslöst wie Amylnitrit, wenn man es auf der Tanzfläche einatmet. Oder im Schlafzimmer, wie es oft der Fall ist. „Wenn man zurückgeht, sieht man diese winzige Ader auf meinem Kopf“, sagt er und lächelt. Das Cover – ein strahlender Troye Sivan zwischen den Beinen eines nackten Mannes – deutet schon darauf hin: Es geht auf dem neuen Album um Befreiung. Das ist eine natürliche Weiterentwicklung seines 2018er Albums *„Bloom“*, auf dem der Platin-veredelte Titeltrack über Bottoming und das Album selbst eine zarte Verletzlichkeit erforschten. *„Something To Give Each Other“* macht weiter, wo *„Bloom“* aufhörte, es ist selbstbewusst, hypersexualisiert und für den Kanon des queeren Dancefloor bestimmt. Es scheint für eine bestimmte Fangemeinde gemacht, aber das ist es nicht. Es gleitet ins und aus dem Queer-Sein und durchquert innovatives Pop-Territorium, ist ein Soundtrack für jede emotionale Erfahrung. Tracks wie „Can’t Go Back Baby“ und „One Of Your Girls“ (darüber, das Geheimnis eines „heterosexuellen“ Mannes zu sein) scheinen für kommerziellen Pop ziemlich anspruchsvoll, subtil und neu.

Geschrieben und aufgenommen wurde das Album in London, L.A., Melbourne und Schweden mit langjährigen Mitarbeitern wie Max-Martin-Schützling Oscar Görres, Styalz Fuego, Ian Kirkpatrick, A. G. Cook und Leland. Die Platte klingt umfassend und lebensprall.

Troye Sivan und Leland, der einige von Sivans größten Hits wie „My My My!“ und „Youth“ mit geschrieben hat, haben fast ein Jahr lang gemeinsam die Welt bereist. Sie verbrachten Wochen in Stockholm, wo sie in den MxM-Studios von Max Martin mit Oscar Görres arbeiteten. Die beiden wachten pünktlich zum Frühstück auf, besprachen beim Essen, worüber sie schreiben wollten, und gingen dann ins Studio, um es aufzunehmen. Später reisten sie nach Sydney und Melbourne (auf dem Weg zum Studio fuhren sie mit Rollern durch die Stadt), dann flogen sie nach Paris, wo sie sich von den Museen, die sie besuchten, inspirieren ließen, später nach London und schließlich nach L.A., wo sie sich in Lelands Heimstudio einquartierten.

„Ich habe immer gewusst, dass ich nach Australien zurückkehren kann und meine Familie für mich da sein wird. Das macht mich unbesiegbar“

SIVAN DREHTE DAS MUSIKVIDEO ZU „Rush“ in Berlin. Die aufregende Ode an die Club-Community ist das kühnste Video, das er bisher gemacht hat – dank einer fröhlichen Choreografie und einer Besetzung aus der Berliner Clubszene. Als Nächstes folgt der Clip zu „Got Me Started“, den Sivan in Bangkok dreht. Ich bemerke, dass die Halskette, die er unter seinem weißen Netz-Singlet und dem blauen Nadelstreifenhemd trägt, dieselbe ist, die auch auf dem „Rush“-Cover zu sehen ist und die er trug, als er als Xander in der kontroversen TV-Show „The Idol“ auftrat. Es ist eine Cartier, erzählt er mir, während er mit dem Finger auf die beiden ineinandergreifenden Ringe zeigt, die an der Kette hängen. „Ich habe einen Ring für meine Freundin Kerri und einen für meine Freundin Kayla, und ich trage ihre Ringe um den Hals.“

Dieser Artikel könnte leicht von „Troye Sivan, dem Wunderkind unter den Schauspielern“ und nicht von „Troye Sivan, dem

DOWN UNDER
Troye Sivan beim Fotoshooting für den australischen ROLLING STONE

CREATIVE DIRECTOR/PRODUCER:KATIE TAYLOR; DOP: CONNOR WYSE; LEAD STYLIST: JARED ELLNER; HAIR STYLIST: CHARLIE LE MINDU FASHION-CREDITS: JW ANDERSON, BOOTS: R13, JEWELLERY: CARTIER

BANANA SPLIT
Gesund mit Sex
und Vitaminen:
Troye Sivan

MAKEUP ARTIST: LOFTJET; PHOTOGRAPHY ASSISTANT: NELSON CASTILLO; STYLE ASSISTANT: BROOKE FIGLER; POST EDIT: MARIO ERNUN FASHION-CREDITS: JW ANDERSON, JEWELLERY: TIFFANY & CO.

TROYE SIVAN

globalen Popstar“ handeln. Er strebt seit seinen frühen Teenagerjahren eine Schauspielkarriere an. Sein erster Manager entdeckte ihn auf YouTube und schlug ihn für Castings vor. Wie die meisten von Troye Sivans jungen Unternehmungen war auch sein erster Auftritt als Schauspieler ein Erfolg.

Er spielte die Rolle des jungen Wolverine in dem Film „X-Men Origins: Wolverine“ von 2009. Außerdem spielte er in jedem der Filme der Spud-Trilogie an der Seite von John Cleese. Aber es war seine Rolle in Joel Edgertons „Boy Erased“ (2018) über die schädlichen Auswirkungen der Konversionstherapie, die Sivan endgültig zum Actor’s Actor machte.

„The Idol“ war in diesem Jahr Sivans erster Versuch, im Fernsehen zu landen. Die Macher der nach einer Staffel gecancelten Serie, Sam Levinson und Abel Tesfaye (The Weeknd), wurden für die schamlosen Darstellungen von Sex und Gewalt, den schlechten Stil und eine mangelnde Figurenentwicklung kritisiert. In einer Medienlandschaft, in der eine starke Reaktion auf Kunst als Home Run gilt, würden sie den Sieg davontragen. Als ich Sivan zu weiteren Vorwürfen der Misshandlung von Schauspielern und Crewmitgliedern befrage, antwortet er selbstbewusst: „Ich halte mich definitiv für einen Menschen mit starken Moralvorstellungen, und wenn ich etwas gesehen hätte, bei dem sich jemand unwohl gefühlt hätte, wäre ich der Erste gewesen, der gesagt hätte: ‚Hey, das ist beschissen, wir müssen aufhören! Es ist nicht in Ordnung, was da passiert!‘ Und ich habe es nicht gesehen. Ich kann nicht für Lily*(-Rose Depp)* sprechen, aber ich habe Interviews gelesen, in denen sie sagte, dass sie sich am Set total wohlfühlte. Also für mich ist das irgendwie der Punkt, an dem das Gespräch endet – es sei denn, es gibt eine übergeordnete Sache, die ich nicht verstehe, weil ich Teil von allem bin oder so.“

Nachdem ich die letzten zwei Tage damit verbracht habe, Sivan zu beobachten, ist klar, dass er einen Einblick hat, der den meisten fehlt. Sein sensibler Geist ist überall in seiner Arbeit zu spüren. Der Titel des neuen Albums, *„Something To Give Each Other“*, ist im wahrsten Sinne des Wortes die Verpackung eines Geschenks, das er uns machen will.

Daher war es überraschend, als er zugab, dass er sich von der Kontroverse um „The Idol“ unbeeindruckt fühlte. Ich habe ihn gefragt, woher seine Resilienz kommt. „Es ist, als ob nichts wichtig wäre“, sagt er und lächelt. „Buchstäblich nichts. Was die Arbeit und all das angeht, habe ich immer gewusst, dass ich nach Australien zurückkann und meine Familie für mich da sein wird. Das ist das Beste. Es macht mich bis zu einem gewissen Grad unbesiegbar.“

AM ANFANG STAND DER ZWÖLFJÄHRIGE Troye mit seiner Computerkamera in seinem Zimmer in Perth. Im selben Jahr brachte Apple das iPhone heraus, Barack Obama schrieb als erster schwarzer US-Präsident Geschichte und Kalifornien legalisierte die Homo-Ehe. Mit siebzehn lud Troye sein Coming-out-Video hoch, und mit achtzehn hatte er bereits mehr als vier Millionen Fans, die ihn mit über zehn Milliarden Streams und zwei (bald drei) kommerziell erfolgreichen Alben zu einem der größten australischen Musikexporteure machten. Er erreichte einen Gipfel der Berühmtheit, den nur wenige einheimische Künstler erreichen. Was die meisten nicht wissen, ist, dass er fast ganz mit der Musik aufgehört hätte, als er das später Platin-prämierte Album *„Blue Neighbourhood“* machte.

„Ich dachte: Mist, ich frage mich, ob das Label einen Fehler gemacht hat, mich unter Vertrag zu nehmen! Ich weiß gar nicht, ob ich das überhaupt kann“

„Ich fragte mich, ob das Label einen Fehler gemacht hat, mich unter Vertrag zu nehmen“, erzählt er mir am Tag zuvor, als er in Jeans und Unterhemd auf einer Couch im Studio für das Cover-Shooting hockt. „Ich dachte: Ich weiß gar nicht, ob ich dafür geschaffen bin oder ob ich das überhaupt kann.“

Er sprach nicht über seine Zweifel, sagte es niemandem. Nicht seinen Eltern, nicht seinem Manager, nicht seinem Label. „Ich wollte einfach niemanden enttäuschen oder Hoffnungen wecken, weil ich dieses YouTube-Publikum hatte.“

In Sivans prägenden Karrierejahren stellte YouTube die physischen Verkäufe und digitalen Downloads in den Schatten. Justin Bieber profitierte vom Erfolg seiner Debüt-EP, nachdem er von Usher und Scooter Braun auf YouTube entdeckt worden war.

Mark Holland von EMI Australien flog nach Perth und nahm Troye Sivan vor einem Jahrzehnt unter Vertrag, und trotz globaler Vertriebsvereinbarungen gilt das lokale Label immer noch als Schaltzentrale der Troye-Sivan-Maschine.

In den zwei Tagen, die wir zusammen verbrachten, gab es nur einen Moment, in dem Sivan schweigsam blieb. „Ich möchte nicht zu viel darüber reden“, sagt er.

Als Sivan als Kind seine Gefolgschaft auf YouTube aufbaute, hatten nicht alle seine Abonnenten gute Absichten. Ein älterer männlicher Fan gab sich eine Zeit lang als sein Manager aus. Ein anderer Fan, der in den Sechzigern sein soll, schickte Sivan fast täglich Geschenke an ein bestimmtes Postfach. Oft handelte es sich um ein T-Shirt, eine CD oder ein Kunstwerk, manchmal waren es aber auch lange Briefe. Sivan war zwölf und verheimlichte es seinen Eltern. „Er wurde immer wütend auf mich, wenn ich nicht rechtzeitig antwortete, um mich zu bedanken“, sagt Sivan. „Und ich hatte keine Ahnung. Ich habe gesagt: ‚Oh mein Gott, vielen Dank!‘ Ich habe mich mit ihm unterhalten und solche Sachen. Das ist einer der harmloseren Fälle.“

Ich frage ihn nach den weniger harmlosen. „Ich hatte einfach schlechte Leute um mich herum, als ich jünger war.“ Stalking? „Ja, manchmal.“ Körperlich? „Manchmal.“

„Ich glaube, es ist eine ziemlich häufige Erfahrung, dass creepy Erwachsene online mit Kindern sprechen. Ich denke, das ist etwas ziemlich Normales.“

Und selbst Ruhm schützt einen nicht vor den Gefahren, denen viele junge Menschen heute im Internet ausgesetzt sind – in manchen Fällen erhöht sich das Risiko sogar. In einem Artikel für den ROLLING STONE stellte Ej Dickson fest, dass „Grooming“ – die gezielte Kontaktaufnahme zu Minderjährigen im Internet, die später zu Missbrauch führt – weit

verbreitet ist. „Ein geschickter Täter versteht es, sein Opfer allmählich an zunehmend unangemessenes Verhalten zu gewöhnen, sodass es sich oft gar nicht bewusst ist, was mit ihm geschieht, während es passiert."

Anfang des Jahres wohnte Troye Sivan in Melbourne und lebte mit seinen jüngeren Geschwistern – seiner Schwester Sage und seinem Bruder Tyde – zusammen. Alle drei arbeiten in der Musikbranche; Sage ist Mitglied der Indie-Pop-Band Approachable Members Of Your Local Community, Tyde ist selbst Songwriter. Alle drei waren zu der Zeit Single. „Das Haus war wie eine Drehtür", sagt Sivan und lächelt wissend. „Und meine Eltern waren wie besessen", scherzt er. „Sie sind cool, sie sind entspannt."

SIVAN SPRICHT OFFEN ÜBER SEIN Sexleben. Im März postete er ein Foto von seinen täglichen Vitaminen mit der Bildunterschrift: „Diese Kombination hält mich schwul." Eine der Pillen war PrEP, das revolutionäre Medikament, das die Übertragung von HIV verhindert. Doch nicht immer bewegte er sich in seinem Singledasein mit so viel Komfort. Es dauerte seine Zeit, bis Sivan merkte, wie sehr er seine *eigene* Gesellschaft liebt. Früher wachte er oft gestresst auf und surfte auf den Gefühlswellen, die auf eine Trennung folgen. Jetzt hat er gelernt, dass er es genießt, allein zu reisen und sich selbst zum Essen auszuführen. „Wenn man die Trennung zum ersten Mal erlebt, fühlt es sich unfair oder schockierend an, dass man nicht ... *(Er macht eine Pause.)* ... wenn man merkt, dass man allein auf der Welt ist. Es gibt nur einen selbst. Und sobald man diesen Schock überwunden hat, weiß man, dass der andere einem nichts schuldet. Er schuldet es einem nicht, mit einem zusammen zu sein oder sich um einen zu kümmern – dann merkt man, dass man das selbst tun muss. Es ist schwer, aber sobald man das akzeptiert, ist es erstaunlich ... Ich glaube, dass man sich aus der Not heraus selbst überrascht. Man begegnet sich selbst in diesem Moment, denn, verdammt, ich wusste nicht, dass ich es draufhatte, allein auf eine Party zu gehen. Oder zu einem Blind Date."

Während des Fotoshootings kämpfte Sivan mit einer Nebenhöhlenentzündung. „Ich werde mir jetzt die Nase putzen, sonst nervt es mich die ganze Zeit", sagt er, hält sich die Nase zu und entschuldigt sich. Als er aus dem Waschraum zurückkommt, sprechen wir über männliche Pronomen in seinen Texten, angefangen mit „Gasoline" von 2014. Ich sage, dass er dazu beigetragen hat, die Repräsentation von Queerness in der Musik voranzutreiben. Sivan antwortet, dass er es im Kontext der Queer-Erfahrung leicht hatte, denn er ist sich des Privilegs bewusst, das ihm allein dadurch zuteilwurde, wann und wo er geboren wurde.

Sivan ist bekannt dafür, seine Prominenz für queere Anliegen und wohltätige Zwecke einzusetzen. Sein wirklicher Einfluss als Aktivist ist jedoch weniger aufdringlich. Er bewegt sich in kommerziellen Räumen, im Radio, auf Plakatwänden, in den sozialen Medien – und bringt so ganz beiläufig queere Themen in das öffentliche Bewusstsein ein. Ein junger weißer charmanter schwuler Mann, der sein bestes Leben lebt und über Freunde, Analsex und Partydrogen singt. Das stört nicht so sehr, wie es eine subversive Wirkung entfaltet. Ein privater Protest auf einer öffentlichen Bühne. „Es gibt diese jüdische Idee, dass die beste Art von Zedaka – Wohltätigkeit – die ist, die man im Stillen tut. Und es ist privat", sagt er.

Als Sivan sein Debütalbum mit dem Songwriter-Produzenten und Künstler Leland schrieb, war dieser von den freizügigen Texten und Gedanken seines Co-Autors erst mal schockiert. „Ich komme aus einem sehr konservativen Umfeld und bin sehr konservativ erzogen worden. Es war für mich ein wichtiger Schritt, mit der Zeit zu lernen, dass das alles scheißegal ist", sagt Leland in den Sound City Studios in L.A. „Es geht nur darum, genau das zu schreiben, was der Song verlangt, und keine Angst davor zu haben, was irgendein Konservativer von mir oder dem Song dann schließlich halten wird."

Dank Künstler:innen wie Sivan, Lil Nas X, Sam Smith und Kim Petras wird die Repräsentation von Queer in der Musik auf eine Weise gefeiert, die Vorgänger wie George Michael, Freddie Mercury und Elton John stolz machen würde. „Ich denke, die Generationen nach uns werden zurückblicken und sehen, wie wichtig Troyes Musik ist und war", sagt Leland. „Und wie fröhlich sie ist und war. Und wie notwendig. Mir hat die Arbeit daran jedenfalls geholfen, weniger Angst davor zu haben, wie ich mich in dieser Branche und in meiner Karriere bewege."

Troye Sivans Eintrittskarte in das Allerheiligste der Musikindustrie ist seine Einzigartigkeit. Er verfolgt einen inspirierten Ansatz in der Musik, hat aber nicht den Wunsch, irgendeiner Pop-Größe nachzueifern. Er bahnt sich seinen eigenen Weg, basierend auf seiner individuellen Erfahrung des ungenierten Experimentierens. In gewisser Weise – wenn man seinen Beitrag zur LGBTQI+-Gleichberechtigung betrachtet – hätte Sivans Karriere zu einem Avatar der queeren Ikonografie werden können. Aber das wurde sie nicht. Stattdessen ist Sivan einer von vielen, ein junger Renaissancemensch, dessen Erfahrungen und die daraus resultierende Musik nicht nur die Popmusik, sondern eine ganze Gemeinschaft nachhaltig beeinflussen werden, die mit jeder offenkundigen Feier der Queer-Kultur immer wieder die Erlaubnis bekommt, ein authentisches Leben zu führen.

„Wenn ich junge Leute inspirieren kann, dieses glückliche, freie, queere Leben zu leben, dann ist das etwas, worauf ich wirklich stolz wäre"

„Ich denke an junge Leute in Australien oder irgendwo mitten in Amerika. Oder wo auch immer", sagt Troye Sivan. „Ich denke darüber nach, ob sie die Musikvideos sehen oder die Musik hören oder die Geschichten hören ... Wenn ich ihnen das Gefühl geben kann, bestätigt und gesehen und anerkannt zu werden, oder sie vielleicht dazu inspirieren kann, dieses glückliche, freie, queere Leben zu leben, dann ist das etwas, worauf ich wirklich stolz wäre. Das ist etwas, das ich wirklich lieben würde."

JOE BONAMASSA

LIVE IN CONCERT

09.04.24 KÖLN
Lanxess Arena

13.04.24 MÜNSTER
Messe und
Congress Centrum
Halle Münsterland

15.04.24 LEIPZIG
QUARTERBACK
Immobilien ARENA

18.04.24 BERLIN
Mercedes-Benz Arena

PROVOGUE · ROCKS Das Magazin für Classic Rock · Rock Magazin eclipsed · Bowers & Wilkins · guitar · jpc Leidenschaft für Musik · kulturnews · musix · MINT Magazin für Vinyl Kultur · Rock Antenne · DMC Booking Events & Concerts www.dmc-music.de

ALLE MÖGLICHEN FORMEN

VON JÖRN SCHLÜTER

Ambient, Prog, Electro und Rock: Auf seinem neuen Album versammelt Steven Wilson alle Stile seiner bisherigen Diskografie. Auch inhaltlich werden die Grenzen durchlässiger – der britische Musiker und Produzent denkt ungewöhnlich offen über sein Leben nach

LOSLASSEN
Steven Wilson hat
mit den Jahren an
Gelassenheit gewonnen

FOTO: HAJO MÜLLER

JENSEITS VON GENRES

Wilsons neues Konzept ist die stilistische Freiheit

IM WERK VON STEVEN WILSON GEHT ES UM ÖKONOMIE und Kontrolle. Der britische Prog-König wider Willen entwirft seine Musik mit einem immensen Verständnis für ihre Zutaten und Produktionsbedingungen. Aber obwohl das Mathematische und Organisierte hier wichtige Merkmale sind, ist diese Musik nicht kalt. Wilsons Maschinen werden mit einer großen Liebe für klassische Rock- und Popmusik betrieben. Bands wie King Crimson, Yes, Jethro Tull, XTC, Roxy Music und Tears For Fears lassen ihre alten Alben von Wilson neu mischen, weil er ihre Essenz spürt und sie nicht den modernen Verfahren preisgibt. Zudem geht es in seinem eigenen Werk um Neugier und Experiment. Wilson hat sich im Lauf der Jahre in diverse Genres hineingearbeitet und sie mit seiner künstlerischen Identität verbunden.

Jetzt hat der Sänger, Gitarrist, Produzent und Remixer etwas getan, das man vielleicht nicht erwartet hätte: Er hat eine unökonomische Platte gemacht. Auf *„The Harmony Codex“* stehen zehnminütige Ambient-Exkursionen neben kompakten Akustikgitarren-Liedern, progressiver Jazzrock flimmert neben dunklem Proto-TripHop. Manche Lieder sind vollendet, manche bleiben skizzenhaft und wirken wie Momentaufnahmen. „Ich habe mir bei früheren Alben nicht eingestanden, dass ich einer Agenda folgte“, sagt Wilson, der im Berliner Büro seiner Plattenfirma zum Gespräch eingeladen hat. „Bei *‚Future Bites‘* wollte ich eine ziemlich direkte Electro-Pop-Platte machen, für *‚The Raven That Refused To Sing‘* hatte ich mir klassischen Prog-Rock vorgenommen, *‚Insurgentes‘* ist Post-Punk. Dieses Mal wollte ich eine Platte machen, die außerhalb von so etwas wie einem Genre existiert. Ich wollte mir erlauben, all die unterschiedlichen Aspekte meiner Musik auf einem Album koexistieren zu lassen.“ Der rote Faden, sagt Wilson, sei er selbst. „Das bin ja alles immer noch ich, oder? All diese Stile werden durch meine musikalische Persönlichkeit gefiltert, also ist das Ergebnis immer noch kohärent.“

Auf *„The Harmony Codex“* schwingt ein großer Teil der Diskografie von Steven Wilson mit. Aber es geht noch um etwas anderes als um stilistische Breite. Man meint dem Künstler persönlich etwas näherzukommen als bislang, als erlaube die Musik einen tieferen Blick in seine Seele. Lieder wie das berührende „Time Is Running Out“ wirken fast verletzlich. Man spürt, dass Wilson nicht nur seine künstlerische Agenda loslässt, sondern möglicherweise auch

FOTO: HAJO MÜLLER

etwas wie eine feste Vorstellung von sich selbst. „Die erzwungene Isolation während der Pandemie hat vielleicht dazu beigetragen, dass etwas mehr Seelensuche in dem Album steckt. Nicht nur in den Texten, sondern auch im allgemeinen Ton der Musik. Du hast den Begriff des Loslassens verwendet – ich lasse mich darauf ein. Mir ist während der Aufnahmen sehr bewusst geworden, dass ich mich in der zweiten Hälfte meines Lebens befinde, und nichts wird das ändern. Ich bin näher am Tod als am Leben. Das ist durchaus eine positive Erkenntnis, weil ich bestimmte Dinge besser akzeptieren kann." Was zum Beispiel? „Als ich sechzehn war, wollte ich Mega-Rockstar werden. In gewisser Weise habe ich dreißig Jahre lang versucht, diesen Traum zu verwirklichen. Aber es hat nicht geklappt."

Wilson weiß, dass das Jammern auf hohem Niveau ist. „Das ist ja der Punkt: Ich könnte sagen, ich bin gescheitert. Aber die Freude, die ich bei diesem ständigen Scheitern hatte, ist immens. Musik machen, über sie sprechen, für sie mit anderen zusammenarbeiten: das hat mich glücklich gemacht. Das ist doch das Leben, oder? Wir erkennen hoffentlich möglichst früh, dass es meistens die kleinen Dinge sind, die uns zufrieden machen, während wir einem größeren Traum nachjagen." Schon bei den Gesprächen über das 2022 erschienene Porcupine-Tree-Reunion-Album *„Closure/Continuation"* hat man dieses Thema bei Wilson gespürt. Nicht mehr so verbissen sein, anderen Musikern mehr Raum geben, sich überraschen lassen – wenn man etwas älter wird, muss man vielleicht mit sich selbst und den anderen nicht mehr so streng sein. Zudem spielt wohl die Erfahrung der Ehe eine Rolle. Wilson hat 2019 geheiratet und ist seither nicht nur Ehemann, sondern auch zweifacher Stiefvater. „Vor zehn Jahren hätte ich gesagt: Auf keinen Fall, Familie ist nicht Teil meines Plans! Aber all das ist hineingewoben ins Leben, das wir als Ganzes erst im Rückblick erkennen können."

Um solche Überlegungen künstlerisch auszudrücken, orientiert Wilson sich auf *„The Harmony Codex"* am griechischen Mythos des Sisyphos (und an Camus' gleichnamigem Essay). Sich entscheiden, dem Sinnlosen Sinn zu geben: Wilson wählt den Weg der Existenzialisten. Das Cover zeigt eine Treppe aus bunten Quadraten. Dahinter steht Wilsons Faszination für unmögliche Figuren wie die Penrose-Treppe oder M. C. Eschers berühmte optische Täuschungen. Wer das Unbegreifliche zu begreifen versucht, wird daran irre. Und wer immer nur hoch hinauswill, kommt nirgendwo an. Schön zu sehen im Video zur ersten Single, „Economies Of Scale", in dem sich eine Tänzerin und ein Tänzer einem Modell von Wilsons Treppe nähern und mit ihm ringen, aber schließlich an ihm scheitern. Am Ende ist die Treppe weg, die Protagonisten stehen aneinandergeschmiegt. Eine Annäherung an das Glücklichsein. Das Fundament des Albums ist Wilsons dystopische Kurzgeschichte „The Harmony Codex", die in seiner 2022 veröffentlichten Autobiografie „Limited Edition Of One" erschienen ist. Mehrfach verweisen die Lyrics der neuen Songs auf diesen Text.

ZEHN BANDS

Um die Eigenständigkeit seiner Songs oder Movements noch zu verstärken, stellte Wilson mehr oder minder für jeden Song eine eigene Band zusammen, deren Musiker:innen ihre Beiträge per E-Mail schickten. Auch das ist etwas, das Wilson noch nie gemacht hatte. Die Basis seiner Alben entstand stets in einem Studio, wo eine Gruppe von Instrumentalist:innen das jeweilige Repertoire spielte. Doch trotz der ungewohnten Arbeitsweise und der vielen Beteiligten steht Wilson auf *„The Harmony Complex"* im Zentrum. Zum Beispiel hat das besagte „Economies Of Scale" ein ganz typisches Gefühl, das man von Songs wie „Hand Cannot Erase" (vom 2015 erschienenen gleichnamigen Album) kennt. Dazu klingt wieder Wilsons Liebe zu Pink Floyd durch, etwa bei dem Akustikgitarrenlied „What Life Brings" und dem epischen „Rock Bottom". Den irrwitzigen Avantgarde-Jazz-Prog-Rock von „Impossible Tightrope" spielen vierzehn Musiker:innen. „Bei dem Song hatte ich Drums im Kopf, die nach einem Jazz-Schlagzeuger klingen, der mit Squarepusher und Aphex Twin aufgewachsen ist", sagt Wilson. Er fand ihn in dem US-amerikanischen Multiinstrumentalisten Nate Wood, dessen eigene Musik zwischen Jazz und Electro-Avantgarde changiert.

Auf *„The Harmony Codex"* spielen bzw. singen alte Bekannte wie Ninet Tayeb, Craig Blundell und Adam Holzman, aber auch neue Kollaborateure wie Jack Dangers (Meat Beat Manifesto), Trompeter Nils Petter Molvær und Interpol-Drummer Sam Fogarino. „Ich habe mich immer als experimentellen Musiker beschrieben, und das bedeutet, dass man in gewisser Weise loslassen muss, um dem Unerwarteten Raum zu geben", beschreibt Wilson seine Herangehensweise. „Aber es bedeutet nicht, die Kontrolle abzugeben – man ist immer noch der Kapitän. Eher geht es darum, entscheiden zu lernen, was man mag und was nicht."

ANDERE PERSPEKTIVEN

Einer limitierten Version des Albums liegt „Harmonic Distortion" bei, eine 77 Minuten lange Sammlung mit alternativen Versionen der neuen Songs. Dabei sind unter anderen die Manic Street Preachers, Roland Orzabal von Tears For Fears und Mikael Åkerfeldt von Opeth sowie Mogwai, Interpol, Meat Beat Manifesto und Faultline. Sie lieferten keine typischen Remixe – eine Vorstellung, bei der Wilson das Gesicht verzieht –, sondern Überarbeitungen und andere Perspektiven. Wilson nennt das „Repertoire Reimaginations", Neuinterpretationen. „Hast du schon mal gehört, dass jemand Roland Orzabal um einen Remix gebeten hat?", fragt Wilson rhetorisch. „Eben nicht! Deshalb fand ich es spannend." Eine besonders radikale Bearbeitung kommt von den Manic Street Preachers. Die Waliser übernahmen von dem Song ihrer Wahl lediglich Wilsons Gesang und spielten ein völlig neues Playback dazu ein. „Ich war immer wieder überrascht von dem, was da kam", erzählt Wilson. „Aber ich fand nicht alles gut oder passend. Es ging auch hier darum, auszuwählen, was mir gefällt." Wilson hat weit mehr Bearbeitungen beauftragt, als jetzt auf dem Album sind.

Erzählen darf man auch von Wilsons Plänen, sein neues Album auf die Bühne zu bringen. Lieber als im Rahmen einer regulären Tournee möchte er die Songs an ausgesuchten Orten für jeweils mehrere Tage aufführen. Musik aus allen Richtungen: Wilson wünscht sich eine Spatial-Audio-Lösung, die weit über ein Quadro-Erlebnis hinausgehen soll. Im Raum verteilte Lautsprecher, Leinwände und visuelle Elemente sollen den ganzen Raum zur Installation machen. Da gerät Wilson ins Schwärmen. Ihm geht es immer darum, Menschen möglichst vollständig in Musik eintauchen zu lassen. Die Umsetzung ist aus finanziellen Gründen noch ungewiss, weil Wilson nur ein paar Hundert Leute pro Abend ins Konzert lassen möchte, damit das Erlebnis möglichst intim bleibt. Sicher hingegen ist, dass *„The Harmony Codex"* wieder in den für Wilson typischen Formaten 5.1 Surround und Dolby Atmos erhältlich sein wird. Sie erscheinen zusammen mit einem High-Resolution-Stereo-Mix auf einer DVD, die ebenfalls Teil der Limited Edition ist. Auch im Paket ist ein 100-seitiges, von Carl Glover designtes Fotobuch. Die Illustrationen stammen von dem deutschen Grafiker und Illustrator Hajo Müller, der schon in der Vergangenheit mit Wilson gearbeitet hat.

MUSIKALISCHE IDENTITÄT UND KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Weil Wilson über die Jahre öfters provokante Bonmots zum Zustand der Musikindustrie beigesteuert hat, muss man ihn auch zu KI und ihrem Einfluss auf die Musikproduktion befragen. „Um den Mainstream mache ich mir keine Sorgen – der wird doch schon seit zwanzig Jahren von Computern gemacht." Ha! Treffer. „Es ist ja offensichtlich, dass wir es mit einer immer größer werdenden Banalität in der modernen Pop- und Rockmusik zu tun haben. Auto-Tune-Software hat der menschlichen Stimme einen Großteil ihrer Persönlichkeit geraubt. Dazu hat der Mainstream den Instrumentalisten immer unwichtiger gemacht, weil die Musik praktisch komplett im Computer entsteht und zu hundert Prozent am Gesang orientiert ist. Wann hast du das letzte Mal auf einem modernen Track ein tolles Solo gehört? Oder überhaupt einen erkennbaren Musiker? Wo sind die Motive hin, die Intros? Neulich hat mir jemand gesagt, dass es in den Achtzigern doch auch Acts wie Stock Aitken Waterman gab. Aber im Vergleich zu aktuellen Hits klingen die ja wie Karlheinz Stockhausen!" Auf eine bestimmte Art kann Wilson sich das Ende des Mainstreams, wie wir ihn kennen, vorstellen. „Stile wie Dance oder House werden mehr oder weniger ganz in die KI wandern, weil sie nur aus wenigen Parametern bestehen. Je mehr Musik durch die Persönlichkeit eines Musikers gefiltert wird, desto schwieriger ist es, sie mithilfe von KI herzustellen. Man könnte also hoffen, dass Musiker mit einer starken Identität nach vorn kommen werden. Aber so wird es nicht sein, oder? Weil die Leute so sehr daran gewöhnt sind, generischen Mist zu hören, werden sie nicht mehr unterscheiden können, ob sie einer KI oder einem Menschen zuhören." Doch noch mehr fürchtet Wilson ein anderes Szenario: „Wir werden in naher Zukunft von der Arbeit nach Hause kommen und nicht mehr sagen: ‚Alexa, spiel mir *„Dark Side Of The Moon"* oder *„Folklore"*.' Wir werden sagen: ‚Spiel mir ein fröhliches Lied über eine Reise nach Mexiko, gesungen von Freddie Mercury.' Die KI produziert den Song in Echtzeit. Wird jemand Mercurys Erben dafür Tantiemen zahlen? Eher nicht."

DER GEIST VON DER KASSETTE

Von Jörg Feyer

Er ist seit 27 Jahren tot. Doch so unterschiedliche Weggefährten und Fans wie Dave Gahan und Nick Cave halten das Werk von **Jeffrey Lee Pierce** in Bewegung. Mit ihrem Sessions Project verbeugen sie sich vor dem Sänger und seiner legendären Band The Gun Club

FOTO: ED COLVER

FRÜHVOLLENDET

Jeffrey Lee Pierce
(1958–1996) zu Beginn
seiner kurzen Karriere

JEFFREY LEE PIERCE

SUZIE STAPLETON WAR NOCH EIN TEENAGER IN Melbourne, als sie ihren ersten Song von Jeffrey Lee Pierce hörte. Nicht von Platte oder CD, auch nicht aus einer alternativen Radiostation oder von einer lokalen Band. Nein, ihr Freund damals sang ihr einfach mal „She's Like Heroin To Me" vor, vom Gun-Club-Debüt *„Fire Of Love"* (1981). Ob sie das eher schreckte oder erst recht anzog, vergaß ich leider zu fragen. Gewiss ist, dass der Freund heute schon lange ein Ex ist und Stapleton damals nicht geahnt haben kann, dass sie über zwei Dekaden später dafür verantwortlich sein würde, dass *„The Task Has Overwhelmed Us"*, das vierte Album des Jeffrey Lee Pierce Sessions Project mit „Mother Of Earth" eröffnet, gesungen von keinem anderen als Dave Gahan von Depeche Mode. Wie das kam? So …

Vor etwa fünf Jahren habe ein gemeinsamer Freund Gahan einige Stapleton-Songs zu Gehör gebracht. Dem sie wohl gefallen hätten. „Cool, dachte ich – aber sonst nichts weiter", erinnert sich Stapleton jetzt. Etwas später sei dann ein Dave Gahan auf ihrer Newsletter-Mailingliste aufgetaucht. „Das konnte ja nur ein anderer Dave Gahan sein, oder?" Doch als dann 2020 Stapletons spätes Debütalbum, *„We Are The Plague"* („Mojo": „Dark magnetism") herauskam, „orderte dieser Dave Gahan ein Vinyl-Exemplar und dazu noch ein T-Shirt. Bis ich meinen Freund fragte: Ist das *der* Dave Gahan? Ja, sagte er, ist er." Suzie Stapleton lacht. Aber es wurde noch besser.

Denn als 2021 für Folge 4 des Pierce Project „die letzten Tracks eingesammelt" wurden, schickte sie Gahan einfach mal Musik und lud ihn ein, dabei zu sein. „Er reagierte schnell, auch weil er eh gerade mit ‚Mother Of Earth' herumgespielt hatte", doch der Track habe es dann doch nicht auf sein *„Imposter"*-Album mit Soulsavers geschafft. „Ich arbeitete aber an dem Song, noch ohne zu wissen, wer das singen würde. Als ich Dave mein Arrangement schickte, mochte er es sofort und nahm dann seinen Gesang in New York auf. Wirklich funny timing, dass Dave zur selben Zeit einen Song probierte, den ich gerade auf der anderen Seite des Atlantiks für das Projekt arrangierte. Es ist so schön, dieses klassische Gun-Club-Stück jetzt auf diesem Album zu haben!"

Begonnen hatte es weniger klassisch, nämlich als Cypress Grove 2006 beim Ausmisten seines Dachbodens auf eine alte Kassette stieß, Aufschrift: „JLP Songs". Ein Relikt aus den späten Achtzigern/frühen Neunzigern, als der britische Musiker und der Amerikaner im Londoner Exil gemeinsame Sache gemacht hatten. Die „skeletal versions" (Grove) auf dem Tape nahmen in der Obhut von Pierce-Freunden und -Weggefährten wie Nick Cave, Mark Lanegan und Debbie Harry Form an und sind auf dem Debüt des Jeffrey Lee Pierce Sessions Project, *„We Are Only Riders"* (2009) zu hören. Wim Wenders durfte Jeffrey Lee Pierce im Booklet zu „one of the greatest Blues singers of all time" küren. 16 Tracks ergaben sich nur, weil Stücke wie „Ramblin' Mind", „Constant Waiting" oder „Free To Walk" gleich in mehreren Versionen vertreten waren. Was mal spannend war, mal überspannt.

So wurde die Basis für die Folgewerke *„The Journey Is Long"* (2012) und *„Axels & Sockets"* (2014) um Live-Tapes erweitert – und auch um Pierce-Texte, die Cypress Grove von Gene Temesy (dem Chef des Gun-Club-Fanclubs) und Jacqui Pierce (der Schwester) anvertraut wurden. Und weil es, so Cypress Grove, „dumm wäre, keine dabeizuhaben", fanden bald auch stinknormale Coverversionen Gnade. „Sonst ist das Quellenmaterial oft vage", erläutert er. Es sei „ein bisschen so, als ob man ein Gemälde restauriert und ein schon verblichenes Stück ersetzen muss. Wie könnte es aussehen? Das sieht dann jeder anders. Oder ich sage den Leuten: Hier habt ihr diese Bleistiftzeichnung – und jetzt dürft ihr sie ausmalen."

Von „Frankenstein-Songs" spricht Cypress Grove auch gern. Wobei da schon das Unheimliche, wenn nicht Ungeheuerliche der Unternehmung mitschwingt. „Ich hoffe natürlich, dass Jeffrey das goutieren würde", sagt der Brite. Er glaube schon, „dass ich in unserer gemeinsamen Zeit einen Sinn dafür entwickelt habe, was okay ist für ihn und was nicht". Es bleibe allerdings „ein schmaler Grat, auf dem wir balancieren. Aber es sind ja viele Leute dabei, die ihn noch kannten, es wird mit Liebe und Respekt gemacht. Es gab auch nur wenige Sachen, wo ich sagen musste: Also das hier lieber nicht, das hätte Jeffrey nicht gefallen." Für Suzie Stapleton bleibt das Pierce Project ebenfalls „immer auch eine delikate Angelegenheit". Sie selbst versuche einfach „Jeffrey ein bisschen mitzudenken und das Material mit größtmöglicher Aufmerksamkeit zu behandeln, um daraus etwas zu machen, das ihm gerecht wird".

Stapleton, seit 2015 in der „cool little city" Brighton zu Hause, war noch in Australien, als Cypress Grove sie

BLUES-PREDIGT

Jeffrey Lee Pierce und The Gun Club 1981 vor der First Baptist Church of Hollywood

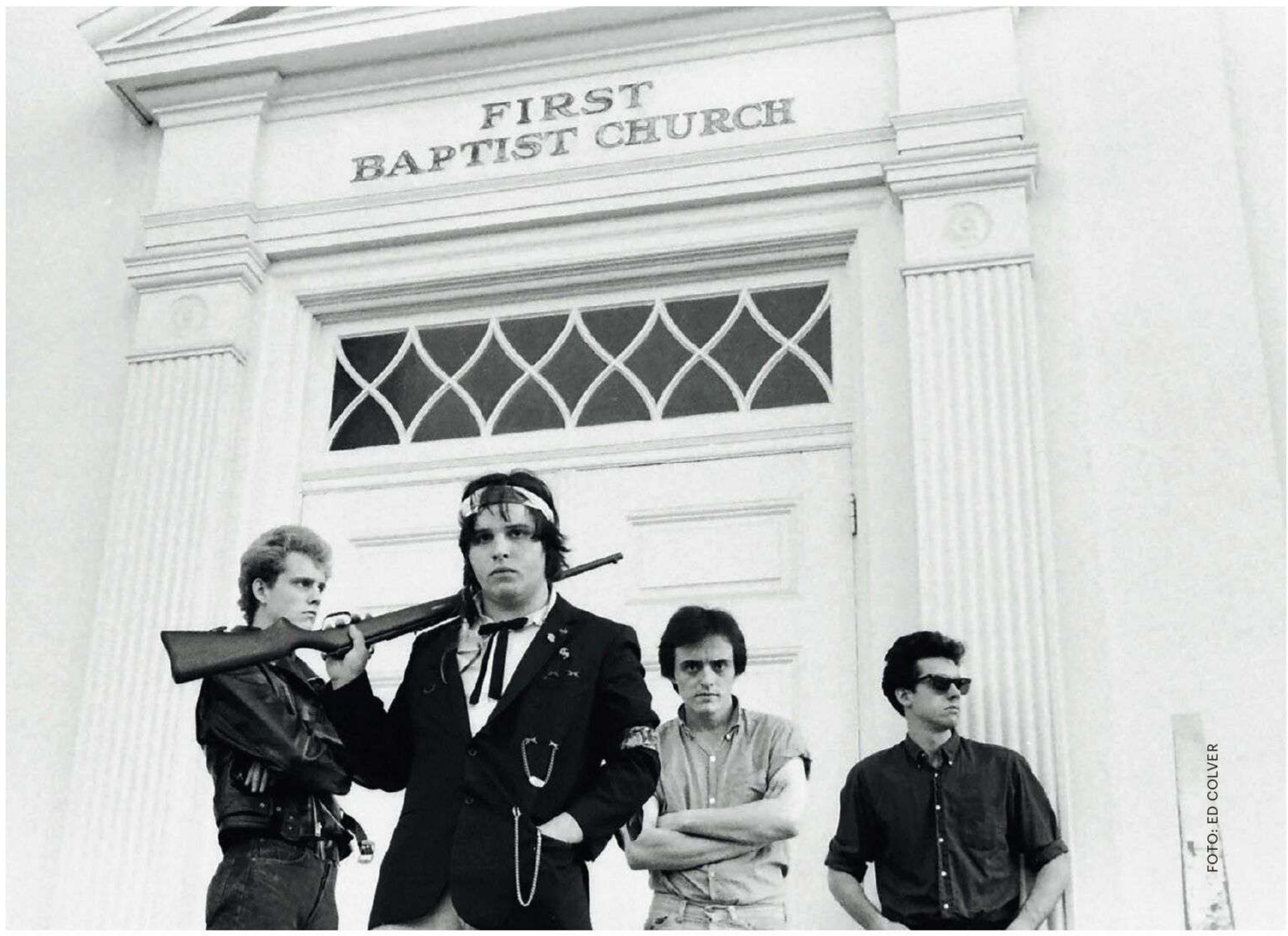


FOTO: ED COLVER

FOTO: ED COLVER

erstmals kontaktierte. Ein Freund eines Freundes hatte ihn auf sie aufmerksam gemacht. „Er stellte sich auf Facebook vor und fragte, ob ich nicht Lust hätte, bei einem Projekt mitzumachen, von dem ich noch nie gehört hatte. Er suche eine Stimme wie die von PJ Harvey. Ich dachte nur: Ist der verrückt? Ich hielt das wirklich für einen komischen Murder-Plot!“ Sie lacht. Was so bizarr „out of the blue“ kam, entpuppte sich als kleiner „dream come true“, als Stapleton dann das Demo für „Constant Limbo (Constant Rain)“ hörte. Sie sollte im Schlussteil den Female Part im Duett mit Mark Lanegan singen. „Lanegan klang natürlich fantastisch“, erinnert sie sich, „und mir war dann auch klar, dass das gerade wirklich passierte. Lanegan ist ja so ziemlich mein Lieblingssänger überhaupt.“ Als Stapleton noch ein paar UK-Gigs hatte, schaute sie bei Cypress Grove vorbei, „wo wir auch gleich aufnahmen“. Auch schon ihre Vocals für den Alejandro-Escovedo-Track „From Death To Texas“, der jetzt erst auftaucht, weil es für *„Axels & Sockets“* „zu viel Material“ gab.

Inzwischen ist Stapleton zur Co-Produzentin des Projekts aufgestiegen, nicht zuletzt ihrer Arrangement-Künste wegen. „On The Other Side“ etwa, eher Midtempo-Rock auf einem Gun-Club-Live-Tape, hat sie „ein bisschen sweeter gemacht“ (Cypress Grove), für ein weiteres Duett von Nick Cave und Debbie Harry. Apropos: Eine Beschäftigung mit dem Pierce Project lohnt allein schon, weil Harry in diesem Kontext von Anfang an, bei „Lucky Jim“ auf *„We Are Only Riders“*, so wunderbar verschattet singt wie sonst nie, und schon gar nicht bei Blondie. Es muss kurios für sie sein, nun auf dem neuen Pierce-Project-Album zugleich als Interpretin und als Objekt eines Pierce-Songs in Erscheinung zu treten. „Debbie By The Christmas Tree“ mischt dem Unterfangen eine willkommene Trash-Leichtigkeit bei und führt zurück in Prä-Gun-Club-Tage, zum Girlpop der ersten Band von Pierce. Als Hommage an Red Lights haben sich die nun Ausführenden Mick Harvey (Bad Seeds) und J. P. Shilo (Blackeyed Susans) den Moniker The Amber Lights gegeben.

COWPUNK

Vom Blondie-Fanclub-Vorsitzenden zum Pionier des Punk-Blues: Jeffrey Lee Pierce

JEFFREY LEE PIERCE UND CYPRESS Grove fanden in der Vorweihnachtszeit 1989 zusammen. Oder schon ein Jahr vorher? Jedenfalls war der Brite wieder für die Coverband zuständig, die die Weihnachtsfeier der lokalen Labour-Party-Kohorte im Hinterzimmer des (heute nicht mehr existenten) Pubs Kensington beschallen sollte. Shepherd’s Bush, Westlondon. Sie lebten damals in derselben Nachbarschaft, sagten auf der Straße schon mal Hi, und beim Bier im Kensington reichte es auch schon mal für Smalltalk. Und, klar: „Ich wusste jedenfalls, wer er war.“ Dann die Weihnachtsfeier, hinten im Pub, wo, weil Extrafeier, bis zwei Uhr morgens getrunken werden durfte, nicht nur bis elf Uhr abends, wie vorn üblich …

„Als es auf elf zuging“, rekapituliert Cypress Grove vergnügt, „kam Jeffrey zu mir und fragte, was da hinten los war. Weihnachtsfeier, sagte ich. Kann ich dabei sein?, fragte er. Na ja, sagte ich, schwierig, du bist kein Parteimitglied. Aber wenn du bei uns mitspielst oder, besser noch, auch was singst, krieg ich dich schon rein.“ Also diskutierte man mögliche Covers: „Sweet Home Alabama“? „The House Of The Rising Sun“? Oder doch eher „A Teenager In Love“? „Gefiel ihm alles nicht, erst auf ‚Gloria‘ sprang er sofort an: ‚Oh ja, das kenn ich gut!‘“ Allerdings, wie sich beim „special guest Jeffrey“ herausstellte, nur den Refrain, „alles andere hat er improvisiert“, sagt Cypress Grove und lacht. „Zum Glück hat der Song nur drei Akkorde. Die Labour-Leute guckten leicht schockiert, wer da so frenetisch ‚Gloria!‘ brüllte. Aber sie waren nett zu ihm.“ Schon am Abend

JEFFREY LEE PIERCE

darauf „hat Jeffrey mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, ein Album mit Country-Murder-Ballads aufzunehmen. Und so hingen wir die nächsten drei Jahre mit unseren Gitarren in meinem Schlafzimmer rum."

Dort wurden das ominöse „JLP"-Tape geboren und mutierten die Mörderballaden 1992 zum Cover-Blues ihres Albums *„Ramblin' Jeffrey Lee & Cypress Grove With Willie Love"*. Als Interpret von Don Nix oder Son House stößt Pierce an Grenzen. Den besten Blues schreibt er sich selbst. Grove lernte bald, dass Jeffrey Ideen ebenso schnell verwarf, wie er sie hatte. Was „auch oft frustrierend" war, aber nun das Pierce Project erst in Gang hält. Ihre Zeit in London ist in dem Film „Hardtimes Killin' Floor Blues" von Henri-Jean Debon dokumentiert – ein überambitionierter Titel für ein mediokres Unterfangen zwischen viel Pub-Gelaber und ein bisschen Schlafzimmer-Blues.

Doch zwei Szenen bleiben hängen. Einmal führt Pierce stolz ein Samuraischwert vor, das ihm Blondie-Gitarrist Chris Stein geschenkt haben soll, derweil dazu Dylans „Tombstone Blues" plärrt. Nachdem er das Schwert später auch im Kensington geschwungen hatte, landete er vor Gericht und war 1995 gezwungen, in die USA zurückzukehren. In einer anderen Szene versucht sich sein Gast Nick Cave an „Amazing Grace", bevor er zu Pierce rübergeht und dem in allerlei Krimskrams Kramenden sagt: „You gotta take hold of your life and organize things, Jeffrey." Worauf Jeffrey trocken antwortet: „That's what people say."

Wie er sein Leben dann eher nicht in den Griff bekam, bevor es schon 1996 nach nur 37 Jahren mit einer Gehirnblutung endete – und nicht zuletzt was für ein ziemlich unglaubliches Leben das war –, davon erzählt ein anderer Film. Kurt Voss' „Ghost On The Highway" (2006) ist keine Momentaufnahme, sondern eine gut 90-minütige Biopic-Chronologie mit vielen interessanten Stimmen. Gezeichnet wird das Bild eines Bücherwurms, der Burroughs ebenso verschlang wie Beckett, das Bild eines, so die Fotografin Theresa Kereakes, „baby face nerdy guy who dressed funny", der auch schon mal zu weißen Frauen-Cowboyboots und einem weißen Trenchcoat mit einem riesigen Debbie-Harry-Badge am Revers Lippenstift auftrug. Neben Marlon Brando lag der junge Pierce vor allem der Blondie-Sängerin zu Füßen, und das auch intellektuell so überzeugend, dass die Band ihn zu ihrem Fanclub-Chef machte, nachdem Pierce sich, in einem Einkaufswagen zusammengepfercht, in eine Hotellobby hatte rollen lassen, wo Harry gerade Hof hielt. Sagt jedenfalls die Legende …

Ein Tag am Strand mit Jeffrey? Fand ohne Strand statt, erinnert sich ein Jugendfreund, weil Pierce lieber durch Trödelläden stöberte. „Dann kamen wir mit einer Lederjacke, ein paar Büchern und ein paar tollen Singles zurück. Und ich musste betteln: Jeffrey, können wir kurz mal einen Blick aufs Meer werfen?!" Er glaubte, „er wäre Elvis", wird Terry Graham zitiert, der Gun-Club-Drummer. Das korrespondiert mit der ersten großen überregionalen Schlagzeile: „All Dressed Up Like An Elvis From Hell" betitelte der „New York Rocker" im März 1982 seine Covergeschichte. Doch auch die „New York Times" rezensierte das Gun-Club-Debüt *„Fire Of Love"*. Pierce trat zudem selbst als Musikjournalist auf. So schrieb er unter anderem nach einem Aufenthalt auf Jamaika als „Rankin' Jeffrey Lea" für das Magazin „Slash" über Reggae. Manuskripte aufkommender Konkurrenz soll er dabei schon mal unauffällig dem Papierkorb übergeben haben.

DAVE ALVIN, 1984 GITARREN-GAST auf dem Album *„The Las Vegas Story"*, nötigt immer noch die Chuzpe Respekt ab, mit der Pierce ihm damals erste Support-Gigs im Hong Kong Cafe einredete. Doch der Blasters-Mann erkannte auch die musikalische Furchtlosigkeit der frühen Gun Club. „Sie klangen einfach ganz anders. Neu. Wenn Kid Congo Powers Slide-Gitarre spielte, ging es ihm nicht darum, Duane Allman oder Elmore James zu imitieren – er kannte die ja überhaupt nicht." Powers, der Chef des Ramones-Fanclubs, wurde von Pierce in sein Glück hineingequatscht. Weil er anfangs gar nicht Gitarre spielen konnte, war diese immer schon auf E gestimmt, damit wenigstens ein Akkord sicher war. Als „sloppy, not good, but very intriguing" charakterisiert Terry Graham diesen Sound. Das ging mit einem „insane kind of humor" einher (Peter Case), den freilich nur Eingeweihte verstanden. Pierce ging es nicht um Resonanz und Einschwingen, sondern um Ausklinken und Reaktion, egal wie diese ausfiel.

Regisseur Wim Wenders kürte Jeffrey Lee Pierce zu „one of the greatest Blues singers of all time"

Frauen? Schwierig. Also echte Frauen. Wenn Jeffrey Lee Pierce mit Anfang zwanzig „She's Like Heroin To Me" sang, kam sein Rausch aus der Fiktion. Vielleicht hätte er damals auf der Weihnachtsfeier doch besser „A Teenager In Love" gewählt, den adoleszenten Doo-Wop-Stoßseufzer von Dion And The Belmonts von 1959. Kereakes, die Fotografin, rekapituliert jedenfalls gleich „a history of women he was falling in love with who didn't give a fuck about him". Für John Doe, damals mit X im Zentrum der L.A.-Szene, war Pierce nie „ein sexuelles Wesen". Sein Faible für Texacala Jones (Tex & The Horseheads) deutet er mit Verweis auf Ovids „Metamorphosen" als „a Pygmalion thing": Der Enttäuschte erschafft sich eine Statue als Liebesobjekt. Profaner ruft Gun-Club-Gitarrist Ward Dotson seinem Ex-Boss hinterher, dass es „eine Tortur" für Pierce gewesen sein müsse, doch der Star der Band zu sein „and not getting anything going".

Solche „wirklich gemeinen" Passagen haben Cypress Grove den Film von Voss verleidet. Doch wäre es absurd, hätte ein ebenso ex- wie egozentrischer Künstler und Mensch wie Jeffrey Lee Pierce am Wegesrand nur Wohlwollen produziert. Die Loyalität des Briten über den Tod seines Mentors hinaus verwundert aber nicht. Pierce gab ihm ja nicht nur seinen Künstlernamen (sein bürgerlicher soll gar nicht in die Öffentlichkeit), sondern auch eine anhaltend ergiebige Quelle für sein Tun als Musiker und Produzent. Man tritt dem Sohn eines Jazz-Drummers trotz seiner Verdienste nicht zu nahe, wenn man feststellt, dass er ohne die Zeit mit Pierce kaum so halbwegs prominent in Erscheinung getreten wäre. Zumal auch seine anderen Produktionen (Lydia Lunch) in diesem Dunstkreis wurzeln.

Fällt mit Folge 4 nun die Klappe für das Pierce Project? Unwahrscheinlich. Zwar hat sich Cypress Grove damit auch den Wunsch erfüllt, Künstler anderer Sparten zu involvieren: Jim Jarmusch spielt bei „Time Drains Away" Gitarre, die Modedesignerin Pam Hogg singt „I Was Ashamed". Aber er vermittelt nicht den Eindruck, als könne er zufrieden aus dieser Welt scheiden, ohne dass Jack White mal mitgemacht hat. Für *„The Task Has Overwhelmed Us"* hieß es: Close but no cigar. Cypress Grove erzählt, wie er drei Stunden vor der Tür der BBC rumlungerte, weil White dort eine Session mit The Dead Weather spielte, nur um dann zu erfahren, dass er schon zwei Stunden zuvor durch die Hintertür raus war. Wie er sich später mit der Vorband in einen Club in Camden Town reinschlich und White tatsächlich nach dem Soundcheck vor der Bühne erwischte – „ein Fahrstuhl-Pitch" („Sie haben zwei Minuten!"). White schien interessiert. Doch als der Emissär Kid Congo Powers ihn später nach einer Show in Washington noch mal danach fragte, beschied White: Leider keine Zeit! Ein weiterer Versuch übers Management scheiterte ebenfalls: No, with all due respect …

Aber hört sich das nicht ganz nach einem Fall für diese Australierin in Brighton an? Suzie Appleton, übernehmen Sie! Mit oder ohne Jack White. Den Titel für Folge 5 könnte Cypress Grove sich kaum noch aus dieser langsam erschöpften Pierce-Einlassung holen: „The journey is long and we are only riders. Long ago we had committed to our little endeavor and now the task has overwhelmed us, so that we have simply become axels and sockets in a growing menacing machine …"

VOM SEX BEAT BIS ZUM ANGER BLUES

Blues und Punk, Blondie und Creedence, Liebe und Verzweiflung: Sechs essenzielle Alben von Jeffrey Lee Pierce und The Gun Club

The Gun Club „Fire Of Love“

1981

Robert Johnson, durch die Punk-Brille anvisiert, das kann heute nicht mehr ganz so spektakulär klingen wie 1981. Dieses Debüt, das mit „Sex Beat“ anrollt, war als Statement noch wichtiger als die Musik selbst. Unverständlich, dass Pierce sich später distanzierte, von wegen nur 48-Stunden-Punk auf Speed für schlappe 2500 Dollar. Kid Congo Powers ist noch Co-Autor von „For The Love Of Ivy“, spielte aber schon nicht mehr mit. Erst mal.

The Gun Club „Miami“

1982

Die dünne Produktion von Blondie-Gitarrist Chris Stein, die dem Affen Pierce eigentlich Zucker geben sollte, ist dünn geblieben. Songs wie „Like Calling Up Thunder“ sind es nach wie vor nicht. Das tolle CCR-Cover „Run Through The Jungle“ soll sogar John Fogerty um den Schlaf gebracht haben. Und Debbie Harry singt Backing-Vocals – unter dem Pseudonym D. H. Laurence Jr.

Jeffrey Lee Pierce „Wildweed“

1985

Pierce posiert mit Flinte, als ob hinterm Horizont doch noch irgendeine Frontier wartet. Selbst die sterile Mittachtziger-Produktion kann das Schmerzvirus nicht betäuben, das Pierce in „Love And Desperation“ auszuhowlen versucht. Der Text zu „Hey Juana“ klingt improvisiert, wenn plötzlich ein Kollege aufgerufen wird: „Now Nick the Cave, he spent all his pay on a bottle of gin and a shark without a fin …“

The Gun Club „Mother Juno“

1987

Überraschendes Comeback. Mit Kid Congo Powers! Und einem unerwarteten Produzenten: Robin Guthrie schlägt mit Cocteau-Twins-Ästhetik in „The Breaking Hands“ durch und hat Pierce auch den R’n’B-Schlangentanz „Yellow Eyes“ nicht ausgeredet. Der singt immer noch off-pitch, das aber oft besser denn je. Das neoexpressionistische Cover von Claus Castenskiold korrespondiert mit anhaltendem Psychodrama.

The Gun Club „Pastoral Hide & Seek“

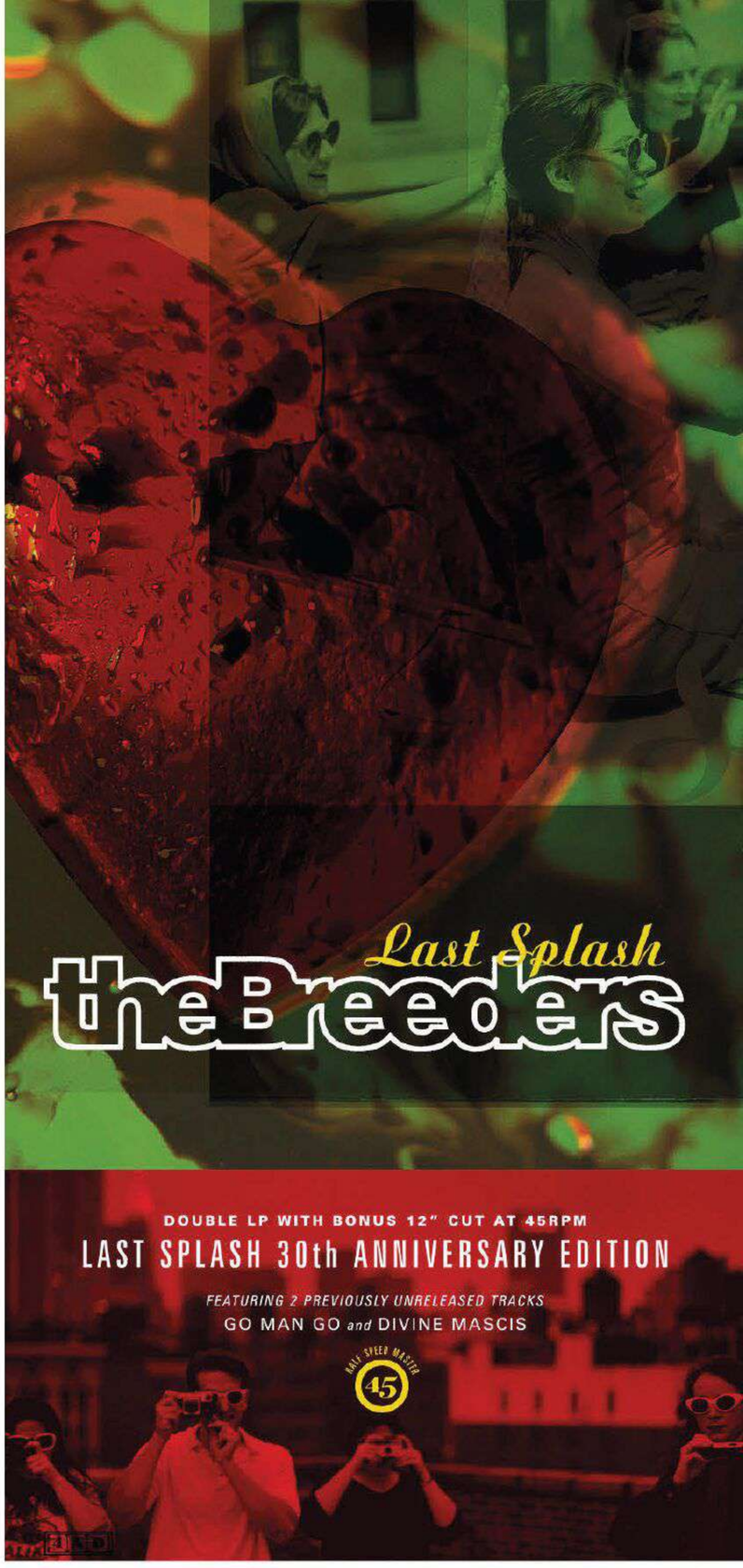
1990

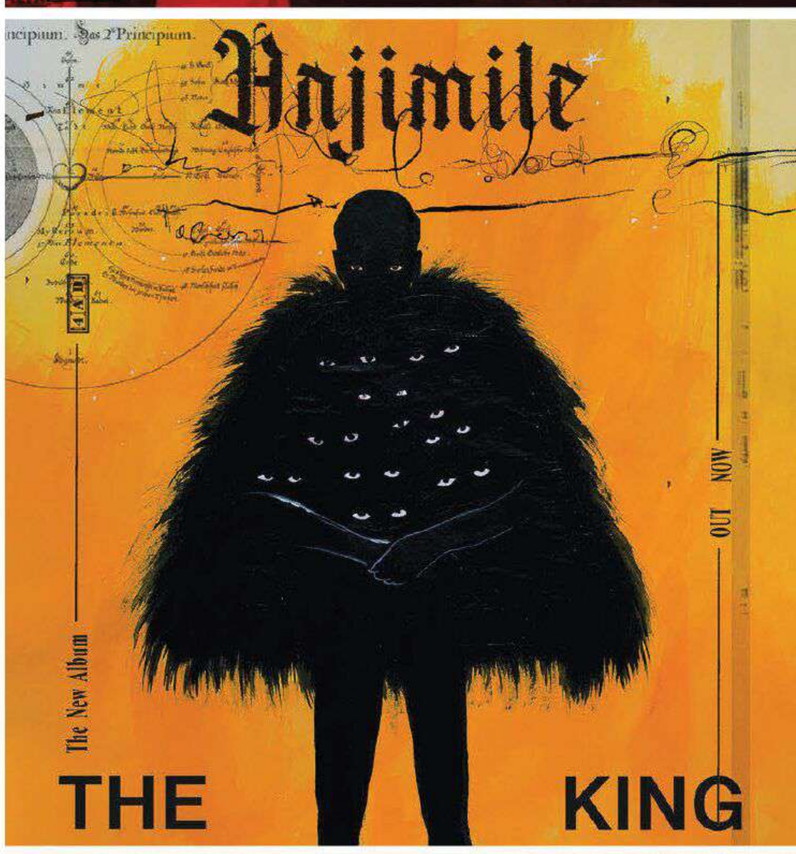
Pierce eröffnet seine letzte Dekade mit dem unterschätztesten Gun-Club-Album. In einer fast slick zu nennenden Produktion entfernt er sich maximal vom Punk-induzierten Voodoo-Zauber des Frühwerks, ohne Intensität einzubüßen. Schlanke, präzise Riffs, Licks und Soli strukturieren Songs wie „St. John’s Divine“. Und bei Bedarf hält das Kid auch noch mal die Slide rein: „I Hear Your Heart Singing“.

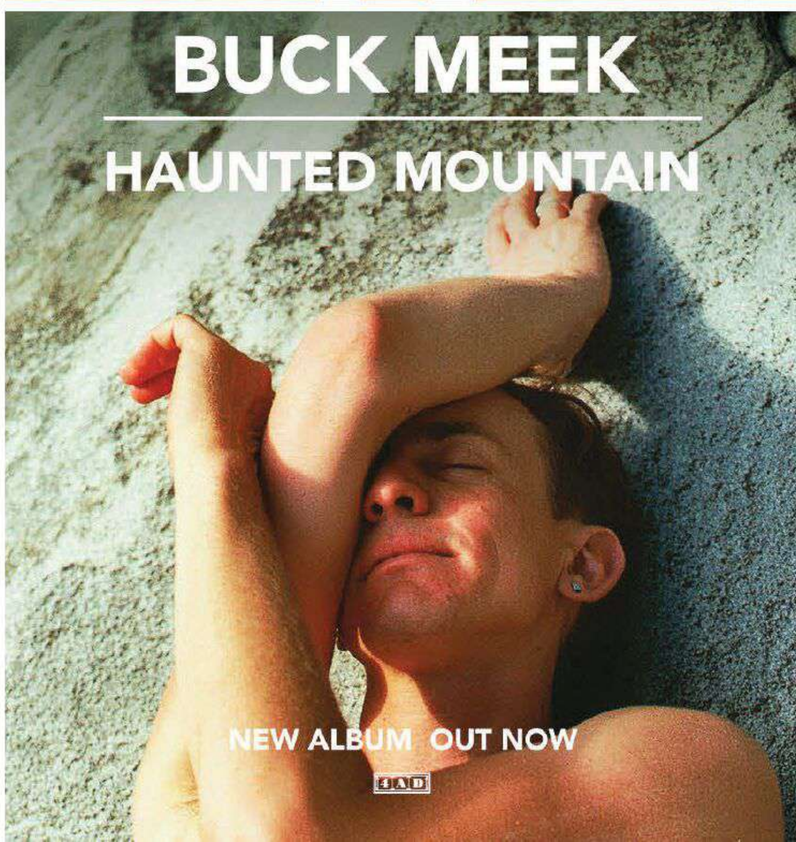
The Gun Club „Lucky Jim“

1993

Aufgenommen in Holland, geboren in Saigon, wo nicht nur „the Australians in the Bunny Bar“ sehnsüchtig auf die Rückkehr von „Lucky Jim“ warten. Kid Congo war wieder fort, auf sich gestellt klingt Pierce mal wie der Blues-Gitarrist nebenan, mal wie Hendrix („Ride“). Aber diese zärtliche Verzweiflung in „A House Is Not A Home“ und „Idiot Waltz“! Der Vorhang fällt mit „Anger Blues“. Womit sonst?







VON FABIAN PELTSCH

Wotans Clan im Fernen Osten

In Thailands Hauptstadt hat sich eine Subkultur herausgebildet, die für Wikinger und nordeuropäische Mythologie brennt: Sie verehren Odin, lassen sich Thorshämmer tätowieren und lesen sich aus germanischen Runen die Zukunft. One Night in Bangkok mit der deutsch-skandinavischen Nordic-Ritual-Band Heilung

FOTO: AURÉLIEN FOUCAULT

WÜRDEVOLLE WALKÜRE

Beim ersten Asien-Konzert der Neuheiden-Band Heilung treffen archaische Riten auf „Game Of Thrones“-Cosplay

Zu hypnotischen Klängen tanzt sich die Schamanen- und Kriegerschar in eine Trance, die auf die Zuschauer übergehen soll

ÜBER EIN JAHR HAT GUYTHIP SARASwatimonthon auf diesen Tag hingearbeitet. Zwei Millionen Baht (rund 52.000 Euro) Schulden hat der junge Mann mit dem Britpop-Haarschnitt und den bunten Hemden auf sich genommen, um eine Schar halb nackter, rußverschmierter Wilder einzufliegen, die hier heute Abend eine martialische Zeremonie abhalten sollen. Nervös wuselt er durch das Foyer der Veranstaltungsräume im obersten Stockwerk einer Hochglanz-Mall im Herzen Bangkoks. In einer Ecke der japanisch inspirierten, kulleräugig-süßen Konsumkulisse stapeln sich bereits die Schwerter und Streitäxte. Wer möchte, kann sich mit einem als Wikinger verkleideten Thai-Boxer fotografieren lassen. Teenager zücken kichernd ihre Handys, als er unterm Umhang den Waschbrettbauch entblößt. K-Pop trifft auf Hägar den Schrecklichen. Schon seit den frühen Morgenstunden sitzen junge Thais in der schicken Lobby auf dem Teppich und warten, bis sich die Saaleingänge öffnen. Erstaunlich viele tragen germanische Runen als Tätowierungen auf der Haut. Manche haben sich die exotischen Schriftzeichen sogar ins Gesicht gemalt. Der Kassenwart und Hüter am Eingang trägt Schulterstücke aus Fell und ein Gehörn auf dem Kopf – typische Insignien von Heilung, jener Gruppe, die hier alle sehnlichst sehen wollen. Das Kollektiv mit Sitz in Dänemark gibt heute Abend sein allererstes Konzert in Bangkok, oder besser gesagt sein „erstes Ritual in Asien“, wie die von Guythip designten Plakate stolz verkünden. Mit ihren Live-Spektakeln wollen Heilung die Wikinger- und Eisenzeit wiederauferstehen lassen. Zu hypnotischen Klängen tanzt sich die als Schamanen- und Kriegerschar herausgeputzte Truppe in eine Trance, die auch auf die Zuschauer übergehen soll. Dabei tragen sie Geweihe und historische Trachten, blasen in hoch aufragende Bronzetrompeten, dreschen auf Tierhäute ein und stoßen Speere in die von Stroboskopblitzen durchzuckte Luft. Sie nennen das „Amplified History“. Die Texte, die teilweise in ausgestorbenem Altnordisch verfasst sind, handeln von Sexualmagie, von vorzivilisatorischen Schlachten und einer von Göttern und Geistern beseelten Natur. Ihre düster dräuende Weltmusik, für die sich der Genrebegriff „Nordic Ritual Folk“ eingebürgert hat, hat in Europa und den USA einen neuheidnischen Trend losgetreten. Sogar in die Top Ten der deutschen

WIKINGER IN ASIEN

Die dunklen Gestalten aus dem Norden verwandeln das Theaterhaus in Bangkok in einen Hexenkessel

FOTO: AURÉLIEN FOUCAULT

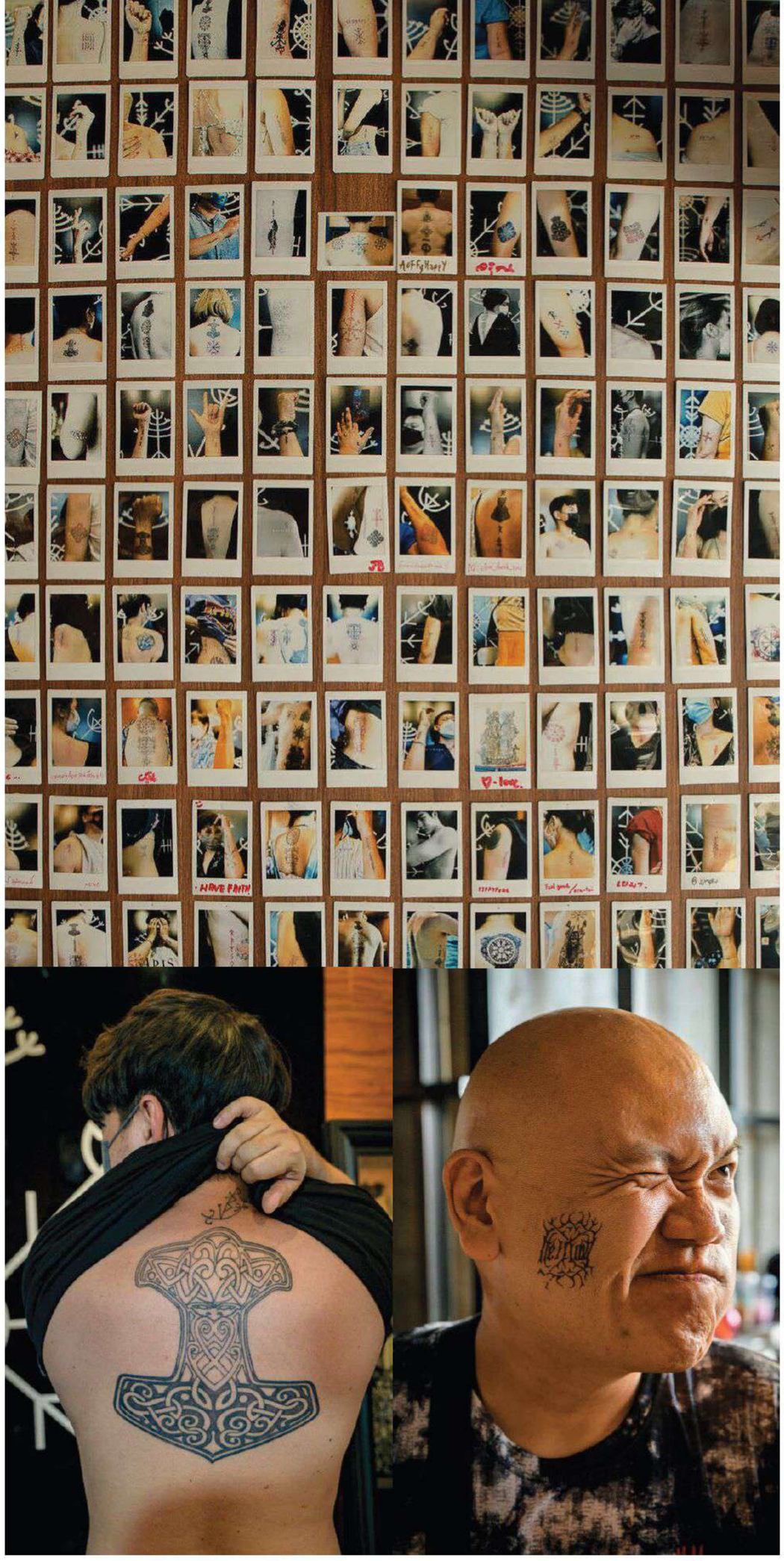
und österreichischen Album-Charts schafften es Heilung und Wardruna, die anderen großen Helden der Szene.

Einar Selvik, der Kopf hinter Letzteren, erklärte in einem Interview, dass alles darauf hindeutet, dass sich der Heidenlärm langsam zum globalen Phänomen entwickelt. „Es ist ein bisschen wie damals, als sich der Westen für Kung-Fu begeisterte." In Thailand habe es gerade einmal 46 Sekunden gedauert, bis die Karten ausverkauft waren, sagt Guythip, während er sein im Sekundentakt aufleuchtendes Smartphone zurück in die Tasche schiebt. Es ist das erste Mal in seinem Leben, dass er ein Konzert organisiert, und dann gleich eines in dieser Größenordnung. Vieles musste bis zur letzten Minute ausgehandelt werden, von einer Sondergenehmigung für den Einsatz von Räucherwerk bis hin zur Beschwichtigung des Venue-Managers, dass es sich um eine Veranstaltung kultureller Tragweite handelt und europäische Frauen mit nackten Oberkörpern nun mal ein unverhandelbarer Teil des Konzepts sind. „Ich habe drei Tage nicht geschlafen!", seufzt er und weist den Weg zum Backstageraum, vorbei an meterhohen Bildern des thailändischen Königs Maha Vajiralongkorn. Hier hinten herrscht noch Stille. Die Krieger sind auf Sightseeing-Tour oder bei der Thai-Massage, die Guythip ihnen als guter Gastgeber spendiert hat. Eigentlich ist er Wahrsager, ein in Thailand durchaus angesehener und lukrativer Beruf. Staatsoberhäupter lassen sich hier ebenso selbstverständlich die Zukunft voraussagen wie Hausfrauen und Universitätsstudenten. „Wir Thailänder glauben an Geister und das Übernatürliche", erklärt Guythip und verweist auf die vielen Miniaturtempel, die vor jedem Neubau errichtet werden, damit die vertriebenen Erdgeister schnell neues Quartier beziehen können. „Wir respektieren Buddha und die Hindu-Gottheiten, ebenso die chinesischen Götter und Feng-Shui. Wir können zu allen beten, ohne uns schuldig zu fühlen."

Die in Thailands alltäglich gelebtem Animismus wurzelnde spirituelle Offenheit hat im digitalen Zeitalter noch Schub aufgenommen. Millionen Thais konsultieren bei Entscheidungen im Beziehungs- und Berufsleben astrologische Online-Angebote von Influencern mit Namen wie Wittykrystal, die teilweise wie Popstars verehrt werden. In dieser Welt der „Mutelu", der „Magiegläubigen", wie man sie hier nennt, hat Guythip sich auf ein Gebiet mit Novelty-Faktor spezialisiert: Er benutzt germanische Runen, um seinen Landsleuten das Schicksal vorauszusagen. „Die Runen dienten den Wikingern als Schriftsystem, sie hatten aber auch magische Bedeutung und wurden zur Wahrsagerei genutzt", erklärt er. Durch ihren Einsatz würden die Thailänder sofort Zugang zur Welt der fremden Götter finden. Sein Geschäftsmodell beinhaltet auch ein Tattoo-Studio namens Veldismagn, wo man sich Symbole wie das namensgebende Schutzzauberzeichen mitsamt Segen in die Haut stechen lassen kann. Neben dem Empfang hat Guythip einen Schrein mit einer goldenen Odin-Statue errichtet, über deren Speer täglich frische Girlanden aus Jasminblüten hängen, eine Respektsbekundung, die hier sonst vor allem Tempelbuddhas zuteilwird. Guythip pilgerte selbst schon einige Male in die Heimat von Freya, Odin und Thor, wo er unter anderem den Tempel der Ásatrú in Island besuchte, dem einzigen Land, das diese Religionsgemeinschaft des germanischen Heidentums staatlich anerkennt. Zurück aus Skandinavien entwickelte er sein eigenes Runen-Tarotkarten-Set und begann Schüler in der Kunst ihrer Deutung zu unterrichten. „Guythip hat die Sache für uns interessant gemacht. Er hat einen magischen Touch!", schwärmt Sukanya Nimitvilai, eine seiner Studentinnen, die wie viele hier einen Thorshammer als Talisman um den Hals trägt. Bis heute hat Guythip etwa zweitausend runengläubige Thais um sich geschart, von denen rund dreißig heute Abend unentgeltlich im Orga-Team mithelfen.

„Ein Grund, warum ich zu den nordischen Göttern bete, ist, dass sie uns Menschen gleichen. Odin musste sich selbst opfern, um die Runen zu empfangen. Ich mag die Idee, dass man sich die Dinge erst verdienen muss", sagt Sukanya, die als Dozentin am Institut für Englisch und Linguistik an der Ramkhamhaeng University, der größten Hochschule des Landes, arbeitet. Im Zehn-Millionen-Einwohner-Moloch Bangkok erinnern die mit den weiten Wäldern Skandinaviens assoziierten Götter sie zudem daran, wie wichtig es ist, mit der Natur in Kontakt zu bleiben. Zusammen mit Guythip hat Sukanya eine aufwendig gestaltete Broschüre mit dem Titel „Heilung Explained" übersetzt, die jeder Konzertgast am Saaleingang in die Hand bekommt. Einzelne Titel der Setlist werden darin minutiös erklärt, inklusive mythologischer Querverweise zum Buddhismus und durchaus expliziter Übersetzungen alter Inschriften aus Norwegen: „Lovely is the cunt, may the cock fill it up." „Wer die Runen verstehen will, muss auch die Mythen dahinter kennen", sagt Guythip und verabschiedet sich zum Rest der Crew hinter die Bühne, während immer mehr Besucher zu den Eingängen drängen.

Etwas mehr als tausend Menschen passen in das Siam Pic-Ganesha Center of Performing Art. Normalerweise finden hier Musicals, Theateraufführungen und Auftritte lokaler Comedians statt. Jetzt wirkt das Foyer jedoch, als würde ein Fantasy-Blockbuster Premiere feiern. Vor einer weißen Fotowand posieren Gäste in Leinentracht und Kopfschmuck. Vor allem Geweihe



IM ZEICHEN DER GÖTTER

Im Tattoo-Studio von Guythip Saraswatimonthon bekommt man nordische Symbole samt Segen in die Haut gestochen. Er selbst trägt einen Mjölnir auf dem Rücken

FOTOS: AURÉLIEN FOUCAULT (3)

„Ein Grund, warum ich zu den nordischen Göttern bete, ist, dass sie uns Menschen gleichen“, sagt Sukanya

ragen von den Köpfen, drapiert mit Plastikblumen, Farn und Glitzer. Wer selbst nichts mitgebracht hat, kann sich für das Selfie Umhänge und Schilde leihen. Eine junge Frau hat sich mit schneeweißem Kleid und Blondhaarperücke offensichtlich von der Drachenmutter aus „Game Of Thrones“ inspirieren lassen. Während das Publikum einer Heilung-Show im Westen dem eines Metal-Konzerts ähnelt – schwarz gewandet, langhaarig und tätowiert –, sind die Menschen hier in Alter und Aufmachung verblüffend breit gefächert. Junge Familien haben ihre Kinder mitgebracht, die auch ein bisschen Kriegsbemalung ins Gesicht bekommen. Eine Gruppe älterer Damen trägt ihre ledernen Häuptlingsgewänder mit matriarchaler Würde. Selbst die Männer in Kriegerkluft wirken eher geschmeidig als machohaft. Der Wotan-Clan im fernen Asien versucht sich gar nicht erst an historisch akkuratem Reenactment.

„Auch was wir machen, ist ja nur eine Interpretation“, sagt Kai Uwe Faust, der aus Hessen stammende Sänger und konzeptuelle Vordenker von Heilung. Er hat sich vor dem Auftritt unter die Menge gemischt und sich zum Spaß einen Plastik-Wikingerhelm aus der Foto-Op aufgesetzt. „Unsere Musik und unser Ritual sollen vielmehr eine Idee davon vermitteln, was unsere Vorfahren getan haben könnten.“ Schon seit der frühen Steinzeit seien Menschen gereist, hätten Dinge fremder Kulturen angenommen und neu interpretiert. „In Wikingergräbern fand man Münzen aus dem Nahen Osten, Kleider aus chinesischer Seide und sogar eine asiatische Buddhafigur aus dem 6. Jahrhundert, die über Handelsrouten ins heutige Schweden gelangte.“ Umgekehrt hat der Westen erst in geschichtlich jüngster Zeit aus Heiligtümern Asiens Wellness-Devotionalien gemacht. Sich einen Buddha als Deko ins Regal zu stellen, wie es in Europa fast jedes zweite Yoga-Studio tut, käme im buddhistischen Thailand einem Frevel gleich. Abseits religiöser und königlicher Symbole werden Diskussionen über kulturelle Aneignung jedoch kaum scharf geführt. Wenn „Farangs“, weiße Ausländer im Sarong, über die Strände flanieren, sorgt das meist nur für ein Lächeln. Thailand, „das Land der Freien“, entging als einziges in Südostasien der formalen Kolonialherrschaft durch die Westmächte. Vielleicht erklärt auch das die arglosere Neugier im Umgang mit dem Fremden.

SPIRITUELLE FUSION

Kai Uwe Faust von der deutsch-skandinavischen Nordic-Ritual-Band Heilung (r.) und eine thailändische Anhängerin in festlichem Prachtgewand

Als Guythip um Punkt acht auf die Bühne schreitet, sind die Trommeln und Requisiten um ihn herum mit Blättern eines Bodhibaums dekoriert. Unter so einem Baum soll Buddha einst zur Erleuchtung gefunden haben. Mit maßgeschneidertem Cape und knorpeligem Holzzepter steht Guythip am Mikrofon und wirkt selbst wie ein Hüter heiligen Wissens. Noch einmal spricht er über die Götter und die magischen Texte von Heilung, von denen er einige akzentfrei rezitieren kann. „Wenn euch das Gefühl überkommt zu tanzen, tut es! Kümmert euch

FOTOS: AURÉLIEN FOUCAULT (2)

nicht darum, was andere von euch denken!“, sagt er mit Nachdruck zu den Zuschauern, die sichtlich gespannt vornübergebeugt auf den Rängen sitzen. Expats und Touristen, die sonst bei Auftritten westlicher Bands in Asien einen nicht unbeträchtlichen Teil des Publikums ausmachen, fehlen fast völlig. Neben der Crew haben nur noch zwei Deutsche in der letzten Reihe Platz genommen, Langzeitfans von Heilung, die das Konzert mit einem Thailand-Urlaub verbinden. Einer verteilt Schweizer Rachenbonbons. „Wenn das hier mit dem Räuchern losgeht, fangen alle an zu husten, wirst schon sehen.“

Dann kündigt Guythip eine Überraschung an und verschwindet im aufsteigenden Nebel. Als kurz darauf der erste Trommelschlag einsetzt, kommen keine Barbaren auf die Bühne, sondern paradiesvogelbunte Gestalten mit konischen Kopfbedeckungen. Die künstlichen Fingernägel sind struwwelpeterlang, die Bewegungen grazil, würdevoll, fließend, hypnotisch. Es sind Menora, magische Trance-Tänzer, die Guythip extra aus dem Süden Thailands eingeladen hat. Mit ihrer jahrhundertealten Choreografie, die 2021 zum UNESCO-Kulturerbe erklärt wurde, wollen auch sie die Brücke zur Ahnenwelt schlagen. Die Trance sei ein kulturübergreifendes „Herzstück“ aller schamanischen Traditionen, schreibt der US-amerikanische Anthropologe Michael Harner, auf dessen Theorie des „Core-Schamanismus“ sich Heilung beziehen. Alle Menschen reagieren demnach auf dieselben spirituellen Trigger, die uns in Tausenden Jahren neurophysiologisch einprogrammiert wurden, rhythmische Trommelklänge oder auch psychedelische Drogen. „Unsere ursprüngliche Spiritualität hat durch das Christentum einen herben Cut erfahren“, sagt Heilungs Neo-Schamane Faust, auf dessen Vision eines wiederbelebten europäischen Animismus auch der Bandname anspielt. „Es ist für uns wunderschön, hier in Thailand eine Spiritualität zu erfahren, die mehr oder weniger unbeschnitten gewachsen ist!“ Wie vor jedem Auftritt trägt er auch heute Abend ein selbst verfasstes Gedicht vor: „Remember that we all are brothers, all people and beasts and trees and stone and wind ...“

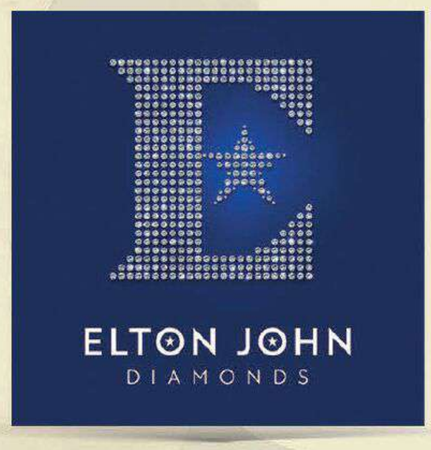
Nach der feingliedrigen Performance der Menora wirkt der Auftritt von Heilung jedoch geradezu brachial. Stampfende Rhythmen, tiefes Dröhnen, bedrohliche Gesten. Verdauliche Folklore ist das nicht, eher hartgefrorenes Brot aus dem Permafrost, das schwer in die Magengrube fährt. Trotzdem kommt Bewegung ins Publikum. Einige nutzen die Gelegenheit für ein bisschen archaische Ekstase und tanzen haareschüttelnd in den Gängen. Anderen stehen die Augen weit offen, und vermutlich auch der Mund, was man aber nicht sehen kann, da die meisten noch immer Corona-Masken tragen, obwohl die Maskenpflicht schon seit Langem gefallen ist. Der Gast aus dem Westen wird selbstreflexiv: Finden die Thais dieses Spektakel faszinierend, weil sie hier einem Archetyp des kriegerischen Europäers begegnen? „Ich weiß, dass diese Musik bei euch mit Satanismus und anderen dunklen Dingen in Verbindung gebracht wird“, hatte Guythip erklärt. Auch dass die Nazis seine geliebten Runen zweckentfremdeten und deren Image nachhaltig schädigten, ist ihm bewusst. Mehr darüber sprechen möchte er nicht. Er hat seine eigenen Ideen, seine eigene Faszination, die sich nicht an unseren Standards misst.

Nach dem Konzert geht er noch einmal auf die Bühne, um sich unter rasendem Applaus zu verbeugen. Die Erleichterung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Alles hat geklappt, die Menschen haben getanzt. Einige im Publikum werden vielleicht schon bald seine neuen Schüler sein und ihn eventuell sogar auf einer seiner nächsten Pilgerfahrten nach Europa begleiten. Eine junge Heidin aus seinem inneren Kreis hat erst kürzlich einen Platz an der Universität von Island ergattert, wo sie einen Master in Nordischer Mythologie machen will. Dort an der Quelle wird sie sich dann mit der europäischen Herangehensweise kultureller Selbsterforschung arrangieren müssen - weniger Gebet, mehr Literaturanalyse. Aber so ist das eben: Weil alles im Fluss, in Bewegung ist, lässt sich keine Kultur je vollständig verstehen, solange sie noch am Leben ist.

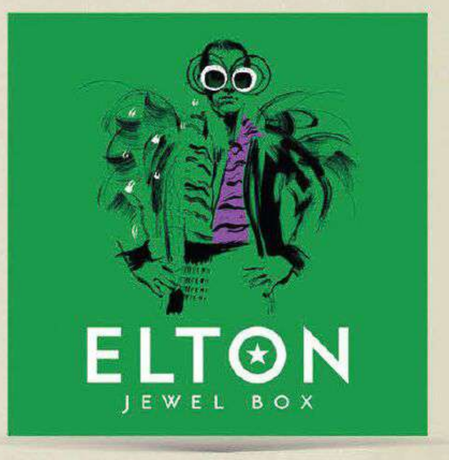
ELTON JOHN

EINE AUSWAHL SEINER GRÖßTEN WERKE AUF VINYL

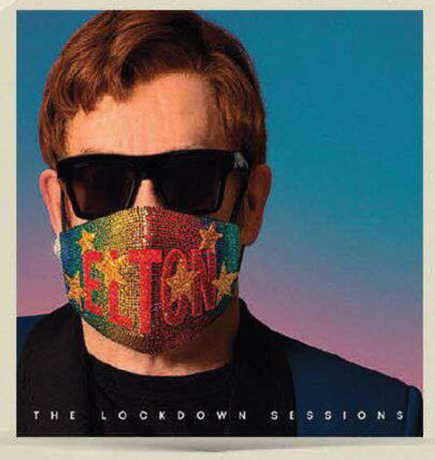
GOODBYE YELLOW BRICK ROAD
(40TH ANNIVERSARY 2-LP)



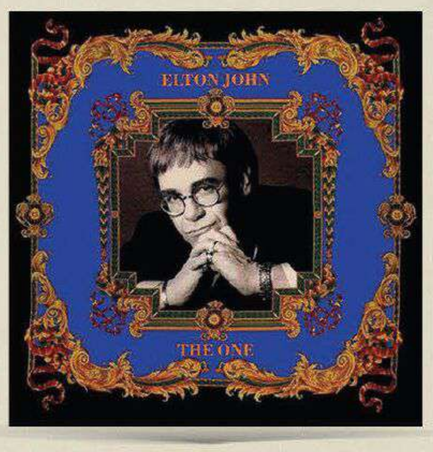
DIAMONDS
(2LP)



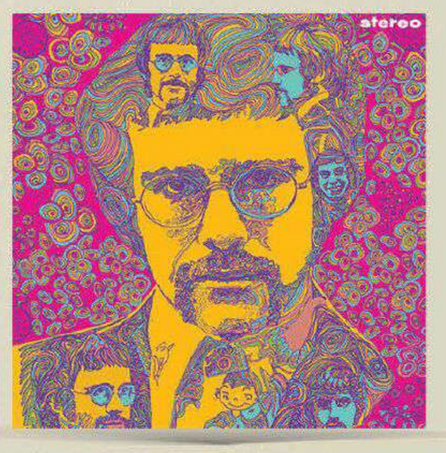
JEWEL BOX
AND THIS IS ME
(2LP)



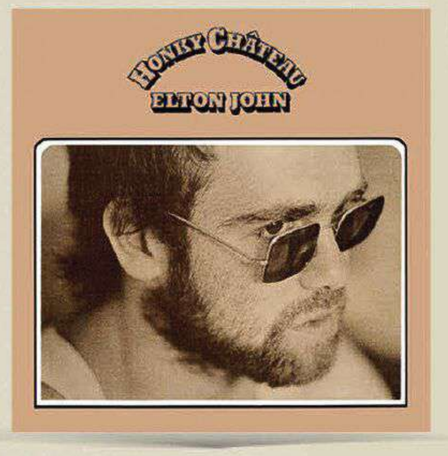
THE LOCKDOWN SESSIONS
(2LP)



THE ONE
(REMASTERED 2022 2LP)



REGIMENTAL SGT.
ZIPPO (VINYL)



HONKY CHÂTEAU
50th Anniversary
Edition (Ltd. 2LP)

DIAMONDS
(PYRAMID EDITION)
OS -LIMITED COL.
LP + LITHO PRINT

OLIVIA RODRIGO

TREFFEN MIT DEM NÄCHSTEN MEGASTAR

JARED LETO: INTERVIEW MIT DEM ROCKIDOL UND FILMHELDEN
ILGEN-NUR: TAGEBUCH AUS L.A.
MITSKI: MIT INDIE-ROCK IN DIE OBERKLASSE
+ BONNIE „PRINCE" BILLY, JORJA SMITH, KYLIE MINOGUE, KISS

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Reviews

LIEBE AUF DER FLUCHT

Produzentin Cate Le Bon führt Wilco in einen dunklen Art-Pop-Traum

Von MAIK BRÜGGEMEYER

Wilco

Cousin

DBPM

★★★★☆

Langlebigkeit ist für eine Band nicht nur ein Segen: Irgendwann konkurriert sie mit ihrer eigenen Vergangenheit, zudem wird es schwieriger, Reibungen, Spannungen und Überraschungen zu erzeugen. Wilco spielen in der jetzigen Besetzung seit fast 20 Jahren zusammen und versuchen diese Sackgasse zu umgehen, indem sie für jedes Album einen anderen Ansatz wählen. Nach dem alte Stärken ausspielenden *„Cruel Country“* arbeiteten sie erstmals seit *„A Ghost Is Born“* (2004) wieder mit einer externen Produzentin: der Songwriterin Cate Le Bon. Eine inspirierte Wahl, denn der spleenig-unterkühlte Art-Pop der Waliserin ist weit genug von der Dad-Rock-Melancholie der letzten Wilco-Alben entfernt, korrespondiert aber durchaus mit den weirderen Momenten der Band.

So erinnert die Eröffnung von *„Cousin“*, „Infinite Surprise“ (damit ist der Tod gemeint), mit seiner Brüchigkeit, dem Einsatz von Synthesizern, den perkussiven Akzenten, Rückkopplungen und Funkstörungen an das Wilco-Meisterwerk *„Yankee Hotel Foxtrot“* (2002). Die Sounds sind allerdings verwaschener, alles bewegt sich in Zeitlupe. Der Track scheint eher in einer (Alb-) Traumlandschaft zu spielen als in der amerikanischen Gegenwart – falls es da überhaupt noch einen Unterschied gibt. „I woke up this morning and I went back to bed/ Ten dead, ten dead, now there are ten dead“, singt Tweedy im nächsten Stück. „Turn on the radio/ This is what they said:/ Ten dead, ten dead, no more than ten dead.“ Seine Stimme klingt müde, die Band spielt im Halbschlaf geradezu floydesk.

„Cousin“ fällt nicht mit der Tür ins Haus, entfaltet seine Reize langsam und klingt mit jedem Hören beunruhigender. Gitarrensaiten, die wie ein Windspiel vor sich hin klingeln, werden von der Dunkelheit geschluckt („Sunlight Ends“), hinter einem pittoresken Folk-Riff braut sich ein Gewitter zusammen („A Bowl And A Pudding“), die Country-Grateful-Dead morphen sich zu Suicide, und aus Tweedy wird Travis Bickle: „Well, and I love the rain and how the rain can turn shit into a rose“ („Pittsburgh“).

Als der letzte Song fröhlich heranshuffelt, glaubt man, alles könnte versöhnlich enden. „Our love is meant to be“, singt Tweedy in hymnischem Falsett – aber niemand hört ihm zu. Wenn die Liebe auf der Flucht ist, kann man auch die Hoffnung fahren lassen.

ILLUSTRATION: PHILIPP BECK

Devendra Banhart
Flying Wig
★★★☆☆

Manche Wunden sind nur im Weichzeichner zu ertragen

Was wird das, wenn sich Devendra Banhart in ein Ex-Neil-Young-Studio im Topanga Canyon zurückzieht, wo er, „constantly listening to the Grateful Dead", versucht, sein gebrochenes Herz zu flicken? Na klar: Cosmic American Music! Nur ein bisschen anders. Der Schwerverwundete hüllt sich in einen Kokon aus warmen Synths/Keyboards, verhallten Gitarren und wohligen Gesängen, aus dem seine Stimme gerade so herauslugt. Am Anfang Meeresrauschen, ein Herzschlag – wird das eine Séance? Ein nebulöser Auftakt für ein Album, das dann das Schwebende, Weichgezeichnete der klaren Linie vorzieht.

Das konnte nur mit dem produzierenden Zutun einer Waliserin gelingen. Bedenkt man, dass Cate Le Bon gleich ihr Debüt *„Me Oh My"* betitelte (Banharts *„Oh Me Oh My"* mindestens zitierend), wundert es, dass sich ihre Freundschaft nicht schon früher in einem Studio materialisierte. Aber vermutlich war noch nicht genug Schmerz da. Banhart, „dead like a rat at the edge of my heart", findet dabei in „Charger" das Profunde nur einen Wimpernschlag vom Profanen entfernt. Rechnen Sie auch mit surrealistischen Einlagen, wenn er nackt „on an eye without a head" tanzt, zumal aber mit dialektischen Einsichten in das Wesen der Liebe: „You can love someone wrong, but you can't love by mistake." Auch schön: „When I said I wasn't leaving, that's when I knew that I was leaving." Klar, jedes abgebrannte Gras wird wieder grün – nur halt gern auf der anderen Straßenseite. Am Ende geht der Protagonist glatt auf „The Party", aber ach, „it don't go to me"!

Das beste Stück ist das sechsminütige „Twin". Die Eighties-Reminiszenz groovt sogar mal verhalten. Banharts Falsett schwingt sich auf, während ihm Bowies Geist wohlwollend über die Schulter schaut. So viel Zweifel, Ausweglosigkeit, Furcht, Bitterstoffe, „and yet this precious thing that's at the heart of everything you wanted". Und trotzdem: Patenschaft Kobayashi Issa und sein Gedicht „A World Of Dew". Da fliegt glatt die Perücke weg. *(Mexican Summer)*

JÖRG FEYER

KICKS

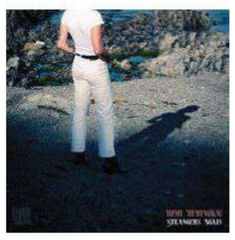
FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Matana Roberts

Matana Roberts *Coin Coin Chapter Five: In The Garden* ★★★★☆

Im fünften Kapitel ihrer Generationen umspannenden Chronik schwarzer Lebens- und Leidenszustände in Amerika verengt die Komponistin und Altsaxofonistin ihre Perspektive bewusst auf eine weibliche, musikalisch unerschrocken wie zuvor, erzählerisch auf einen selbst gewählten Treppensturz zulaufend, der eine ungewollte Schwangerschaft beendet. Wie schon auf den vier Vorläufern des Coin-Coin-Opus bedient sich Roberts einer assoziativen Klangstrategie von Stilen und Strukturen, um ihren gesungenen, gesprochenen und geraunten Beschwörungen Nachdruck zu verleihen. Free Jazz, Trad-Folk, dissonante Sax-Improvisationen, ein Spiritual-Chor oder heimelige Harmonies zum Glühwürmchen-Lullaby: Matana Roberts nutzt und erweitert ihre sonische Bandbreite, an ihrer Seite Jazz-erprobte Mitstreiter wie Darius Jones, Stuart Bogie und Cory Smythe. Wie gehabt baut sie bestimmte Sentenzen ein, die qua Wiederholung für Fluss und Kohärenz sorgen: „My dreams too bombastic" zum Beispiel. Und: „My name is your name … we are names, we remember, they forget." „They", das ist halb Amerika, genauer: „a growing cohort of ghoul-like humans", wie Matana Roberts in den Linernotes schreibt. Das Recht auf Abtreibung, „reproductive health care" nennt sie es, sei in akuter Gefahr, dabei seien doch Schusswaffen „the number one killer of American children today". Ein Exkurs ins politische Tagesgeschäft, eine Kontextualisierung, die mehr ist als bloß ein Diskursangebot; dafür laufe vieles zu schief in den Korridoren der Macht. *(Constellation/Cargo)*

Hemi Hemingway *Strangers Again* ★★★★☆



„Alone In The Morning Alley" heißt der erste Track auf Seite 1, und man meint tatsächlich, die Flaming Stars seien wiederauferstanden, so sehr klingt Hemi Hemingway wie Max Décharné, doch dann fehlt das Nachtschattige, nein, so soft klangen die Stars nie. Auf anderen Tracks evoziert Hemingway eher Richard Hawley oder Chris Isaak, doch fehlt das Rockabilly-Moment und die Leadgitarre auf seiner Debüt-LP hat gar einen unguten Seventies-Drall. Vielversprechend klingt das nicht eben, jedoch addieren sich die nicht unerheblichen Meriten der Platte, Melodien und Gesang vornehmlich, zu einem entschieden positiven Fazit. Aufgenommen hat Hemingway, der eigentlich Shaun Blackwell heißt und indigener Neuseeländer ist, die Platte in London. „January Lake #3" singt er sogar in der Sprache der Maori, die Songs hat er selbst verfasst, doch muten manche an wie Hits aus der Spector-Ära. *(PNKSLM)*

The Happening *Miles Away From America* ★★★½☆

Vor zehn Jahren aufgenommen, liegt zum Session-Jubiläum nun endlich eine auf 100 Exemplare limitierte Vinyl-Edition vor, gespielt vom mehrköpfigen britischen Folk-Kollektiv nebst Gastmusikerin Simone White, deren Gesangsbeiträge zu den Highlights der LP gehören. „Rain" aus eigener Feder vor allem, aber auch „Leave Me Here" und das Traditional „Constant Sorrow". Als Inspiration für die zumeist rein instrumentalen Aufnahmen habe „In A Silent Way" von Miles Davis gedient, sagt Produzent Jamie Catto, „aber Americana-style". So ungefähr. *(Fetch Happened)*

Mitski
The Land Is Inhospitable And So Are We
★★½☆☆

Prätentiöse Lieder zwischen Liebe und Hybris

Ihr siebtes Album sei von Arthur Russell, Igor Strawinsky, Scott Walker, Caetano Veloso und Faron Young sowie einigen Spaghettiwestern-Soundtracks beeinflusst, erfuhr man vor der Veröffentlichung von *„The Land Is Inhospitable And So Are We"*. Darunter macht Mitski es nicht. Es sei zudem ihre amerikanischste Platte. Whatever that means. Die US-Musikerin mit japanischen Wurzeln möchte uns beeindrucken, mit ihrem Intellekt, mit ihrem Kunstverständnis. Das gelingt ihr auch, nur lässt sich diesmal nicht ignorieren, was sich bereits auf *„Laurel Hell"* angedeutet hat: der gespreizte Tonfall, die aufgeblähten Kompositionen. Im Sound-Geflecht macht sich Ennui breit. Doch im Unterschied zu anderen Universalgelehrten der Populärkultur – sagen wir, Father John Misty – verwandelt Mitski das Herumlaborieren am eigenen Talent nicht in große Songs. Sie denkt zwar groß, nimmt sich dabei aber eine Spur zu ernst.

Dabei beginnt mal wieder alles äußerst vielversprechend: „Bug Like An Angel" überzeugt als Coming-of-Age-Ballade mit imposanter Chorverstärkung. „As I got older, I learned I'm a drinker/ Sometimes a drink feels like family", singt die 33-Jährige sehr nonchalant. Schwerblütig geht es danach weiter. „Heaven" und „I Don't Like My Mind" schleppen sich majestätisch dahin, haben aber keinen melodischen Widerhaken. „Star" versinkt in Hans-Zimmer-haftem Bombast. In „The Deal" wird Mitski ihrem experimentellen Anspruch noch am ehesten gerecht, indem sie Kammermusikalisches mit ozeanischen Klängen konterkariert – ein Kraftakt, der nach knapp vier Minuten in donnerndem Getrommel endet. „When Memories Snow" könnte auch aus einer Oper von Rufus Wainwright stammen. Dagegen wirken das somnambule „My Love Mine All Mine" und „The Frost" mit Country-Patina schon fast wie konventioneller Mitski-Stoff.

Die Künstlerin will Liebe spenden in einer an Hybris und Überdruss krankenden (westlichen) Welt. Aber diese Platte bleibt merkwürdig kühl. *(Dead Oceans/Cargo)*

MAX GÖSCHE

FOTO: BRETT WALKER

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

Jamila Woods
Water Made Us

★★★★☆

Wunderbares introspektives Neo-Soul-Album

Auf ihrem letzten Album, *„Legacy! Legacy!“*, würdigte sie Künstler und Künstlerinnen wie Miles Davis, Frida Kahlo, Sun Ra, Jean-Michel Basquiat oder Zora Neale Hurston. Ein brillantes Konzeptalbum, eine Melange aus politischer Reflexion und persönlicher Introspektion. Vier Jahre später überwiegt die Auseinandersetzung mit der eigenen Seele. Jamila Woods beschreibt *„Water Made Us“* als ihr „persönlichstes und verletzlichstes“ Werk. Was man angesichts heiter swingender Songs wie „Tiny Garden“ oder „Boomerang“ erst erkennt, wenn man tiefer in ihre Lyrics steigt. Neo-Soul-Perlen wie „Bugs“ oder „Wreckage Room“ schimmern herrlich, in „Let The Cards Fall“ kommt Woods' Astrologin zu Wort. Rätsel Liebe, zwischen Himmel und Erde. *(Jagjaguwar/Cargo)* **SEBASTIAN ZABEL**

Smile
Price Of Progress

★★★★☆

Bonner Band mit US-Sängerin und tollem Art-Post-Punk

Sinistrer Indie-Eighties-Wave und intelligenter Post-Punk: Es ist eine dunkle Musik, die das Bonner Quintett Smile auf seinem Debüt spielt. Man denkt an Talking Heads und Sonic Youth und ist gleich mitten in diesen Songs, etwa in „Dog In The Manger“, bei dem die aus New Mexico stammende Sängerin Rubee True Fegan zu beißenden Gitarren nicht singt, sondern rezitiert; das tut sie meistens. Produzent Olaf Opal hat einige Basic Tracks offenbar an öffentlichen Orten aufgenommen – vielleicht spürt man deshalb eine Gefahr in diesen Liedern, etwas Aufregendes jedenfalls. Toll ist auch das zackige „Machine Dreaming“. Die schiefen Gitarren, die fast jazzigen Harmonien, dazu ein Text über Distanz und Nähe, die in einem Albtraum endet: erschreckend. *(Siluh)* **JÖRN SCHLÜTER**

The Handsome Family
Hollow

★★★½☆

Mit Abwehrzauber und Spieluhr in die Apokalypse

Dieses Ehepaar Sparks! Wenn Rennie in der Nacht was schreit, macht Brett am Morgen gleich den Refrain für „Joseph“ draus. Egal ob geschrien wird oder nicht – ein Waltz kommt immer bei der First Family für alles, was unter all dem Schein gärt, oder in „The Oldest Water“. Das ist schon der zweite Song, nach dem vorangehenden „Skunks“, das so komisch riecht, wie es der Titel nahelegt. Die wunderschöne Ode „Mothballs“ hat gespenstisch viel „sympathy for the dark“, während „Invisible Man“ wie ein Country-Abwehrzauber gegen Serienkiller anmutet, bevor die Sparks „Good Night“ sagen. Zeit für die Ratten, Sie wissen schon, „time for the billionaires to board their jets“. Die Apokalypse klang selten spieluhrenhafter. Fast möchte man schreiend aufwachen. *(Loose/Rough Trade)* **JÖRG FEYER**

Blush Always
You Deserve Romance

★★★½☆

Noch mal mit Gefühl: Alternative Rock aus Leipzig

Zu einer Post-Grunge-Fuzzgitarre hadert sie in „Virtual For You“ mit dem digitalen Zeitalter und sehnt sich nach Nähe. In „Dance Into My Head“ tanzt sie sich im Walzertakt in Trance. In der Indie-Pop-Hymne „Coming Of Age“ schaut sie zurück auf das Erwachsenwerden („If we regret one thing, it's to be ashamed“). In „Your Call“ lässt sie ein Riff perfide über eine Synkope stolpern. Immer wieder klingt *„You Deserve Romance“*, das Debütalbum der Leipzigerin Katja Seiffert, wie eine grandios mit Gitarren verzierte vergessene Alternative-Rock-Kostbarkeit aus den Neunzigern. Nur dass hier nicht, wie damals üblich, Jungs über ihren Beziehungsfrust jammern, sondern eine Frau ihren Weg aus toxischen Beziehungen hinaus sucht. *(Embassy of Music/Zebralution)* **GUNTHER REINHARDT**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Explosions In The Sky *End*

★★★½☆

Der Titel klingt nach Abschluss, die meisten Songs haben einen Endzeit-Vibe (die bezwingenden Folgen des Klimawandels stehen dafür Pate), doch der seit mehr als zwanzig Jahren rührige Post-Rock der Texaner, der längst auch Wurzeln in Leinwand- und Fernsehproduktionen geschlagen hat, endet optimistisch: „It's Never Going To Stop“. Oder ist damit menschliche Dummheit gemeint? Vor dem brütenden Finale reihen sich schüttere und stürmische Gitarren-Instrumentals aneinander, mit dem feierlich dröhnenden „Peace Or Quiet“ im Zentrum. Die Musik von Explosions In The Sky kennt trotz vermeintlichem Wiederholungszwang in Ausdruck und Pose keinen Stillstand. *(Bella Union/PIAS)*

Get Jealous
Casually Causing Heartbreaks

★★★☆☆

Der aufsässige Pop-Punk des Hamburger Trios spiegelt die nicht immer tiefsinnige Dynamik von Tinder-Dates und queerer Selbstfindung in lärmenden, meistens aber doch auf Melodien setzenden Schnellschüssen von unterschiedlicher Treffsicherheit. *(Corner Company)*

Fjarill
Walden

★★★☆☆

Aino Löwenmark und Hanmari Spiegel kombinieren ihre nordeuropäischen und südafrikanischen Wurzeln für eine unmittelbare musikalische Ausdrucksweise, polyphon in der Sprache und im poetischen Ansatz. Die Songs beschwören die Kraft innerer Ruhe. *(Butter & Fly)*

Good Lovelies
We Will Never Be The Same

★★★☆☆

Mit Songs wie „Young At Heart“ sowie Liedern über To-do-Listen und Trubel mit Kindern besingen die Kanadierinnen mit schönen Harmonien den Frühsommer des Lebens, in dem viel Stress herrscht, aber auch neue Gewissheiten gedeihen. *(Outside)*

The Glorious Sons
Glory

★★★☆☆

Zwischen Zartbitterkeit und Euphorie pendelt der Americana-Rock der kanadischen Band, die bereits mit dem Titelstück jede Scheu ablegt. Der opulente Rest klingt nach Stadionsehnsucht, nach Nostalgie, Springsteen-Erlösung und Arkells-Herzschmerz. *(TGS/ADA Warner)*

Kobrakasino
Sonne, Mond und Dynamit

★★★☆☆

Angetrunken durchtanzte Indie-Disco-Nächte und Performance-Verhebungen im Theater: zwischen diesen Polen schwebt das legere Debüt der Österreicher. Clever sind die Analogien („Ketchup“), der Humor quellt gar international („The Next Uri Geller“). *(Seayou)*

LIN
Gradient

★★½☆☆

Verwandle dich, trau dich was: LIN ist ein Frauenkampftrupp in Personalunion. Auch live spielt sie alle Instrumente gleichzeitig. Und singt, etwa über die Geringschätzung von Mädchen in deutschen Provinzen und die Befreiung durch neue Rollenmodelle. *(Listenrecords)*

Steaming Satellites
Andromeda

★★☆☆☆

Wenn Motown und Funk als innere Triebfeder haben, dass sie Seelen zusammenbringen, ist es eine seltsame Volte, mit ebendiesem musikalischen Auftrag, natürlich in Verbindung mit Indie-Rock-Puscheligkeit, über toxische Beziehungen Gericht zu halten. *(The Instrument Village/Broken Silence)*

Michelle Ailjets
Das Ende

★★☆☆☆

Die inzwischen in Berlin lebende Oldenburgerin hat einen eigenen Genrebegriff für ihre Musik: „Therapypop“. Eine sehr grob verzerrte Stimme trifft auf Popkulturzitate, depressive Poetereien und viel Studiospielerei (allein sieben Interludes). *(Suffer)*

Rick Astley
Are We There Yet?
★★☆☆☆

Enttäuschende Songs des Pop-Tausendsassas

Der 57-jährige Brite hat seine Glastonbury-Kompatibilität bewiesen, brillierte er dort doch mit Smiths- und AC/DC-Songs. Über seine gesanglichen Qualitäten kann man nicht streiten. Aber es hakt einfach bei den eigenen Werken! Wieder einmal erweisen sie sich als zu durchschnittlich, um mit Soul-Klassikern konkurrieren zu können, und als nicht catchy genug, um in die Fußstapfen seiner Smash-Hits zu treten. „Maria Love" ist ein uninspirierter Motown-Fake, die weiblichen Backing-Vocals wirken abgeschmackt, und Vinylknistern im Intro landet als originelle Idee im Mülleimer. Nette Ausnahme: „Never Gonna Stop" deutet an, wie Take That klängen, wenn sie Marvin Gaye covern würden. Rick Astley – noch nicht bei sich angekommen. *(BMG Rights/ Warner)* **FRANK LÄHNEMANN**

Mari Boine & Bugge Wesseltoft
Amame
★★★★☆

Feierliche Joiks, zart unterstützt vom Jazz-Pianisten

Als Kind durfte die 1956 geborene Mari Boine die Lieder der Sami nicht singen – in ihrer Heimat Norwegen wurde ihre Kultur unterdrückt. Heute haben Musiker der indigenen Minderheit Europas eigene TV-Galas, in denen sie Ihre Joik-Gesänge feiern. Boines 15. Album erscheint auf dem neuen Label von Wardruna-Gründer Einar Selvik, der auf der Suche nach authentisch „nordischer" Musikkultur den Schulterschluss mit der wohl berühmtesten Sami-Sängerin sucht. Statt trommelsatter Folklore gibt es vom Jazz-Pianisten Bugge Wesseltoft zart betupfte Meditationen, die an das kaminfeuerliche letzte Album von Kate Bush erinnern. Man muss die Sprache nicht verstehen, um von der spirituellen Feierlichkeit gerührt zu sein. *(By Norse)* **FABIAN PELTSCH**

Dunkle Anmut

Eine fast unheimliche Rückkehr zum Songwriter-Folk Von JÖRN SCHLÜTER

Sufjan Stevens
Javelin
ASTHMATIC KITTY/ CARGO
★★★★☆

Es beginnt mit einem Abschied: In „Goodbye Evergreen", dem Auftakt von *„Javelin"*, geht eine Beziehung zu Ende. „Think of me what you will/ I grow like a cancer", singt Sufjan Stevens. „I'm pressed out in the rain/ Deliver me from the poisoned pain." Dann bricht das eben noch sanfte Lied in ein krachiges Crescendo aus programmierten Drums und nur scheinbar schönen Harmonien.

Häufiger singt Stevens auf *„Javelin"* davon, wie er an sich selbst verzweifelt. So dunkel sind manche Bilder, dass man sich um das Wohlergehen des Sängers sorgt. Etwa in dem naturmystischen Text von „A Running Start", in dem Stevens einer Wasserschlange in die Augen sieht und eins mit den Fischen wird. In „Will Anybody Ever Love Me?" fragt der Sänger ebendas mit großer Verletzlichkeit. Zwei, drei Songs in der Mitte wenden sich an Gott oder das Göttliche oder die Liebe. „Jesus, lift me up to a higher plane/ Can you come around before I go insane?", fragt „Everything That Rises", dann löst sich auch dieses Lied in unheimlicher Anmut auf.

Ist *„Javelin"* („Speer") ein Trennungsalbum? Vielleicht spricht der Künstler in einem Kunstbuch darüber, das der Veröffentlichung beiliegen wird. Die Musik verbindet die Errungenschaften dieser Karriere und kontrastiert den Schmerz zumeist mit Schönheit. Der Songwriter-Folk von *„Carrie & Lowell"* prägt das Gefühl des Albums, aber auch das Feen-Orchester von *„Illinois"* ist zu hören, wenngleich es weniger vielschichtig spielt. Die Elektronik von *„The Age Of Adz"* kehrt in Form von kühlen, voluminösen Eighties-Drumcomputern zurück. Der zärtliche Walzer „My Red Little Fox", das hypnotische Piano in „So You Are Tired": überall tauchen die wundervollen Wendungen auf, die Stevens von Anfang an eingefallen sind. „I was born invisible", singt er in einem Moment, in dem viel Trauma-Energie zu stecken scheint. Unsichtbar vielleicht, aber unfassbar hörbar.

Am Ende ein Trost: Stevens singt Neil Youngs „There's A World" zur Ukulele: „There's a world you're living in/ No one else has your part/ All God's children in the wind/ Take it in and blow real hard."

Jon Allen
A Heightened Sense Of Everything
★★½☆☆

Solides Handwerk ohne Netz und doppelte Böden

„A Little Love", „Back To The River", „Leaving London": schon die Titel signalisieren, dass der Mark-Knopfler-Protegé kein Songschreiber für doppelte Böden ist. Dass der „Old Friend" nicht wie ein Diamant strahlt (um's mit Guy Clark zu sagen), sondern wohl auf Nimmerwiedersehen seiner Wege gehen muss, ist kein Widerspruch. „If they ever put God on trial, I'd like to hear his defense", singt Allen da mit dieser heiser-rauchzarten Stimme, die sein sechstes Album mühelos trägt, auch mächtig orchestriert („Above The Noise"). „Paranoia Blues" ist weniger komisch als der Paul-Simon-Song. „Heat Of The Moment" bringt diese kurzen Wegscheiden mit langen Folgen ähnlich nüchtern auf den Punkt: „Sometimes you gotta take the bullet that was meant for you." *(V2/Bertus)* **JÖRG FEYER**

Die Türen
Kapitalismus Blues Band
★★★½☆

Berliner Punk-Funk zwischen Schlau und Schnösel

Mit Zeilen wie „Am Ende der Welt: Bürgergeld!" steigt die Schlaumeier-Combo um Sänger und Labelboss Maurice Summen in einen Wortwitz-Wettbewerb mit den Brachial-Kollegen von K.I.Z. und Deichkind ein. Ansonsten schauen die Berliner im Rückspiegel bei No Wave oder DAF vorbei. „Grunewald Is Burning" schlägt eine Retro-Brücke zum Funk-Punk und hätte im wilden Stakkato auch 1981 bestens funktioniert. Die Musik bleibt, voller verrückter Ideen, im Feld der Indie-Avantgarde. Gitarren und Billigbeats reichen da aus. Zu „Party Game" werden die Worte partyschnöselarrogant gedehnt. Der Spruchsong „Zu viel los gerade" ist Schepper-Dada par excellence. Letztlich sind es putzige Beobachtungen von der Seitenlinie des Lebens. *(Staatsakt)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: COURTESY OF SUFJAN STEVENS

Ilgen-Nur
It's All Happening
★★★½☆

Eine glanzvolle Metamorphose zur Kosmopolitin

Der Power Nap, der Mittagsschlaf, nach dem ihr erstes Album benannt war, ist beendet. Raus aus Süddeutschland, ab nach Los Angeles. Drei Aufenthalte verhalfen der Musikerin aus Wendlingen am Neckar zu einem Album, das vor Souveränität strotzt. Ilgen-Nur hat sich aus ihrem Schlafzimmer in kosmopolitische Sphären gebeamt und atmet nun den Geist des Laurel Canyon, mit aus Stille und Andacht entstandener Kraft. Der Auftakt mit den dicht, warm und druckvoll produzierten Pop-Perlen „Lookout Mountain" und „Purple Moon" bringt uns in eine Welt, auf die nicht mehr nur Joni Mitchell, Carole King und Rodriguez Anrecht haben.

Danach kehrt Ilgen-Nur ein bisschen zu ihren Lo-Fi-Wurzeln zurück, mit zurückgenommener, nicht ganz so glasklarer Stimme (was keinesfalls ein Manko darstellt) zu einem Shoegaze-Funkeln und Dream-Pop-Leuchten. Songs wie „Der Stern" oder „Star Light" muten jedoch nicht weniger mystisch an als eine hier besungene Tarotkarte oder sind weniger spannend als Ilgen-Nurs nun vollendete Suche nach sich selbst. Alles passiert, alles fließt, alles wird gut. *(Power Nap/SPV)*

FRANK LÄHNEMANN

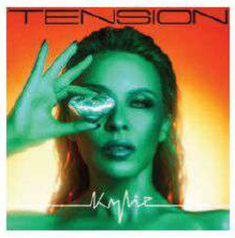
La Force
XO Skeleton
★★★★☆

Wiedergeburt des Folk aus dem Geiste des Dance-Pop

Wenn alle Songs von Maggie Rogers so gut gewesen wären wie ihre Debütsingle, „Alaska", hätte sie ein Album veröffentlicht, das so klingt wie dieses von Ariel Engle (Broken Social Scene), die ihr Soloprojekt La Force nennt. In Liedern wie „October" erlebt man die Wiedergeburt des Folk aus dem Geiste des Dance-Pop, man wird von verwischten Harmonien, von Saxofon-Arpeggios, von erdigen Soundstrukturen so eingelullt, dass man glaubt, das Waldmoos unter den Füßen zu spüren, den Herbstnebel einzuatmen.

„XO Skeleton" ist voller fein verwobener Texturen. Im Titelsong trifft eine verhallte Cure-Gitarre auf Trip-Hop, in „Ouroboros" tanzt die Kanadierin zu einem verschleppten Groove aus Soundschnipseln durch die Dunkelheit. In „How Do You Love A Man" verschwimmen erschütternd schön Folk- und Electro-Dance-Ästhetik zu einer Art-Pop-Kostbarkeit. Und immer wieder schummelt Ariel Engle die Auseinandersetzung mit dem Tod in ihre Lieder, etwa wenn sie sich in der Ballade „Rock Song" mit sich selbst im Chor singend ein Grab zu schaufeln scheint. *(Secret City/Rough Trade)*

GUNTHER REINHARDT



Kylie Minogue
Tension
★★★½☆

Die Disco-Queen kehrt stilsicher zurück

Regel Nr. 1 der Tanzmusik: Ohne Spannung keine Erlösung, ohne „tension" kein „release". Pop ist vieles, aber eben auch die Modulierung dieser Dynamik. Die Strophe macht ein Versprechen, der Refrain löst es ein. Ein Musterbeispiel für die Anwendung der Regel Nr. 1: Kylie Minogues neuer Song „Hold On To Now". Synth-Arpeggios schwurbeln in den Tiefen, es gibt die Ahnung eines Basses, eine elektronische Snare wird immer schneller, die Synths lauter, die Hallräume epischer, alles zieht sich zusammen, spannt sich an, und dann – die Hook, exquisiter Eurodance, four to the floor, eine glorreiche, strahlende Einlösung des Versprechens.

Es gibt viel Tolles auf dieser Platte (das Weeknd-eske „Things We Do For Love", der basslastig hüpfende House des Titeltracks), in der zweiten Hälfte verliert sie ein wenig. Dass die stimmungsvolle Heartland-Rock-Ballade „You Still Get Me High" im Refrain etwa auf Double-Time beschleunigt, für eine tumbe „Whoa-oah"-Mitsing-Melodie, macht ratlos. Insgesamt zeigt sich Minogue aber stilsicher und fügt ihrem Feel-Good-Œuvre eine weitere lebhafte Disco-Platte hinzu. *(BMG Rights)*

JAN JEKAL

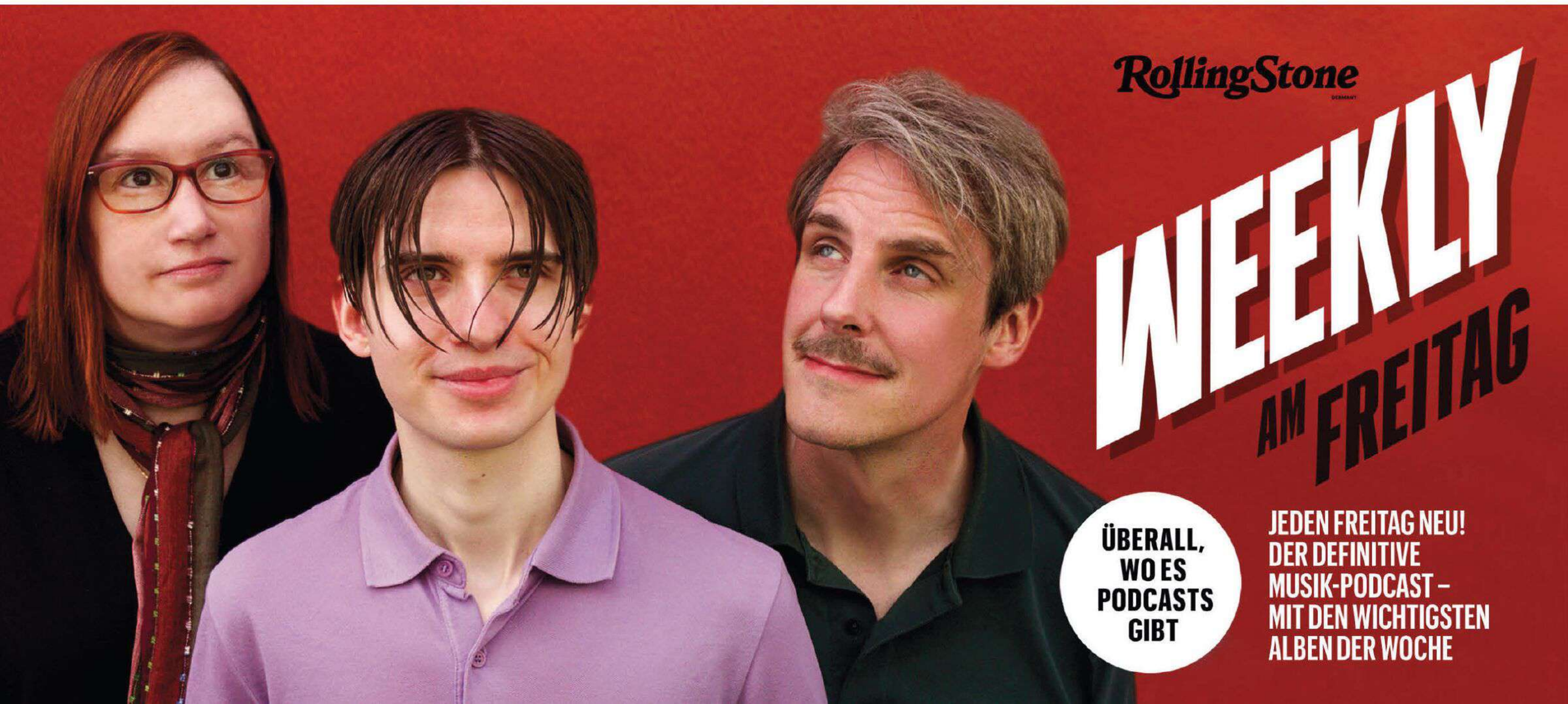
Vagabon
Sorry I Haven't Called
★★★★☆

Großartige, einnehmende Pop-Momente

Nimmt man sich vor, den Tag mit einem Lächeln zu beginnen und so seinen Mitmenschen zu begegnen, bekommt man ein Vielfaches zurück. Und plötzlich ist alles gut! *„Sorry I Haven't Called"*, das zweite Album von Laetitia Tamko aus New York, stellt ein riesengroßes Lächeln dar und überträgt die Euphorie der Künstlerin auf den Hörer. Eigentlich wollte die US-Amerikanerin in Norddeutschland über den Tod eines wichtigen Menschen hinwegkommen, aber die Musik machte sich schnell selbstständig und drückte für Laetitia die Reset-Taste. Den Rest besorgte dann Produzent Rostam in L.A. Ihre meist glockenhelle Stimme wirkt so einschmeichelnd, dass sie einem unter die Haut kriecht.

Auch wenn sich hier House-Arrangements eingeschlichen haben, Jungle-Beats und Jazz-Intermezzi, steht Vagabon dem puren Pop doch wesentlich näher als dem R&B. Also eher Billie Eilish, Dua Lipa und Mariah Carey, nicht Beyoncé. Alle zwölf Stücke haben das Zeug zum Überhit, aber „Lexicon" dürfte der bisher beste Pop-Moment des Jahres sein. Gemeinsam sind wir stark. *(Nonesuch/Warner)*

FRANK LÄHNEMANN



Animal Collective
Isn't It Now?

★★½☆☆

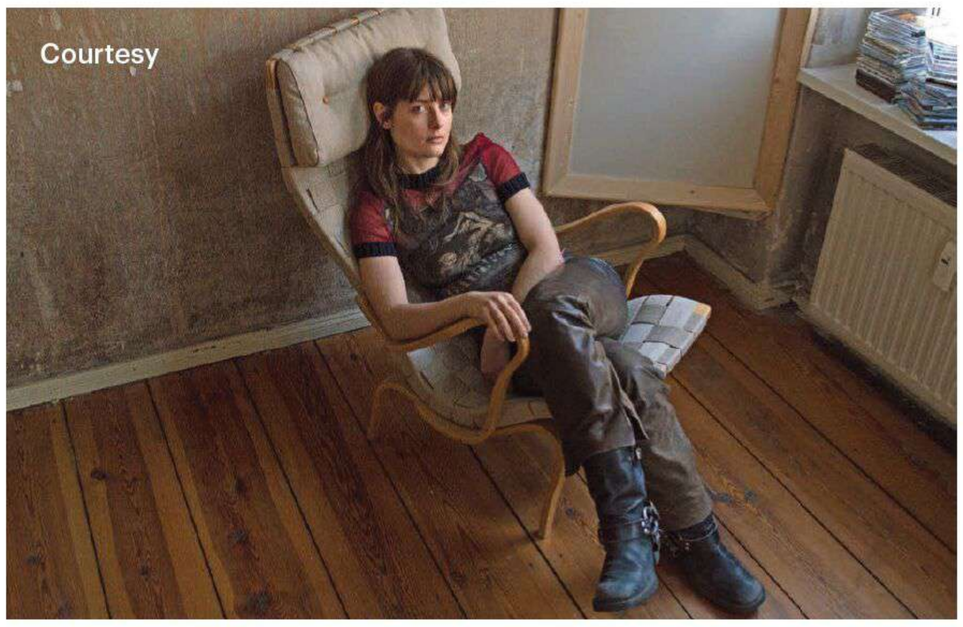
Resteverwertung – Fans müssen jetzt ganz stark sein

Geschichten von Bands, die in „bukolischen Landschaften" ihrer Kreativität wochenlang freien Lauf lassen und am Ende mit einem Sack voller Songs dastehen, die sich „wie unerwartete Wege in verschiedene Ecken des eigenen Universums anfühlen", klingen immer etwas übertrieben – werden aber trotzdem gern verbreitet. In der Regel haben die Beteiligten in solchen Fällen die besten Stücke ausgewählt und sie zu einem tollen Album gebündelt. So haben es auch Animal Collective gemacht, nachdem sie 2019 in einer abgelegenen Hütte in der Nähe von Nashville über 20 Songs geschrieben und vorproduziert hatten. Die erste Auswahl landete 2022 auf *„Time Skiffs"*, einem zu Recht gefeierten Werk voller übersprudelnder Laptop-Psychedelik und wimmelnder Details, für die das über Bundesstaaten und Kontinente verstreute Quartett berühmt ist.

Und die restlichen Stücke? Gibt es jetzt auf *„Isn't It Now?"* zu hören, produziert von Russell Elevado, der für seine Arbeit an D'Angelos *„Voodoo"* und den Nachfolger, *„Black Messiah"*, jeweils einen Grammy erhielt. Doch den trockenen Funk, für den der auf Black Music spezialisierte Produzent berühmt ist, sucht man auf *„Isn't It Now?"* vergeblich. Das bisher längste Animal-Collective-Album ist auch das zäheste. Ziel- und ambitionslos verlieren sich die viel zu langen Stücke in wenig gelungenen Sound-Malereien und eher trüben Stimmungen. Das 22-minütige (!) „Defeat" will partout kein Ende nehmen, die sehr alt klingende Orgel ist auch in anderen Stücken äußerst präsent. Vieles wirkt, als hätten die Musiker ausgiebig Haschkekse genascht und danach benommen, aber glücklich dem Frühwerk von Grateful Dead gelauscht. „Magicians From Baltimore", eine Art Selbstporträt der Musiker als Zauberer, gönnt sich ein zweiminütiges Intro und kommt danach nicht von der Stelle. Der Text plappert von einer gemeinsamen Reise nach Avalon und davon, sich eine „Sechssaitige" zu schnappen, um eine „dezente Melodie zu spielen". Schön wär's. *„Isn't It Now?"* ist mehr Resteverwertung als neues Album. *(Domino)* **JÜRGEN ZIEMER**

SOUNDS

TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER



Courtesy *Fra Euphori* ★★★★☆

Muss das wirklich sein: Coverversionen von Trance- und Pop-Klassikern aus den 80er-, 90er- und Nullerjahren? Unbedingt, denn die in Grönland geborene und in Berlin lebende Dänin Najaaraq Vestbirk macht aus dieser Idee etwas absolut Außergewöhnliches. Unter dem Namen Courtesy arbeitet sie seit Jahren weltweit als DJ, der Titel ihres Debütalbums bedeutet so viel wie „Aus Euphorie". Doch die auf alten Hardware-Synthesizern eingespielten Stücke sind eher ätherisch und traumhaft-filigran, eine Wolke aus Klang, aus der sich die Melodien von Enya-, Olive- oder Madonna-Songs formen. Guru Joshs „Infinity" klingt wie ein Märchenschloss aus Zuckerwatte. Unter den zahlreichen Gästen sind Erika de Casier, Lyra Pramuk und August Rosenbaum. *(Kulør)*

Mary Lattimore *Goodbye, Hotel Arkada* ★★★★☆

Auch das neue Album der Harfenistin und Komponistin Mary Lattimore fällt in die Rubrik „Pure Schönheit", hier gekoppelt mit der Tragik des Vergänglichen. Stücke wie „And Then He Wrapped His Wings Around Me" machen ihrem Namen alle Ehre, es geht um in Vasen verwelkende Blumen, geschmolzene Kerzen und die Vergänglichkeit von Erfahrungen, die irgendwann nicht mehr stattfinden. Man denkt an Rilke und daran, dass es jetzt, im Herbst, fast schon zu spät ist, ein Haus zu bauen. Auch Meg Baird (Espers), Lol Tolhurst (The Cure) und Rachel Goswell (Slowdive) haben für zarte Folk- und Gothic-Momente gesorgt. *(Ghostly International)*

Sensorama *Where The Rabbit Sleeps* ★★★½☆

Nicht nur der Teufel hat viele Namen, sondern auch die aus Darmstadt stammenden Electro-Musiker Jörn Elling Wuttke und Roman Flügel: Als Acid Jesus, Alter Ego und The Primitive Painter gehörten sie zum innovativsten Teil der Frankfurter Techno-Szene. *„Where The Rabbit Sleeps"* ist eine von Golden-Pudel-DJ Ralf Köster kuratierte Zusammenstellung von Tracks, die in den späten Neunzigern unter dem Namen Sensorama bei Ladomat erschienen. Modernistisch kühle Musik, die nahe bei der „Artificial Intelligence"-Reihe des Warp-Labels ist, auch Krautrock und der Sound des frühen Detroit klingen an. *(Bureau B)*

Galya Bisengalieva *Polygon* ★★★½☆

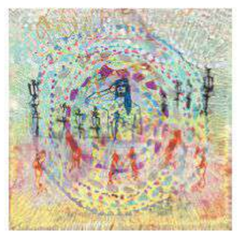
Auf ihrem zweiten Album erzählt die Violinistin und Leiterin des London Contemporary Orchestra eine der dunkelsten Geschichten ihrer Heimat Kasachstan: die des nuklearen Fall-outs auf dem sowjetischen Testgebiet für Atomwaffen in der kasachischen Steppe. Die Musik ist dunkel avantgardistisch, bisweilen spröde, offenbart aber immer wieder neue Facetten. Bisengalievas Technik des kreisförmigen Bogenstrichs verleiht ihrer Geige einen ätherischen Schimmer. Radiohead haben auf ihre Unterstützung ebenso gern zurückgegriffen wie The National oder Taylor Swift. *(One Little Independent)*

James Blake
Playing Robots Into Heaven

★★★½☆

Die Rückkehr des Electro-Songwriters in den Club

Am stärksten ist James Blake, wenn er den Electro-Musiker und den Songwriter perfekt ausbalanciert, wie auf seinem Meisterwerk *„Assume Form"* von 2019. Hier, auf seinem sechsten Album, kehrt Blake zu den Wurzeln zurück, die in der Clubkultur, in den Spielarten elektronischer Dance Music liegen. Er hat sich passende Gäste ins Studio geholt, unter anderem den jungen amerikanischen Musiker und Produzenten Steve Lacy und die britischen Drum-'n'Bass-Veteranen Ragga Twins. Der amorphe Opener „Asking To Break" hält zunächst alles offen, Blakes Stimme, oftmals nur ein Wimmern, hat den Lead, doch „Loading" weist den Weg: Melancholie auf dem Dancefloor. Die Sounds besiegen die Songs. Elegant, zerdrechselt und mit Wumms. *(Universal)* **SEBASTIAN ZABEL**



CMAT
CrazyMad, For Me

★★★★☆

Die Irin springt die Karriereleiter hoch

Dass die Trüffelschweine von „DIY" Ciara Mary-Alice Thompson alias CMAT jüngst auf ihr Cover hievten, sollte ein Hinweis darauf sein, dass CMATs Weltdominanz kurz bevorsteht. Die beste irische Singer-Songwriterin seit Ewigkeiten hat dafür mit ihrem Country-Bühnen-Alter-Ego ein ambitioniertes (jaja – hier im positiven Sinn gemeint!) zweites Album abgeliefert, das von der missglückten Aufarbeitung einer Beziehung in einer Zeitmaschine handelt, den Geist von Glen Campbell, Linda Ronstadt und Dolly Parton atmet („Jolene" im Jahr 2043!) und wie die Corrs auf Fliegenpilzen anmutet. Ein Meat-Loaf-Album als Ziel? Tatsächlich setzt die 27-Jährige auf *„CrazyMad, For Me"* in Sachen Bombast immer noch einen drauf und macht dabei wirklich alles richtig. *(AWAL)* **FRANK LÄHNEMANN**

FOTO: CLARA SARTOR

Husten

Aus einem nachtlangen Jahr

★★★★½

Meisterwerk von Gisbert zu Knyphausens Band

Das Schönste an diesem wundersamen Dreier ist, dass sich Gisbert zu Knyphausen, Moses Schneider und Tobias Friedrich zu Höchstleistungen anstacheln, ohne zu verkrampfen. Für die ersten EPs der Band gab's noch ein anerkennendes Nicken unter Eingeweihten. Doch spätestens mit ihrem Debütalbum, *„Aus allen Nähten"* (2022), und einigen fantastischen Konzerten im letzten Jahr haben Husten das Label „Nebenprojekt" erfolgreich abgeschüttelt. Und jetzt schon ein Nachschlag auf Langspielplattenlänge? Ist das nicht zu früh? Erwartet uns da nicht ein lauer Aufguss aus Liegengebliebenem? Tatsächlich hatten Knyphausen und Co. keinen einzigen fertigen Song, als sie im Frühjahr ins Studio ihres Freundes Paul Grau im spanischen Motril gingen, um *„Aus einem nachtlangen Jahr"* aufzunehmen. Das Ergebnis klingt jedoch so beseelt, experimentierfreudig, melancholisch und mitreißend, dass man den Glauben an unpeinliche Rockmusik für erwachsene Menschen zurückgewinnt.

„Bis morgen dann" steuert gleich mal auf ein apokalyptisches Szenario zu. Das Verschieben wichtiger Entscheidungen auf den Sankt-Nimmerleins-Tag wird teuer. „Ich glaub, wir müssen zahlen, und wahrscheinlich nicht mit Geld, eher mit allem, was wir haben", singt Knyphausen und packt eine Stimmlage aus, wie man sie von diesem Sänger noch nicht gehört hat. Das todtraurige „Ja & Ja" zieht sich selbst aus dem Sumpf verblassenden Glücks. Bessere Zeiten hat auch „Elli" gesehen, jetzt steht sie auf dem unteren Ende der sozialen Leiter. Husten schenken ihr eine Hymne irgendwo zwischen Blur und Spoon. Im somnambulen „Auf der anderen Seite der Angst" leuchten E-Gitarren-Töne wie Glühwürmchen durch die stockfinstere Nacht, und „Achim, du Träumer" erinnert in seiner zerschossenen Glorie an den Träumer Jason Molina.

Aber Husten-Musik ist keine spaßbefreite Zone. „Nüchtern im Club" und „Für immer und ewig" wehren die glitschige Hand der Larmoyanz am Ende mit Selbstironie und Spielfreude ab. *(Kapitän Platte)* **MAX GÖSCHE**

Tré Burt

Traffic Fiction

★★★★☆

Fast surreales Soul-Album vom US-Folk-Barden

Auf zwei Alben präsentierte der Kalifornier Tré Burt bisher seine Version von klassischem Songwriter-Folk mit Bob Dylan im Rückspiegel. Jetzt die überraschende Wende: Auf *„Traffic Fiction"* ist Soulmusik. Mit ihr taucht der Sänger und Gitarrist in seine Kindheit ein und erweist dem vor Kurzem verstorbenen Großvater Reverenz, der hier in einigen Sprachaufnahmen zu hören ist. Es ist eine tolle DIY-Attitüde in diesen Liedern, auch ein surreales Gefühl und viel Freiheit im Umgang mit den alten Stilen. Etwa bei dem Swing „Yo Face", bei dem Burt ein bisschen klingt wie Elvis Costello. Viel klassischer ist das Titellied, in dem er zwischen Soul und Country verkehrt, unterwegs aber auch ein bisschen Punk- und Dub-Gefühl aufliest. Traffic fiction! *(Oh Boy/Thirty Tigers)* **JÖRN SCHLÜTER**

Gregor McEwan

Going Solo

★★★☆☆

Über Musik und die Liebe im verflixten siebten Jahr

Gesang, Gitarre – fertig. Oh, und eine Harp. Der Halterner mit dem verdrehten Künstlernamen traut sich in große Fußstapfen. Er schmettert aber weder Fackelsongs wie damals Dylan noch resümiert er melancholisch wie Cash. McEwan ist nur er. Er singt seine „Hymne" auf das Corona-Jahr 2020, das Musiker fast alles kostete, und zetert gegen Spotify, das Kreative wie ihn ausnimmt. Er erzählt von kleinen Fluchten mit lauter Musik, Zocken und Liebe im verflixten siebten Jahr. Das alles geschieht beiläufig, ungefiltert, ungekünstelt. Die Stimme ist fast provokativ direkt, kaum gebändigt durch die spröde Akustische. Privates und Alltagspolitisches stellt er in einen popkulturellen Referenzenrahmen von (viel) Beatles bis „Stranger Things". Bemerkenswert. *(<<Rewind Retrack/recordJet)* **RÜDIGER KNOPF**

Will Butler + Sister Squares

Will Butler + Sister Squares

★★★★☆

Spannendes Album nach dem Arcade-Fire-Ausstieg

Es liegt eine zackige Rhythmik unter den neuen Liedern von Will Butler. Vielleicht hat man gedacht, nach seinem Ausstieg bei Arcade Fire würde Wins kleiner Bruder ein entspanntes Endlich-zu-Hause-Album machen. Aber er will tanzen und drängt mit seinen Liedern ins Freie. Der Sound knüpft eher an *„Generations"* (2020) an als an Butlers Solodebüt von 2015. Auf *„Policy"* spielte er Art-Punk'n'Roll wie von den Modern Lovers. Eighties-Electro-Pop, schwarz-weiße Drumcomputer, bassig und warm, Stakkato-Keyboards, geröstete Live-Drums: Ein bisschen ist das auch der Sound von Arcade Fire, aber Butler beschränkt seine Mittel, um seinen neuen Liedern eine klare Kontur zu geben, schön zu hören in dem klassischen Wave-Pop von „Stop Talking".

Butler singt mit dem Klang der Boheme, ein wenig wie Bowie, Byrne und Morrissey. Aber auch ein wenig Rock'n'Roll ist dabei, etwa im tollen „Willows", in dem eine abgedunkelte Akustikgitarre zwischen Beat und Synth vermittelt. Der Refrain öffnet sich mit großen Backing-Vocals, die von Sister Squares gesungen werden – zu Butlers Backing-Band gehören neben Ehefrau Jenny Shore auch deren Schwester Julie Shore, die Sängerin Sara Dobbs und der Schlagzeuger Miles Francis. Dass insbesondere die drei Frauen an musikalisch entlegene Orte gehen können, hört man in einigen Intros. Eines mündet in das sinnliche „Me & My Friends", dessen gespenstisches Gefühl man so ähnlich von Billie Eilish kennt. Noch mehr Raum bekommen die Sängerinnen in dem aus fallenden und aufsteigenden Tönen konstruierten „Good Friday, 1613".

Je weiter sich das Album entfaltet, desto mehr Experimente traut Butler sich, etwa in „Car Crash", das er croont und zerdehnt. Überall ist die Lust am Unterbewussten – und eben die Prägung durch den Art-Pop, schön zu hören beim an Robert Palmer erinnernden „Arrow Of Time". Am Ende geht es dann wirklich ins Freie: in dem Geister-Disco-Rave „Hee Loop" und dem zum leiernden Piano frei assoziierten „The Window". *(Merge/Cargo)* **JÖRN SCHLÜTER**

Durry

Suburban Legend

★★☆☆☆

Power-Punk-Pop: Heute Burnsville, morgen die Welt?

Toller Auftakt! Ein Modem zetert los samt enervierendem Finalton und mündet in die Durry-Version des ewigen „Coming Of Age". Ihr Quitter-Fazit: „I'll be okay." Der Sound des alten Internets zeugt nebenbei vom rasanten Technologierausch. Denn Taryn Durry, gerade sieben Jahre jünger als Songwriter Austin, kannte den gar nicht mehr. Das Geschwisterduo aus Burnsville/Minnesota versteht sich auf seinem Debüt auf Power-Punk-Pop (sie nennen es „hook-heavy alt-pop"), der beschwingt vom „Losers Club" und einer „Trauma Queen" erzählt, aber nach zwölf Songs nicht wirklich bleibenden Eindruck hinterlässt. Vorort-Legende? Können Millionen „Who's Laughing Now"-Streams irren? Das Wiederhören mit diesem Modem war jedenfalls ganz schön. *(Big Pip/Thirty Tigers)* **JÖRG FEYER**

Max Raabe & Palast Orchester

Mir ist so nach dir

★★★☆☆

Reise in die Frühzeit des 20. Jahrhunderts

Die Aura der Musik von Max Raabe und seinem Palast Orchester ist den ebenso prachtvollen wie politisch diffusen 20er- und 30er-Jahren entliehen. Man könnte mit den groben Mitteln der Marketingsprache auch sagen, es ist Raabes Unique Selling Point. Seine neue Platte ist ein Füllhorn an geföhnten Vintage-Klassikern aus jener auch durch den Hype um „Babylon Berlin" wieder sehr präsenten Zeit. Raabe macht es sich nicht leicht. Er kombiniert Zeitloses („Top Hat, White Tie And Tails") mit Drolligem („Du du dudl du"), nimmt sich Spanisches, Französisches und Italienisches vor. Die Emotionen wechseln so schnell wie die Umstände der Zeit, aus der sie stammen. Eine Platte als unterhaltsame Geschichtsstunde. *(Deutsche Grammophon)* **MARC VETTER**

Childe
Stoned & Supremely Confident
★★½☆☆
Das neue Pop-Sternchen hat noch Luft nach oben

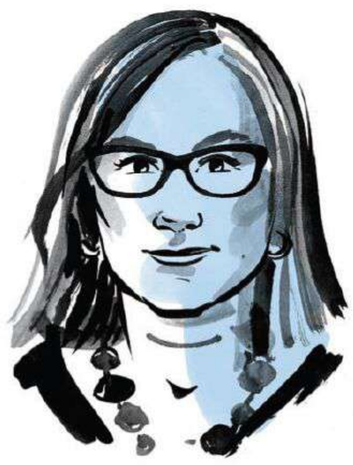
Die Musikwelt darf sich um einen Paradiesvogel reicher schätzen. Childe wuchs mit ADHS auf und spricht in seinen Texten gewagte Themen an. Der sympathische Brite verfügt auch über eine feine Popstimme – ist aber beileibe kein Terence Trent D'Arby, der einem einst ein neues Universum erschloss, sondern buhlt bei James Morrison, Jason Mraz und wie sie alle heißen um Einlass in den Club. Vielleicht ist er auch ein Ed Sheeran für Artfilm-Gucker. Der „Death Wish" präsentiert sich stilgerecht als Lo-Fi-Pop, und „Better Friends" setzt sich dank seiner Eingängigkeit ebenfalls im Kopf fest. Irgendwie muss man jedoch ständig an Radio-Schleswig-Holstein-Playlisten denken. Dafür ist er wiederum einen Hauch zu gut und zu emotional. Wiederhören macht Freude. *(PIAS)* **FRANK LÄHNEMANN**

Mick Flannery
Goodtime Charlie
★★★½☆
Folk, Soul, Americana – und eine Spur Springsteen

Wie viel Autorität Mick Flannery sich im Lauf von acht Alben erarbeitet hat, hört man gleich im ersten Song seines neuen Werks. „Neon Tonight" beginnt als Songwriter-Ballade, doch dann erhebt sich links und rechts ein Bläsersatz, die Band steigt ein und das Lied hat plötzlich eine kratzige Soul-Grandezza. Der Titelsong ist ähnlich elektrisierend, eine Springsteen-Ballade wächst sich zu kraftvoller Americana aus. Flannery ist daheim in Irland schon lange ein Star, hat Platin-Schallplatten und Spitzenplätze in den Charts. Etwas Dringliches liegt in dieser sanft gebrochenen Stimme – eine gar nicht ungefähre Sehnsucht. „OKLA" ist ein sanfter Engtanz, bei „Machine" ist der Sänger der Letzte auf der Tanzfläche, „Old Friend" fügt gespenstischen Country noir hinzu. *(OMN/H'Art)* **JÖRN SCHLÜTER**

MEHR ALS LEBENSFREUDE

Wie fühlt sich das Musical „Hair" heute an? Und warum sind wir eigentlich so wenig vorangekommen seit der Hippiezeit?



BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Als vor einigen Wochen der Schauspieler Treat Williams starb, sah ich sofort eine Szene vor mir: Williams als junger Mann mit langen Haaren, auf einem fein gedeckten Tisch tanzend, „I Got Life" schmetternd. 1979 spielte er in Miloš Formans Verfilmung des Musicals „Hair" den Hippie George Berger, und auch wenn er seitdem noch sehr viele sehr gute Rollen hatte, bleibt er – wahrscheinlich nicht nur für mich – doch immer dieser Berger: ein lebenslustiger, wilder Typ, der sich alle Konventionen weggrinst.

Die Einwände gegen Formans Film sind bekannt und teilweise richtig: etwas zu klischeehaft und plakativ, und das Ende hat er auch noch geändert, damit es dramatischer wird. Und doch bleibt „Hair" ein einzigartiges Dokument einer Ära, die 1979 ja längst vorbei war. Es gibt viele tolle Hippie-Dokumentationen („Woodstock", „The Last Waltz" und so weiter). Aber Spielfilme? „Easy Rider" – und sonst? (Okay, „Alice's Restaurant" und „Zabriskie Point".)

Kurz zur Erinnerung: „Hair" spielt Mitte der 60er-Jahre, die Musik schrieb Galt MacDermot, die Texte stammen von Gerome Ragni und James Rado. Musical-Plots sind ja selten komplex, die Geschichte ist also schnell erzählt: Das Landei Claude Hooper Bukowski trifft in New York City auf eine Gruppe Hippies, bevor er zur Armee geht und schließlich nach Vietnam soll. Am Ende treffen sich alle auf einem Soldatenfriedhof wieder – und wenn dann „Let The Sunshine In" erklingt, wird der Kloß im Hals sehr groß.

Dazwischen erleben sie allerlei Abenteuer. Manche der Mann/Frau-Schwarz/Weiß-Stereotype wirken heute etwas antiquiert, auch wenn sie sich oft über sich selbst lustig machen, aber „Hair" ist – ähnlich wie die „Rocky Horror Picture Show" – nicht bieder, und das unterscheidet es schon mal von Andrew Lloyd Webber. Und natürlich die Musik! Auch wer pompöse Musicals verachtet und wenig mit Gruppenchoreografien anfangen kann, kommt gegen „Hair" nicht an. Die Melodien sind einfach zu gewaltig, die Texte strotzen vor Ausgelassenheit bei gleichzeitiger Anerkennung des Horrors, den die kapitalistische Gesellschaft hervorbringt – Gewalt, Rassismus, generelle Spießigkeit, und dagegen helfen auch keine Drogen, manchmal sogar im Gegenteil. Was hilft, ist eine gewisse Demut – die ist in „I Got Life" zu spüren: „I got life, mother/ I got laughs, sister/ I got freedom, brother/ I got good times, man!" Das Aufzählen aller Körperteile und Organe, für die man viel zu selten dankbar ist, steht in einem entscheidenden Kontrast zu Nina Simones „Ain't Got No", das alle sozialen Bedürfnisse nennt, an denen es vielen fehlt (Zuhause, Geld, Arbeit, Kultur). Way to go!

Wenn man „Hair" heute sieht und hört, fragt man sich allerdings: Warum sind wir eigentlich so wenig vorangekommen seit der Hippiezeit? Wo ist denn das „Age Of Aquarius", mit „Harmony and understanding/ Sympathy and trust abounding"? Alle Probleme, die vor Jahrzehnten thematisiert wurden, sind immer noch da – zum Teil sogar schlimmer. Und was wurde aus der Befreiung? Bei „Hair" ging es um Lebensfreude und das Ausleben unserer Träume, aber es ging eben nicht nur um individuelle Wünsche, sondern um Werte wie Frieden, Gerechtigkeit, Toleranz, Solidarität, Empathie für *alle* – so altmodischer Kram halt, ohne den es keine echte Freiheit gibt.

„I got life, mother/ I got laughs, sister/ I got freedom, brother/ I got good times ..."

Treat Williams als Burger (M.)

ILLUSTRATION: STUDIO PONG FOTO: DPA

Blonde Redhead
Sit Down For Dinner
★★★½☆

Nach langer Pause: Dream-Pop vom Feinsten

Die Bass spielende Sängerin Kazu Makino und die Zwillingsbrüder Simone und Amedeo Pace sind zurück. In ihrer rund 30-jährigen Bandgeschichte ging das illustre Trio durch Höhen, Tiefen, Stilwechsel und Kunstpausen. Ihr letztes Album erschien 2014, im Pop eine halbe Ewigkeit. Nun also eine New-York-Toskana-Fusion in elf Variationen. Ein gemischter Satz aus Americana und Dream-Pop, der melancholisch federnd daherschwebt. Auch die Swingle Singers spielen eine Rolle: Der Auftakt, „Snowman", geht auf die legendäre Chor-Pop-Band der Sixties zurück. Das Tempo is „slow" bis „mid". Atmo-Pop-Tracks wie „If" oder „I Thought You Should Know" würden sich auch in Landkirchen gut machen. „Via Savona" ist Italo-Emo wie aus dem Seventies-Kino. Traurig schön. *(Section1/PIAS)* **RALF NIEMCZYK**

The Slow Show
Subtle Love
★★★☆☆

Gehobener Emo-Pop in vornehmer Zurückhaltung

Nur selten noch streift das Manchester-Quartett Tindersticks-Pastiche. Vielmehr ist sein Stilradius erweitert und konzentriert zugleich. Große Emphase? Schon noch, aber sie wissen, wann es damit erst mal wieder gut ist. Fast zurückhaltend entfaltet sich gehobener Emo-Pop in zehn nie redundanten Songs. „Royal Blue" entblößt sich in 2:28-Trad-Folk-Kulisse, das hymnische „One Shot" konterkariert umgehend. Der Titelsong ist eine Ode an die Liebe (nicht nur die subtile). „Builder Boy" (Gastproduktion: Joshua Burnside) wiederum bewegt die Liebe in Zeiten der Depression. Und Rob Goodwins Bariton singt auch: „I will take the blame if we let it slip away." Ob es hilft, am Anfang das Ende schon mitzudenken? Tricky thing halt, das mit der Liebe. *(PIAS)* **JÖRG FEYER**

FOTO: MADDY ROTMAN

Überlebensgroß

Die Bad-Girl-Dramaqueen geht weiter in Richtung Pop Von JÜRGEN ZIEMER

Cherry Glazerr
I Don't Want You Anymore
SECRETLY/CARGO
★★★★☆

Es ist nicht das erste Mal, dass ich von Clementine Creevy und ihrer Band Cherry Glazerr schwärme. Provokanter Sarkasmus, ungezügelte Euphorie und eine Flut mitreißender Melodien sorgten schon auf früheren Alben für Glücksmomente. Nehmen wir „Wasted Nun" von *„Stuffed & Ready"*, wo Creevys überemotionale Stimme zu donnernden Gitarrenwänden die Welt anbrüllt. Oder das fantastische Video zu „Told You I'd Be With The Guys", in dem immer mehr durchschnittliche Männer in roten Poloshirts nutzlos herumstehen oder Nüsschen kauen. Man kann also sagen, Clementine Creevy ist die direkteste Verbindung zwischen Debbie Harry und Kathleen Hanna und dennoch kein wokes Riot Grrrl 2.0. Eher das Produkt einer dezenten Wohlstandsverwahrlosung made in L.A. mit entsprechend hoher Pop-Affinität. Ein bisschen Provokation - siehe Cover - gehört immer dazu.

Mit *„I Don't Want You Anymore"* gehen Cherry Glazerr ein kleines Stückchen weiter in Richtung Pop. Allerdings Pop im Sinne des Produzenten und Co-Songschreibers Yves Rothman, der zuletzt mit Girlpool und Yves Tumor zusammengearbeitet hat. „Bad Habit", mit seinem stark bearbeiteten Gesang, hat sogar einen dezenten Drall in Richtung Billie Eilish - was hervorragend funktioniert. Das folgende „Ready For You" tänzelt eher zwischen funky Strophe und kraftvoll zupackendem Refrain.

Eines der besten Stücke ist das großartige „Touched You With My Chaos", wo die Gitarre schwerst nach Black Sabbath klingt und am Ende synthetische Streicher in Richtung Himmel entschweben. Der Gesang ist hier nahezu perfekt, man glaubt Creevy jede Zeile, wenn sie in ihrer (gespielten) Verzweiflung bis an die Grenze des ihr stimmlich Möglichen geht. Doch das gehört nun mal zum Spiel mit der göttlichen Komödie des Pop, wo das eigene Scheitern gern stilisiert und überlebensgroß nachgebildet wird. Und das kann im Rock/Punk/Indie momentan keine so gut wie Clementine Creevy. „Soon, I'll be your dog/ My head out your car/ Cause I like you killing me", singt sie in „Soft Like A Flower". Pete Shelley wäre sicher begeistert.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Dream Phases
Velvet Knife
★★★½☆

Eine weitere Portion freundlich tönender Sixties-Sunshine-Pop vom unentwegten Quartett aus Los Angeles, freilich mit finsterem Text. „Don't wanna watch you fall to your knees", warnt Sänger und Songschreiber Brandon Graham, „head in hand, needle in your veins." Vergeblich, denn „Velvet Knife" endet mit der Zeile „You want to wake up but it's too late". Welcher speziellen Musiktradition sich Dream Phases zugehörig fühlen, insinuiert schon die Schreibweise des Tracks auf der Rückseite: „Mrs. Songbyrd". *(Nomad Eel)*

Yard Act
The Trench Coat Museum
★★★½☆

Auf ihrer nächsten, zweiten LP wird diese Single nicht vertreten sein, informiert die Band aus Leeds vorab, „The Trench Coat Museum" wird dafür gleich doppelt serviert, auf 12inch: Die A-Seite bietet gut acht Minuten der Sorte Sub-New-Order-Post-Punk, für den Yard Act geschätzt werden, der Bass überbeschäftigt, die Gitarrenmotive kantig und spitzwinklig, die Worte so säurehaltig wie irritierend. Für die B-Seite fertigte Arthur Baker einen Remix. Obsolet? Aber ja! *(Zen F.C./Island)*

DollSquad
Tiki Lifestyle
★★★½☆

Die australische Garage-Girlgroup mag eher bescheidene Wünsche haben, doch werden die zielsicher als Trash-Offensive vorgetragen. „I wanna live a Tiki lifestyle", gibt Sängerin Joey Bedlam kund, fortwährend, aber immerhin musikalisch wie optisch adäquat ausgerüstet, mit Handclaps zum Fuzzbeat, im Tiki-Bikini zu frivolem Wimpernklimpern. Nicht so upmarket und hochglanzpoliert wie die B-52's, indes nicht weniger tanzbar. *(Go-Go-Bone! Rekkids)*

Jenny Owen Youngs
Avalanche
★★★★☆

Bitte nicht wieder elf Jahre bis zu den nächsten Songs!

Nach Podcasts („Buffering The Vampire Slayer"), Hit-Credits (Panic! At The Disco: „High Hopes") und elf Jahren endlich das vierte Album der Frau aus New Jersey. Die Idee sei gewesen, „durch den Schmerz zur Möglichkeit zu reisen". Wie in „Bury Me Slowly" oder „Goldenrod": Leiser Kummer kauert über sanfter Nostalgie, bis man versteht, warum - und Owens einen Menschen ohne Abschied loslassen kann. „Oh, the way that you looked into me then, I could put a frame around it." Produzent Josh Kaufman (The Hold Steady u. a.) weiß, wo sie nur ihre Gitarre braucht („Next Time Around"), wirft für „Knife Went In" auch mal eine olle Drum-Maschine an - und lernt in „It's Later Than You Think", dass Owens' ihrer ersten großen Liebe (Beatles!) die Treue hält. *(Yep Roc)* **JÖRG FEYER**

Glasser
Crux
★★★★☆

Sphärisches zwischen Celtic Folk und Synthie-Pop

Eine Dekade hat sich Cameron Mesirow alias Glasser Zeit gelassen, um nun mit dem dritten Album ihren von keltischen Klängen und schwermütigen Gedanken umspannten Dream-Pop fortzusetzen. Der Zugang zum serpentinenhaften musikalischen Vokabular des Frühwerks gelingt vortrefflich, „Drift" wandelt auf Björks Spuren, die intellektuelle Anschlussfähigkeit der meisten Electro-Melodien an Literatur und Kunst bleibt das Markenzeichen der Sängerin. Das diese ergreifende Studie über psychische Fragilität und den immerzu drohenden Zusammenbruch abschließende „Choir Prayer" zeigt am deutlichsten, worum es Mesirow geht: mit einem stroboskopartigen Stimmgewirr die Komplexität des Lebens einzufangen. *(One Little Independent/Bertus)* **MARC VETTER**

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Prong *State Of Emergency* ★★★½☆

Das New Yorker Hardcore-Thrash-Trio zeigt sich zunächst von seiner stumpfen Seite. Es braucht drei Songs, in denen es vor allem um physikalische Dinge geht, um Impulsdichte und kinetische Energie. Da muss man durch. Richtig schön wird es danach, wenn das Geröll beiseitegeräumt ist, wenn bei „Non-Existence" oder „Disconnected" die Schwerstarbeit nicht mehr als solche erkennbar ist, weil ein melodischer Fluss entsteht, der das Geächze in Anmut verwandelt. Da bekommt es fast schon Symbolkraft, dass Tommy Victor und Co. den Rush-Klassiker „Working Man" reanimieren und ihn noch einmal in ihrem ureigenen NY-Gossenschick erstrahlen lassen. Er klingt jetzt wie ein Prong-Song, noch dazu ein sehr guter! *(Steamhammer)*

Lynch Mob *Babylon* ★★½☆☆

George Lynchs Betriebsamkeit hat etwas Manisches. Man kommt kaum noch hinterher bei all seinen Projekten und Alben, auch weil sie an einem vorbeirauschen, ohne einen allzu deutlichen Abdruck im Langzeitgedächtnis zu hinterlassen. *„Babylon"* bildet da keine Ausnahme, es zeigt zwar kompositorisch einen Form-Anstieg, von dem allzu offensichtlichen Van-Halen-Plagiat „I'm Ready" mal abgesehen, aber ein ingeniöser Songwriter war er nie, sondern eher der Musiker, der mit seinem exaltierten Spiel einen Song besser machen konnte. Hinzu kommt mittlerweile, dass ihn seine typischen Zickzack-Läufe selber langweilen und er krampfhaft versucht, sich stilistisch zu diversifizieren. Nicht immer ist das so berückend, wie wenn er einfach nur wieder George Lynch wäre. *(Frontiers)*

Dokken *Heaven Comes Down* ★★★☆☆

Lynchs langjähriger Ersatzmann bei Dokken, Jon Levin, klingt bisweilen mehr nach ihm als er selbst. Auf *„Heaven Comes Down"* beweist Don Dokken im direkten Vergleich zwar wieder, dass er die eingängigeren Hooks schreiben kann. Er bräuchte andererseits aber einen harten Hund an seiner Seite, der ihn wirklich herausfordert und ihn notfalls daran erinnert, dass man sich als Sänger manchmal schinden muss. Alle wissen, dass beide durch eine neuerliche Kollaboration nur gewinnen würden. Sie selbst vermutlich am besten. *(Silver Lining)*

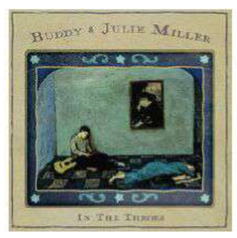
Kerrigan *Bloodmoon* ★★★½☆

Das reguläre Debüt dieser als Side-Projekt der Funeral-Doom-Truppe Lone Wanderer gegründeten Band könnte die Prioritäten verschieben. Ein Vergleich mit den Kaliforniern Haunt drängt sich auf: Auch sie haben das klobige Doom-Fundament ihrer Stammformation (Beastmaker) eingeschmolzen und es zu liquidem Traditions-Metal umgegossen, sich dabei aber diese gewisse Wehmut in der Melodieführung bewahrt. Kerrigan gehen denselben Weg, und der Kontrast aus Kraftmeierei und melancholischer Verletzlichkeit verleiht ihnen eine verlockende Uneindeutigkeit. *(High Roller)*

Princess Goes
Come Of Age
★★★☆☆

Der Mann, der Dexter war, kann auch Electro-Rock

Michael C. Hall war nicht nur als Serienkiller-Killer in „Dexter" grandios, sondern auch im David-Bowie-Musical „Lazarus" am Broadway. Und wenn er jetzt, von Analogsynthie-Harmonien umgeben, im zartbitteren „Jetpack" fragt: „What ever happened to my jetpack, what ever happened to me?", klingt er tatsächlich wie Bowie. Seine Electro-Rock-All-Star-Band Princess Goes, in der ihn Peter Yanowitz (The Wallflowers) und Matt Katz-Bohen (Blondie) begleiten, hat Songs im Programm, bei denen die Synthies mal quäken („Offering"), mal seufzen („Floating"), bei denen auch mal Auto-Tune ausprobiert wird („Let It Go") und die alle zwar hochdramatisch inszeniert sind, dafür aber beim Songwriting sparen und deshalb manchmal etwas zu lang geraten. *(So In De Goot)* **GUNTHER REINHARDT**



Buddy & Julie Miller
In The Throes
★★★☆☆

Songs mit tiefer Empathie und trockenem Blick

Was Tammy und George für das alte Nashville waren, sind die Millers für das neuere: the First Couple! Wieder kommen die zwölf Songs von Julie, wobei der von Buddy gesungene Country-Soul „Don't Make Her Cry" eine Vorlage von Regina McCrary und Bob Dylan (Gospel-Phase) vollendet. Überhaupt scheint Millers Glaube unspezifisch genug auf, um Songs wie „Niccolo" nicht zu erschlagen. Tiefe Empathie („Tattooed Tear") korrespondiert mit trockenem Blick auf die Pharmaindustrie: „Rate your pain from 1 to 10/ Now pay the bill for nothing again." Und wie soll ihre Liebe der Nachwelt erhalten bleiben? Ganz einfach: „Call up the President to erect a monument." Humor also auch noch. Das Cover entspricht so nur bedingt dem Miller-Esprit. *(New West/Redeye/Bertus)* **JÖRG FEYER**

FOTO: TOMMY VICTOR

Slow Pulp
Yard
★★★½☆

Atmosphärischer Post-Grunge mit Biss

Das Debüt von Slow Pulp, *„Moveys“* (2020), entstand unter erschwerten Bedingungen: Sängerin Emily Massey litt am Fatigue-Syndrom und musste zudem ihre bei einem Unfall verunglückten Eltern pflegen. Die langsame, weltmüde Musik schien das widerzuspiegeln – die Wahlchicagoer spielten ihren Indie-Rock und Grunge leise und mit lakonischem Charme. Masseys Gesang erinnerte manchmal an Phoebe Bridgers. Dieses zweite Album schüttelt die Apathie ab, Slow Pulp spielen jetzt entschlossener. Die E-Gitarren und Drums sind warm analog verzerrt, vor allem bei lauten Songs wie „Worm“ und „Cramps“. Was das Album trägt, ist eine Band, die sich einig ist über ihren Tonfall, ihr Gefühl. Toll zu hören beim College-Grunge-Rock von „Doubt“ und „Slugs“. *(Anti)* **JÖRN SCHLÜTER**

Teddy Swims
I've Tried Everything But Therapy (Part 1)
★★½☆☆

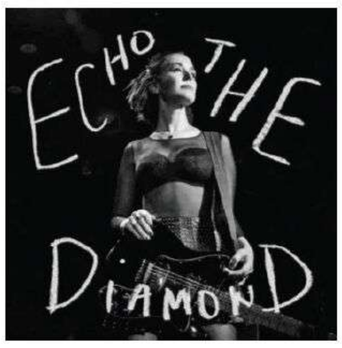
Bärtiger Emo-Soul-Pop für die Streaming-Charts

Der ehemalige Football-Spieler trägt Rauschebart und exaltierte Klamotten. Kopf und Arme sind voll tätowiert. Ein 30-jähriger Kauz im weiten Feld des Power-Folk-Pop-Blues, der es auf den Streaming-Plattformen dieser Welt bereits vor seinem Debütalbum zu bemerkenswerten Millionen-Abrufzahlen gebracht hat. Bei Songs wie „Last Communion“ oder „Suitcase“ hat die Talentabteilung seiner Plattenfirma eine Art „US-Antwort auf Ed Sheeran“ im Sinn gehabt. Auch die Swims-Werke verbinden sauber produzierte Ehrlichkeit mit Alltags-Predigertum. „What More Can I Say“ ist ein swingender Blue-Eyed-Soul-Crooner, beim Rausschmeißer „Evergreen“ geht die Emoji-Kiste weit auf. Alles fein und gut gemacht. Er wird es im Mainstream-Geschäft weit bringen. *(Warner)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: EBRU YILDIZ

Spröder Charme

Ein ungeschliffenes, starkes Album der US-Songschreiberin Von MAX GÖSCHE



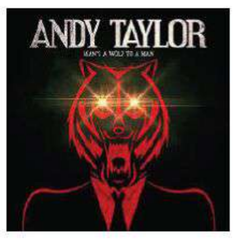
Margaret Glaspy
Echo The Diamond
ATO/PIAS
★★★★☆

Der Versuchung, ihre Songs im Studio zu begradigen, widersteht Margaret Glaspy auf *„Echo The Diamond“*, indem sie alles so lässt, wie sie es schon auf ihren ersten beiden Alben gemacht hat: rohe Gitarren, zärtliche Stimme. Und doch wirkt ihr spröder Charme hier eine Spur selbstsicherer, atmen die Instrumente noch mehr die flirrende Luft einer First-Take-Session, streut Glaspy genüsslich Dreck ins Getriebe ihres gut geölten Band-Motors.

Glaspy steht manchmal im Schatten von Zeitgenossinnen wie Phoebe Bridgers, Lucy Dacus und Indigo De Souza – zu Unrecht! „Act Natural“ ist so catchy, wie Indie-Rock es erlaubt. Der ruppige Hymnus „Get Back“ verteilt Ratschläge wie Tabletten gegen Selbstsucht: „When you're only thinking of yourself/ You're missing out on everybody else.“ Um das fabelhaft wütende „Female Brain“ dürfte sogar Courtney Barnett sie beneiden. Die wohltemperierten Verzerrer schlagen hier und da prächtig aus der Art, ohne sich in orgiastisch-männlichem Feedback-Gewitter zu verlieren. Bei Spoon und Wilco, in deren Vorprogramm sie aufgetreten ist, hat Glaspy sich nur die Scheiben abgeschnitten, die sie auch verdauen kann.

Ihr Ehemann und Co-Produzent, der Jazz-Gitarrist Julian Lage, rückt den Sound zuweilen in die Nähe der Cowboy Junkies, etwa im grandios mäandernden „I Didn't Think So“. Und im melodieseligen Girl-meets-Boy-Stück „Irish Goodbye“ werden die 90er-Jahre zwischen Alanis Morissette und Sheryl Crow wieder lebendig. Mitunter scheinen die Harmonien nicht richtig ausgearbeitet, nur skizzenhaft hingeworfen zu sein. Manche Songs wollen aber auch einfach öfter gehört werden, bis sie ihre Schönheit vollends preisgeben. Zum Beispiel die countryfizierte Ballade „Memories“, die greift mit jedem Mal mehr ans Herz, ebenso das wunderschöne „Turn The Engine“.

Dass *„Echo The Diamond“* zügig und ohne viel Vorbereitung eingespielt wurde, nährt die Fantasie, welche Höhen Glaspy erklimmen könnte, wenn sie noch intensiver an ihren Songs feilen würde. Aber vielleicht ist dies die beste Margaret Glaspy, die wir bekommen können: ein ungeschliffener Diamant.



Andy Taylor
Man's A Wolf To Man
★★★½☆

Souveränes Rock-Album des Ex-Duran-Duran-Vollprofis

Ein musikalisches Schwergewicht, das möglicherweise zu wenig für sich selbst getan hat. Ganze 33 Jahre sind seit dem letzten Solo-Ausflug des Ex-Duran-Duran-Gitarristen vergangen. Dabei gibt er einen veritablen Sänger ab. *„Man's A Wolf To Man“* definiert nicht gerade dieses musikalische Jahr, ist aber genau das, was man von einem gestandenen Künstler erwartet, der Rod Stewart produziert hat und weiß, wann ein Gitarrensolo erfolgen muss. Das passiert dann bei Funk-Rock à la Power Station sowie bei einer berührenden Country-Ballade mit Tina Arena – und eben nicht beim famosen Liverpool-Skiffle im Stil von Miles Kane. In der Hoffnung, seine Krebserkrankung hat nicht das letzte Wort, warten wir auf mehr Rock'n'Roll-Lebenszeichen. *(BMG)* **FRANK LÄHNEMANN**

Brent Cobb
Southern Star
★★½☆☆

Der Same Old Song vom Süden – in Charmant

Wie sagte Richard Ford gerade in einem „La Repubblica“-Interview? In Jackson/Mississippi aufzuwachsen lasse zwei Möglichkeiten: zu glauben, das sei der Nabel der Welt, oder zu flüchten, um zu kapieren, was das ist mit Amerika und der Welt. Brent Cobb aus Americus/Georgia neigt, anders als der große Romancier, zur ersten Option. Das allerdings nicht breitbeinig und borniert, sondern so charmant und anschmiegsam, dass man ihm nicht böse sein kann, wenn „time rolls on“, er aber immer noch „the same old song“ vom Süden singt („Kick The Can“). Wie in der besten Southern-Musik verwischen hier die Grenzen zwischen Country und Soul. Der Teufel ist natürlich auch dabei! Und ziemlich funky. Hätte Jimmy Carter schon 1976 gefallen. *(Ol' Buddy/ Thirty Tigers)* **JÖRG FEYER**

Hunny
Hunny's New Planet Heaven
★★★☆☆

Die Kalifornier verzweigen ihren Punkrock-Wave-Pop

Auf ihrem Debüt, *„Yes. Yes. Yes. Yes. Yes."* (2019), spielten Hunny Eighties-New-Wave mit einer deutlichen Anlehnung an The Cure aus der Perspektive kalifornischer Pop-Punker. Das war cheeky und romantisch und ansteckend, weil dem Quartett aus Malibu schöne Melodien eingefallen waren. Dieses neue Album hat einen melancholischeren Ton. Die Kalifornier gehen zurück zu ihren ersten EPs und verzichten auf die große, massenwirksame Produktion. Eighties-Wave ist freilich weiter der Grundton, aber von dort aus reckt sich das Album in verschiedene Richtungen. In „Bothering" steckt eine Ahnung von Death Cab For Cutie, und „Ring In Ur Ear" fügt kräftige Shoegaze-Gitarren hinzu, die auch an anderer Stelle die niedliche Elektronik des Debüts ersetzen. *(Epitaph)* **JÖRN SCHLÜTER**

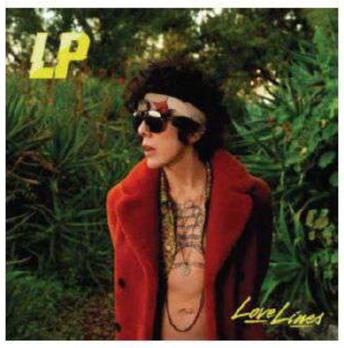
Hania Rani
Ghosts
★★★★☆

Neoklassik mit großem Herzen für Electro-Pop

Hanna Raniszewska ist die Taylor Swift der Neoklassik. Die 33-jährige Pianistin und Sängerin besuchte die Fryderyk-Chopin-Musik-Uni in Warschau und räumte diverse Awards ab. Das Video von ihrem Open Air auf der Hofanlage Les Invalides in Paris wurde bislang fünf Millionen Mal angeschaut. Ein imposanter Grenzgang zum Electro-Pop. Diese Crossover-Linie verfolgen auch ihre 13 „Geister"-Tracks weiter. Oft sind es perlende Meditationen. „Hello" wiederum kommt mit Beats und ihrer Pop-Stimme. Ähnlich wie ihr kanadischer Klimper-Kollege Chilly Gonzales versteht sie es, eine Hörerschaft zu bannen, die im Klassik-Fach nicht zu Hause ist. Gäste wie Ólafur Arnalds oder Duncan Bellamy reichern ihre Kompositionen mit Gewinn an. *(Gondwana/Indigo)* **RALF NIEMCZYK**

Tanzstunde

Das Kind in Laura Pergolizzi muss eine Heimat finden Von GUNTHER REINHARDT



LP
Love Lines
BMG
★★★☆☆

Let me go high/ I wanna float, I wanna fly/ My inner child/ I only need it to survive." Zu einer unternehmungslustigen Schrammelgitarre, einem hibbeligen Beat und einem Refrain, dem es gelingt, zugleich putzig und pathetisch zu klingen, liefert „Wild" den Soundtrack zu all den Selbstfindungsbüchern, die uns weismachen wollen, dass wir, wenn wir uns nach Liebe sehnen, erst einmal zu uns selbst finden und lernen müssen, uns selbst zu lieben und das Kind in uns freizulassen.

„Love Lines", das siebte Studioalbum von LP, ist ein Fest der Selbstbesinnung und provoziert Vergleiche mit Sam Smiths aktuellem Werk *„Gloria"*. Obwohl Smiths Songs eher mit R&B und Soul aufgeladen sind, während LPs Songs wie moderne Versionen klassischer Popsongs klingen, verbindet die beiden neben der Ich-entdecke-mein-besseres-Ich-Prosa, dass sie sich als divers verstehen, ihre Songs mit unverwechselbar-außergewöhnlichen Stimmen verzieren und dass fast jeder Song auf ihren Alben zum Hit taugt. Das gilt für „Wild" ebenso wie für „Golden", mit dem LP das Album eröffnet: ein Trennungslied, das mit einer Flamenco-Gitarre aus zwei Akkorden und einer gescheiterten Beziehung das Beste macht. „We are golden/ We're not broken", lautet das Fazit. Hitpotenzial haben aber auch die Nummer „One Like You", die ein bisschen wie ein Ronettes-Update daherkommt, oder die Ballade „Blow", die nah am Kitsch vorbeischrammt.

Sosehr LPs Stimme fasziniert, vor allem bei mit Streichern zugekleisterten Balladen wie „Long Goodbye", klingt sie, wenn extraviel Pathos und Vibrato dazukommt, dann aber doch nach Celine Dion auf Helium, nach einem neuen Streich von Alvin And The Chipmunks. Dafür eignen sich die auf Hochglanz polierten Songs von *„Love Lines"* aber auch wunderbar für die nächste Tanzstunde: Zu „Dayglow" kann man den Foxtrott üben, zum Titelsong darf man sich im Walzertakt hin und her wiegen. Und Fortgeschrittene können bei „Hola" Rumba tanzend zu sich selbst finden, während LP singt: „You're a gold mine/ I just want to watch you shine."

Tiger Lou
Acts
★★★☆☆

Pathetischer, aber pointiert produzierter Electro-Pop

Was den Songwriter-Pop von Tiger Lou auszeichnet, ist der Hang zu erhebenden Hymnen, die immer vor der Abbiegung zur Schwülstigkeit einen rettenden Haken schlagen. Ein schwedisches Wildkaninchen, das gern auch einmal im dunklen Bau der etwas zu offensichtlichen Anspielungen verschwindet. Nach sieben Jahren Pause sind die großen Melodien und überhaupt das große Pathos weiterhin in der Überzahl. Was sich ebenfalls nicht geändert hat: Die aufgerufenen Gefühle und Erzählfetzen bleiben gegenüber den vorpreschenden, manchmal aber auch unruhig zuckenden Tönen eher schlicht, wenn nicht banal. So erfreut man sich vor allem an den präzise montierten Klangebenen, die wie Schichten auf einer sehr opulent verzierten Torte wirken. *(Startracks)* **MARC VETTER**

Antje Schomaker
Snacks
★★☆☆☆

Lässige Songs aus der Deutschpop-Retorte

Die Attitüde von Antje Schomaker, eine Art Millennial-Update von „Sorge dich nicht - lebe!", ist in Zeiten kollektiven Zauderns sympathisch, aber für die Dauer eines Albums etwas dürftig. Das liegt nur zur Hälfte an den Texten der Songschreiberin aus Nordrhein-Westfalen, deren Bilder aus der Berlin-Bubble, wo die Künstlerin inzwischen wohnt, ein schales Freiheitsgefühl beschwören. Frappierend an *„Snacks"* sind vielmehr die Tonfolgen aus dem Deutschpop-Algorithmus zwischen Max Giesinger, Lotte und Wincent Weiss. Wo sich Schomaker tatsächlich verortet, macht zumindest Hoffnung: Stücke wie „Lost Indieboy", „Snacks" oder „Irgendwohin" lassen Spuren von Wir sind Helden, Pretenders, Bilderbuch und The Killers erkennen. *(BMG Rights)* **MAX GÖSCHE**

FOTO: RYAN JAY

Noname
Sundial
★★★★☆

Verführerische Verweigerung nach langer Wartezeit

Die aus Chicago stammende Rapperin Fatimah Warner, die sich Noname nennt, verband auf ihrem Mixtape *„Telefone“* (2016) und ihrem Debütalbum, *„Room 25“* (2018), den Alltag einer jungen schwarzen Frau mit scharfer Kritik an Kapitalismus sowie – eng damit verknüpft – Rassismus und Misogynie. Das hatte eine emanzipatorische und poetische Kraft, wie man sie in der zeitgenössischen Musik nicht oft findet. Seitdem erschienen nur noch vereinzelt neue Tracks der Rapperin, die sich lieber ihrem Book Club widmete. Sie hatte sogar Zweifel, ob sie ihre Musikkarriere fortsetzen sollte, weil ihre Tracks im Gegensatz zu ihrem Book-Club-Aktivismus nicht da ankamen, wo sie ankommen sollten – bei der Black Community –, sondern vor allem von weißen Connaisseurs und Connaisseusen geschätzt wurden.

Dieser Schatten liegt auch über dem neuen Album *„Sundial“*. „She just another artist selling trauma to her fanbase“, rappt Noname sich selbst bezichtigend im meistdiskutierten Track, „Balloons“, auf dem auch der antisemitische Rapper Jay Electronica seine Stimme erhebt. Dieses mehr als umstrittene Feature soll wohl die (weiße) Hörerschaft vor den Kopf stoßen, verweist aber auch auf die politisch nicht immer koschere Geschichte des HipHop, der öfter mit dem Nation-of-Islam-Anführer Louis Farrakhan und seiner antisemitischen Black-Supremacy-Ideologie flirtete. Auf „Balloons“ markiert Noname das Genre – und sich selbst – als schuldig in einem System, in dem es unmöglich ist, nicht schuldig zu werden. Von der Unmöglichkeit des richtigen Lebens im falschen System erzählt Noname in ihrem unnachahmlich lässigen und lyrisch verspielten Flow, der perfekt mit dem spektakulär groovenden Backing aus Soul, Jazz und Gospel korrespondiert.

„Sundial“ handelt von Vereinnahmung und Ausbeutung, vor allem aber von einer Künstlerin, die sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt. Das letzte Wort überlässt sie dem Superstar-Rapper Common. Der Track heißt „Oblivion“. Klingt wie ein Abschied. *(Noname)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

Dennis Kiss
Norddeich Mole
★★½☆☆

Ein Troubadour geht auf den Seelentröster-Trip

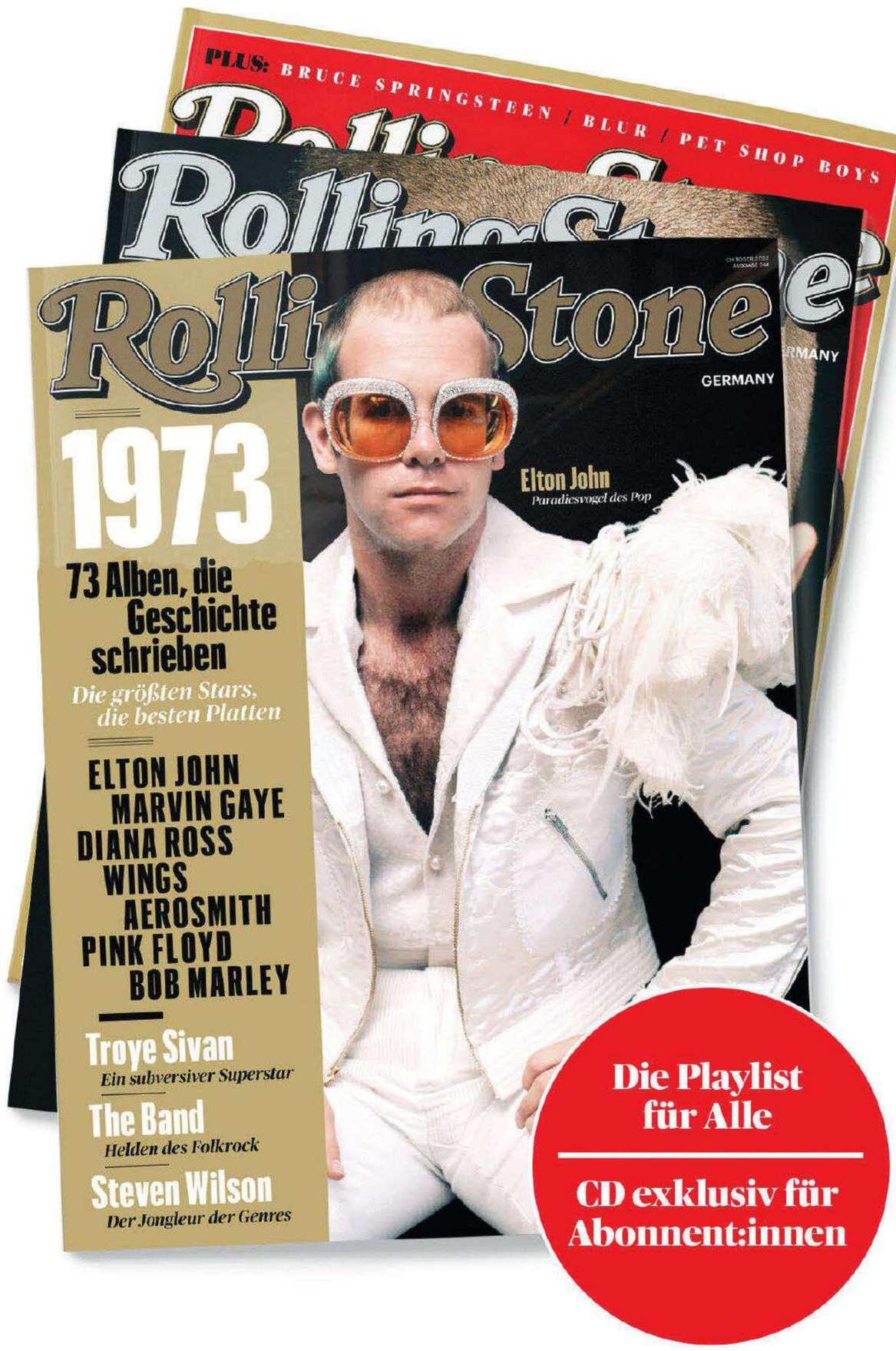
Es herrscht Sonderkonjunktur im deutschsprachigen Liedermacherwesen, bei Damen und Herren gleichermaßen ein Feuerwerk, was Namen und Veröffentlichungen anbetrifft. Da bleibt es nicht aus, dass das Prädikat „ganz okay“ längst nicht mehr ausreicht. Hier haben wir eine Hommage an die ostfriesische Küste, die für Rückzug, Seelenheil und geistiges Sichversenken steht. Ein Musiker mit Schweizer Wurzeln, der auf dem leuchtenden Pfad der Hamburger Schule wandelt. Der frühe Morrissey scheint durch, der Song „Bordeaux“ fühlt sich „miserable now“ wie weiland The Smiths. Auch bei Herrn Kiss wohnen Depression und Trost Tür an Tür. Man wünscht ihm alles Gute bei der Ochsentour durch die Clublandschaft. *(Dennis Kiss)*

RALF NIEMCZYK

Allison Russell
The Returner
★★★★☆

Groove als Selbstermächtigung: Großes Roots-Album

Es ist die Höhe der Kunstfeinheit, mit der die Songwriterin und Aktivistin Allison Russell auf *„The Returner“* diverse Roots-Spielarten zusammenführt. Dieses Album ist erst das zweite der Kanadierin – doch man meint, es sei ihr zehntes, so hoch sind die Souveränität und die Production Values. Folk, Jazz und Gospel: Russell kann mit ihrer enormen Stimme anscheinend überallhin, zum Beispiel bei „Springtime“, das von Streichern und Klarinetten bespielt wird. Die Eleganz von *„The Returner“* ist körperlich, Russell will tanzen. Der Groove, sagt sie, bringe das Selbst zurück in den Körper, Poesie und Rhythmus etwa beim Prince-artigen „All Without Within“ oder Spiritualität und überwältigendes Gefühl bei „Requiem“. Ein Album voller Würde und Stolz – und großartiger Songs. *(Fantasy)* **JÖRN SCHLÜTER**



Bequem nach Hause.

Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben ~~26,70 €~~ **9,95 €**

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter.
Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.DE/ SPEZIAL-ABO

Reissues

MASSE UND KLASSE

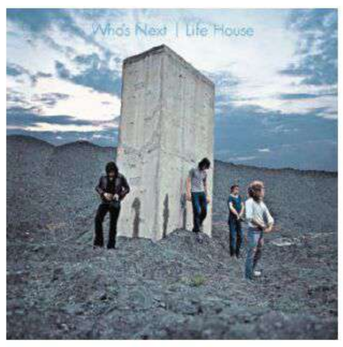
Der Rock-Monolith mit zahlreichen Demos, Outtakes und Live-Mitschnitten

Von ROBERT ROTIFER

The Who

Man sollte beim Hören dieses Boxsets vielleicht nicht mit den Discs 7 und 8 beginnen, aber der darauf festgehaltene Live-Mitschnitt eines Konzerts im Londoner Young Vic Ende April 1971 verewigt das Aufeinanderprallen von Triumph und Scheitern in selten gehörter Nacktheit. Auf der Bühne jenes damals gerade neu eröffneten Alternativ-Theaters steht eine der mächtigsten Bands der Welt, zwei Jahre nach ihrem Hit-Album *„Tommy“*, ein Jahr nachdem die ebenso gefeierte LP *„Live At Leeds“* ihren Ruf als bester Live-Rock-Act der Ära zementierte. Doch an diesem Abend spielen The Who nicht vor den gewohnten, dankbaren Massen, sondern in einem schütter gefüllten, kleinen Saal. Gerade haben sie sich durch „Behind Blue Eyes“, einen ihrer noch unbekannten neuen Songs, gekämpft, als Pete Townshend sich verbal mit einem „silly boy“ im Publikum anlegt, der ihn offenbar veräppelt hat. Nach „I Don’t Even Know Myself“ zündet der 25-jährige Rockstar sich zur Feier der Geburt seiner zweiten Tochter eine Zigarre an, als die Zwischenrufe wieder losgehen. „I’ve had more fucks than you’ve had, mate!“, zischt Townshend übers Mikro zurück. Wenn der junge Mann im Publikum ihn in Sachen Geschlechtsverkehr eingeholt habe, möge er sich wieder melden.

Dieser bisher ungehörte Moment ist deshalb so vielsagend, weil jene Reihe unangekündigter Gratiskonzerte im Young Vic doch eigentlich als Verwirklichung der edelsten Visionen des ambitionierten Songwriters gedacht gewesen war: „Lifehouse“, die Science-Fiction-Story einer totalitär beherrschten Welt, in der die Macht der Musik eine eingelullte Bevölkerung aus ihrer Trance befreit. „Der Mensch muss seine Kontrolle über Musik als Kunst oder Medienfutter aufgeben und ihr Freiheit erlauben“, hatte Townshend im „Melody Maker“ geschrieben. Elektronische Musik würde „der Spiegel der Masse statt das Werkzeug eines Individuums“ sein, Synthesizer sollten die Vibrationen der versammelten Menschen in Klänge übersetzen. „The hardware is the hero!“, erklärte er, Jahre bevor Kraftwerk genau diese Idee realisierten.



The Who

Who’s Next

UNIVERSAL

★★★★★

Doch was man auf diesem Mitschnitt statt der kollektiven „one note“ hört, von deren freiem Spiel Townshend in „Pure And Easy“ schwärmte, sind bloß präpubertäre Jungenstimmen, die nach „Substitute!“ und „My Generation!“ rufen.

Zum Zeitpunkt dieses letzten Young-Vic-Konzerts hatte der Visionär seine hochfliegenden Träume bereits aufgeben müssen. Sein Verhältnis zu Manager Kit Lambert war zerrüttet, der versprochene Film-Deal für „Lifehouse“ durchgefallen. In New York hatten The Who erste Versionen der Songs eingespielt, die, von ihrem Konzept befreit, zu *„Who’s Next“* werden sollten. In Mick Jaggers Landhaus Stargroves nahmen sie Anfang April ihre große Desillusionierungs-Hymne „Won’t Get Fooled Again“ auf, dann lieferten sie bis Ende Juni in den Olympic Studios mit Glyn Johns hinterm Mischpult den Rest ihres füllerlosen Klassikers ab, von „Baba O’Riley“ bis „Song Is Over“.

Dieses Boxset erzählt nun den Werdegang von *„Who’s Next“* samt ausführlichen Linernotes, bisher auf Releases wie *„Scoop“*, *„Odds & Sods“*, *„Lifehouse Chronicles“* und diversen Singles verstreuten Demos und Outtakes, unveröffentlichten oder uneditierten Versionen sowie dem Live-Mitschnitt vom 13. Dezember 1971 im Civic Auditorium in San Francisco. Ein halbes Jahr nach dem Young Vic waren dieselben holprigen Nummern zu bejubelten Stadionrock-Monstern gereift. Das egalitäre Experiment war gescheitert, doch The Who waren dafür nun größere Stars denn je. Die ewige Ironie der Rockgeschichte ist nie besser dokumentiert worden.

FOTO: GETTY IMAGES

U2

Zooropa

★★★★½

Das mutigste Werk der Iren, neu aufgelegt

Erstaunlich, dass eine der geschäftstüchtigsten Rock-Bands erst zwei große Deluxe-Editionen ihrer Klassiker („*Achtung Baby*“, „*All That You Can't Leave Behind*“) und eine kleinere („*The Joshua Tree*“) veröffentlicht hat und ausgerechnet ihr experimentellstes Werk, das nun sein 30. Jubiläum feiert, lediglich als LP mit zwei Bonus-Remixen (zu „Numb“ und „Lemon“) neu herausbringt. U2 lieben ihre mutigste Platte nicht. Dabei ist sie herausragend, wenn auch eher wegen ihrer Ideen denn als Summe der einzelnen Lieder.

Das Titelstück ist ihre Hommage an Bowies „Station To Station“, mit einem ähnlich beschleunigten Galopp ab der Songmitte, dazu ihr aus der Werbung geklautes, auf Deutsch vorgetragenes „Vorsprung durch Technik“-Zitat. „Dirty Day“ ist eine lyrische Verbeugung vor Bukowski, mit „The Wanderer“ schenken U2 Johnny Cash den alleinigen Gesang auf einer ihrer Kompositionen – wohlgemerkt, als der noch uncool war, kurz vor seinen „*American Recordings*“, und sogar als Finale ihres Zehn-Song-Reigens. „Stay (Faraway, So Close!)“ ist die Berlin-Hangover-Hymne, wie sie 1993 bestens gedeihen konnte in einer Stadt, in der alles möglich war, egal wie man am Morgen danach aussah. Im dazugehörigen Clip besteigt Bono, auf dem Höhepunkt seiner Potenz, die Siegessäule. Nur weil „*Zooropa*“ als „*Achtung Baby*“-Beiprodukt gedacht war und in mobilen Studios auf Tournee entstand, konnten U2 so kühn sein. Gut, dass sie sich nur sechs Wochen Zeit dafür ließen.

Es gab noch kein kommerzielles Internet, aber das Medienzeitalter der Frühneunziger, Overkill durch Satelliten-TV, beeinflusste Bono stark. Für ihn war Sarkasmus ein Ausweg. Er verkleidete sich als Mac-Phisto, verstellte seine Stimme. „With satellite television you can go anywhere.“ Aber wohin? Er sang über grünstichige Fernsehberichterstattung zum Golfkrieg, den Krieg in Jugoslawien, islamistische Hetze gegen Salman Rushdie … Und wir denken, erst heute geht's der Welt schlecht!

(Universal) **SASSAN NIASSERI**

Pharoah Sanders

Pharoah

★★★★☆

Ruhiges Werk aus dem Nachlass des Saxofonisten

Als „*Pharoah*“ 1976 veröffentlicht wurde, waren die Kritiken zunächst nicht gerade euphorisch. Man warf Sanders vor, zehn Jahre nach John Coltranes Tod vom Weg abgekommen zu sein und nun „in wässrige New-Age-Muzak abzudriften“. Ein unfaires Urteil, zumindest aus heutiger Sicht. Denn in gewisser Hinsicht ist „*Pharoah*“ der perfekte Nachfolger für Sanders' letztes Album, „*Promises*“, die federleichte Zusammenarbeit mit dem Electro-Musiker Floating Points und dem London Symphony Orchestra.

Wie viele große Alben des im vergangenen Jahr verstorbenen Saxofonisten ist auch „*Pharoah*“ ein spirituelles Werk. Sicher, es fehlen die leuchtenden Klangfarben des expressiveren Klassikers „*Karma*“. Dafür punktet das ursprünglich auf dem Avantgarde-Jazz-Label India Navigation erschienene Album mit einer ungewöhnlich diversen Besetzung. Der buddhistisch erleuchtete Gitarrist Tisziji Muñoz arbeitet auch heute noch nach dem Motto „Not entertainment, inner-attainment“, Organist Clifton Chase hat später „The Message“ von Grandmaster Flash & The Furious Five mit geschrieben und produziert. Sanders' Ehefrau Bedria, eine klassisch ausgebildete Pianistin, spielte das Harmonium – obwohl sie davor nie eines gesehen hatte.

Das 20-minütige „Harvest Time“ fließt dahin wie ein langer, ruhiger Fluss, ohne Schlagzeug oder Perkussion. Wie Stromschnellen blitzen gelegentlich funky Akzente auf oder man gerät als Hörer in einen wunderbar poetischen Bassstrudel. Sanders' Saxofon gleitet behutsam durch das angenehm zu hörende Treiben. „Go with the flow“ scheint das Motto gewesen zu sein – ein Meisterwerk in c-Moll und nur zwei Akkorden. „Love Will Find A Way“ ist deutlich rhythmischer, atmet mehr den Zeitgeist der Siebziger. Sanders' improvisierter Gesang ist hier geradezu euphorisch, sein Spiel zupackend, doch getragen wird das Stück von Muñoz' Gitarrenspiel. Als Bonus gibt es zwei Live-Versionen von 1977, eingespielt in einer komplett anderen Besetzung. *(Luaka Bop)* **JÜRGEN ZIEMER**

Supergrass

Life On Other Planets

★★★½☆

Das unterschätzte Sixties-Album der Britpopper

Das fröhlich in Klavier-Stakkato klimpernde „Grace“ wurde kein zweiter Hit wie das einstige, fröhlich in Klavier-Stakkato klimpernde „Alright“. Der schleichende – aber ungerechtfertigte – Niedergang von Supergrass war damit besiegelt. Als Reissue auf drei CDs samt Demos und Live-Songs erhält das 2002er-Werk der Britpop-Rebellen, das als Würdigung alter Gaz-Coombes-Helden konzipiert ist, selbst eine angemessene Würdigung. „Run“ ist eine kolossale Verbeugung vor dem Space Rock von Pink Floyd, das akustisch schrammelnde „Evening Of The Day“ wiederum zerfasert derart liebenswürdig ins Chaotische, als würden die Small Faces von Monty Python überfallen werden. Für zwei weitere, nicht minder gelungene Alben war danach noch Kraft.

(BMG) **SASSAN NIASSERI**

Ostzonensuppenwürfelmachenkrebs

Leichte Teile, Kleiner Rock

★★★½☆

„Hamburger Schule“-Meilenstein, jetzt auf Vinyl

Die Songs dieser Platte, die sich aus zwei EPs zusammensetzt, markierten für die Band um Sänger Carsten Hellberg nach vielen englischsprachigen Tracks und einer instrumentalen LP schon wegen seiner deutschen Diskurspoesie eine Rückbesinnung auf das, was gemeinhin unter dem Begriff „Hamburger Schule“ firmiert. Die war 1998 bereits erodiert oder auserzählt. Der Einstieg mit „Von Haus aus allein“ klingt aber gleich wie eine Wiederentzündung aller Themen, die diese bewusst kompliziert denkende Musikerschaft in jenem Jahrzehnt hervorgebracht hat. Die erste Plattenhälfte gehört zum Besten, was den Hamburgern in ihrer Karriere gelang. „*Leichte Teile, Kleiner Rock*“ gibt es nun erstmals auf Vinyl. *(Tapete)* **MARC VETTER**

Little Feat

Sailin' Shoes

★★★★½

Die beiden besten Platten von Lowell Georges Band

Bei der zweiten LP von Little Feat übernahm Ted Templeman die Rolle des Produzenten Russ Titelman. Templeman ließ allerdings Lowell George gewähren. Der hatte aus seiner Zeit mit den Mothers Of Invention künftige Evergreens wie „Willin'“ mitgebracht und entwarf bei den Sessions zu „*Sailin' Shoes*“ mit seinen unkonventionellen Vorstellungen von Blues etwa bei den Aufnahmen von „Cold, Cold, Cold“ und „A Apolitical Blues“ das Sounddesign für kommende Platten. Nachdem Roy Estrada sich verabschiedet hatte, weil er in Captain Beefhearts Magic Band seine Zukunft als Musikant sah, bedeuteten die drei neuen Musiker und die Transformation zum Sextett trotzdem kein Reset für Little Feat.

Mit sechs neuen Songs komponierte Lowell George mehr als die Hälfte für „*Dixie Chicken*“ (★★★★★). Wichtigere Beiträge als Bill Payne und der neue Gitarrist Paul Barrère lieferten Fred Tackett und Allen Toussaint. Letzterer prägte die Stimmung des Albums mit „On Your Way Down“ und dem gewissen Flair von New Orleans Rhythm & Blues ebenso stark wie der Titelsong. Sam Clayton an den Congas war der perfekte Kreativpartner für Drummer Richie Hayward, ihre Harmonie in „Fat Man In The Bathtub“ sorgte bei Konzertauftritten für Sternstunden.

Bei den Deluxe-Ausgaben der Platten wird einmal mehr klar, dass Little Feat allen Jam- und Jazz-Ambitionen von Bill Payne zum Trotz ein strikt songorientiertes Ensemble waren. Paynes mit Hayward komponierter „Tripe Face Boogie“ passierte die Qualitätskontrolle. Aber Instrumentals wie „Hot Rod“ (alias „Eldorado Slim“) tauchen weiter nur unter den Zugaben auf. Unerklärlich bleibt, wieso die noch von Templeman produzierte Country-Ballade „Doriville“ – wenngleich kein Klassiker wie „Willin'“ – es nie auf die LP schaffte. Dass der Titelsong erst mit Hilfe von Van Dyke Parks fertig komponiert wurde, verraten die Linernotes. Die exzellenten Neuüberspielungen sind klanglich komplett identisch mit denen der Japan-Remaster von 1989!

(Rhino) **FRANZ SCHÖLER**

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Sister Rosetta Tharpe
Up Above My Head
★★★½☆

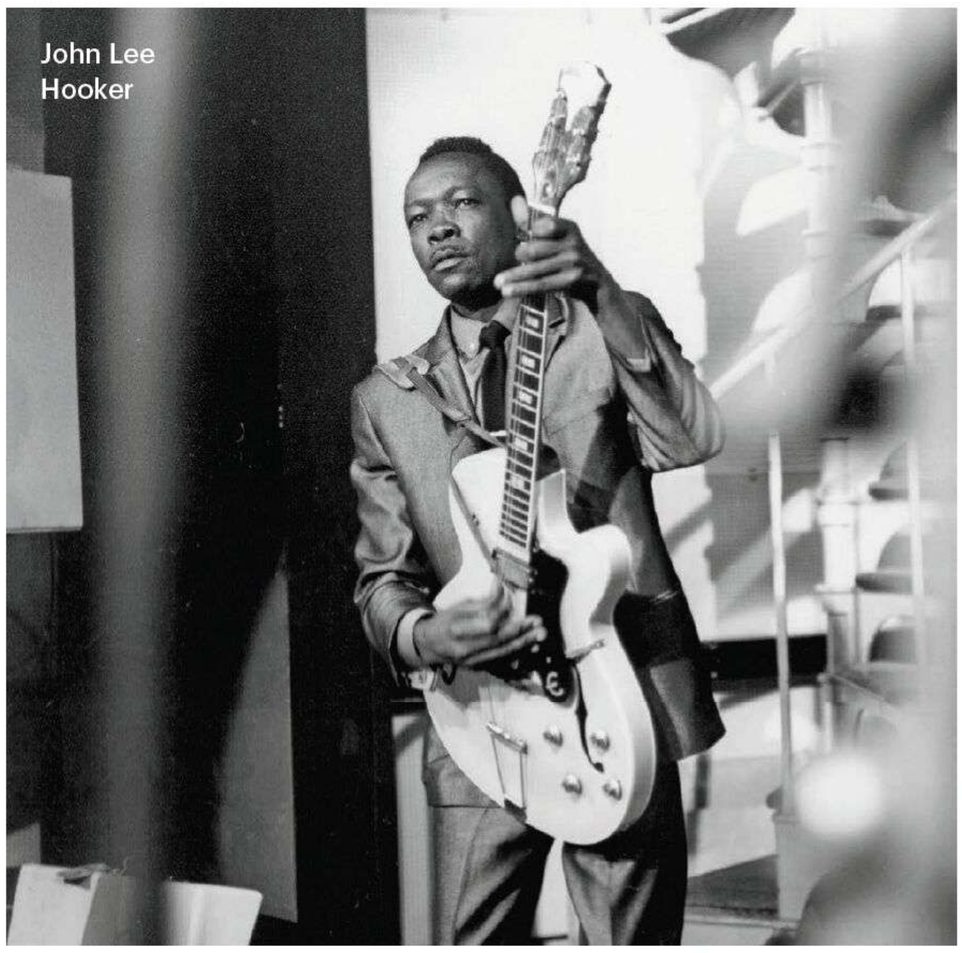
Geboren 1915 in Arkansas, verzückte Rosetta schon früh ein Publikum, das gekommen war, um gleichermaßen missioniert und unterhalten zu werden. Das jüngste Mitglied einer evangelikalen Wandertruppe wurde als „singing and guitar playing miracle" präsentiert und machte ab 1938 erfolgreich Plattenaufnahmen mit ihrem predigenden, rhythmisch agilen Gemisch aus Gospel und Rhythm & Blues, die ihr später den Beinamen „Godmother of rock and roll" eintrugen. Das Reissue umfasst 18 dieser Pioniertaten, limitiert auf 500 Exemplare. *(Destination Moon)*

Chuck Berry
Chuck Berry In Memphis
★★★☆☆

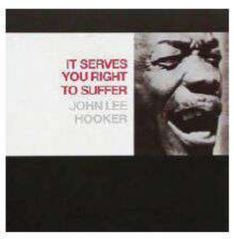
Zehn Jahre nach seinem Debütalbum und fünf Jahre vor der ultimativen Verblödung „My Ding-A-Ling" befand sich Chuck Berry auf dieser '67er-LP, seiner ersten für Mercury, nicht mehr auf der Höhe. Das ganze Genre schien abgemeldet und sollte sich erst zum Rockabilly-Revival Ende der Siebziger wieder etwas erholen. *„In Memphis"* stützte sich auf herkömmliches Blues-, Rock- und Pop-Repertoire, Session-Musiker wie Reggie Young und Bobby Emmons wussten zu überzeugen, Chuck himself stemmte sich tapfer gegen den Zeitgeist, immerhin. *(Elemental)*

John Mayall
Blues From Laurel Canyon
★★★★☆

Peter Green gastiert noch auf einem Track, „First Time Alone", doch hatte John Mayall seine Bluesbreakers da bereits aufgelöst, „to work in more of a solo capacity", wie er in den Linernotes erklärt. Inspiriert von einem dreiwöchigen Urlaub in Los Angeles entstand *„Blues From Laurel Canyon"* dann 1968 innerhalb von drei Tagen in den Decca-Studios von West Hampstead, ein transatlantisches Projekt mithin, der Britblues amerikanisiert. Gitarrist Mick Taylor „really shows his brilliance", so Mayall, und er hoffe, noch lange mit ihm arbeiten zu können. Daraus wurde bekanntermaßen nichts. *(Decca)*


John Lee Hooker

John Lee Hooker
It Serves You Right To Suffer
★★★★★



„It Serve You Right To Suffer" hieß John Lee Hookers bestes Album, als es 1966 erschien, ohne Fanfaren und ohne großes Echo, auf einem ausgewiesenen Jazz-Label: Impulse! In den Linernotes wird die Genre-Liaison erklärt. „Attention is given to the blues roots", steht da, „the fundamental sources of jazz life." Nicht zuletzt um diese gemeinsame DNA zu demonstrieren, bot Produzent Bob Thiele für die Session Jazz-Musiker aus New York auf: Gitarrist Barry Galbraith, Bassist Milt Hinton und Drummer Panama Francis.

Für dieses Trio waren Blues und Boogie zwar keine völlig fremden Idiome, doch verlangten sie ihnen schon ein wenig Fantasie ab. Als Hooker im Studio „Country Boy" anstimmte, empfahl er den Musikern, sich vorzustellen, zu Hause in einem bequemen Stuhl zu sitzen, „taking a coffee or something". Die Entfernung zwischen Mississippi und Manhattan fand auch sprachlich ihren Ausdruck, etwa im „it serve you" und dem grammatikalisch begradigten „it serves you", wobei beide Schreibweisen Gebrauch fanden, im Titel der Original-LP ohne -s, auf dem Cover mancher Reissues dann regelkonform. Hooker blieb davon unbeeindruckt, ganz im Einklang mit seinen Erinnerungen an den Geburtsort Clarksdale. Sein Geburtsdatum indes war ihm unbekannt, die betreffenden Dokumente verbrannt.

John Lee Hooker dürfte Ende vierzig gewesen sein, als er am 23. November '65 das von Thiele für einen Tag gebuchte Studio betrat. Zeit genug, um acht Tracks aufzunehmen, basierend auf Tunes, die bereits in diversen Versionen auf Labels wie Chess und Vee-Jay kursierten, nun aber in einem Kontext inszeniert, der Hookers Stimme enorme Präsenz verlieh und seiner Gitarre elementare Energie. Dabei trumpfen Hookers Riffs nie auf, seine Grooves üben einen eher sanften Zwang aus. Zu Songs, die von Einsamkeit wissen, vom Verlorensein, aber auch vom Überleben und spätem, unverhofftem Erfolg. Als sich viele Schwarze in Amerika vom Blues abwandten und zum Soul überliefen, wurden sie von einem vornehmlich weißen, intellektuellen Publikum ersetzt, das dem Blues bei Folk-Festivals huldigte. Und urplötzlich brannte auch die Weltjugend für die Musik alter schwarzer Männer aus dem Delta, inspiriert und aufgewiegelt von jungen Engländern mit langen Haaren. John Lee Hooker konnte es nur recht sein, seine jahrzehntelange Pionierarbeit zahlte sich nun endlich aus, auch wenn die hier nachdrücklich intonierte Version von Barrett Strongs schamlos materialistischem Begehr „Money (That's What I Want)" nahelegt, dass er sich ans Geldscheffeln noch nicht gewöhnt hatte.

Hookers Platte für Impulse! blieb seine einzige, leider. Das aktuelle Reissue (*„Serves"*) gibt es auf rotem Vinyl in passabler Qualität und preislich günstig, noch lieferbar ist die klanglich weit überlegene Edition (*„Serve"*) auf Analogue Productions (zwei LPs, 45rpm) zum doppelten Preis. *(Elemental)*

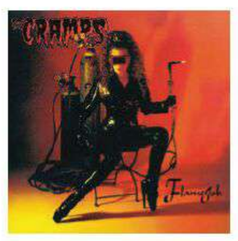
Willie Nelson
Phases And Stages
★★★★½

Ein Konzeptalbum über die konträren Gefühle einer mählichen Entfremdung und unausweichlichen Trennung, rein fiktiv und kein bisschen autobiografisch. Auf letztere Erklärung legte Willie Nelson besonderen Wert. Es geht um den Werdegang einer Scheidung und somit um ein universales Thema, das auf LP-Seite 1 aus der Sicht der Frau beleuchtet wird, rückseitig aus der Perspektive des Mannes, in superben Songs, die Nelson 1972 mit seiner Band unter der Ägide von Produzent Jerry Wexler aufnahm, in Muscle Shoals/Alabama. *(Atlantic)*

Biff Bang Pow!
The Girl Who Runs The Beat Hotel
★★★½☆

The Creation, jene britische Psychpop-Combo, die in der BRD erfolgreicher war als im UK, stand zuerst Pate für Alan McGees berühmtes Label, dann benannte er seine eigene Band nach einem ihrer Songs: Biff Bang Pow! Die ebenso Mod-motivierte, Jingle-Jangle-inspirierte und melodieselige Formation brachte gen Ende der Eighties ein halbes Dutzend famoser Singles heraus, und ihr zweites und bestes Album von 1987 wurde nun neu aufgelegt, indes nicht eins zu eins, vielmehr ohne Not um vier Cuts erweitert und gepresst auf weißem Vinyl. *(Last Night From Glasgow)*

The Cramps
Flamejob
★★★½☆



Sie haben gewiss bessere LPs gemacht, doch gibt es ja keine schlechten Platten von den Cramps. Auch *„Flamejob"*, ein Spätwerk von 1994, ergötzt mit Trashabilly deluxe und herrlich psychotischen Songs wie „Ultra Twist", „Let's Get Fucked Up" und „Naked Girl Falling Down The Stairs", um nur die hier vertretenen Singles zu nennen. Das nackte Mädchen wurde natürlich geschubst, gern hätte man den Film gesehen, für Spannung sorgt eingangs schon Lux Interiors Szenenbeschreibung: „Some girl drew a crowd by what she didn't wear." Die hohe Kunst der Dramaturgie. *(Music On Vinyl)*

FOTO: GETTY IMAGES

Codeine

The White Birch

★★★★½

Reissues zweier Alben und einer EP der Slowcore-Band

Es ist schwierig zu sagen, ob Codeine die vielleicht authentischste Vertonung depressiven Rauschens gelungen ist, aber mit ihrer radikalen Gemächlichkeit, ihrer sparsamen Instrumentierung, den existenzialistisch-verzweifelten Lyrics und einem Echohall, der den nasalen Gesang von Stephen Immerwahr wie ein Schwarzes Loch schluckt, haben die New Yorker die Grundfeste für das Slowcore-Genre eingetreten. Es ist nicht falsch, wenn man die Musik der Band, die es nicht einmal zu einer Handvoll Platten brachte, als Reaktion auf das nicht enden wollende Getöse der Underground-Musik der ausgehenden 80er-Jahre versteht.

„Frigid Stars LP“ (1990, ★★★★☆) stieg in dieser Zeit, in der Sonic Youth und Dinosaur Jr. das Maß aller Dinge der im Schleudergang rotierenden Independent-Rockmusik waren, wie ein außerirdisches Flugobjekt herab. Anders als bei ihren hochbegabten Epigonen von Low prallten hier hypnotische, doch schneidend schwere Songs wie „D“ (mit den direkt für die Tattoo-Nadel geschriebenen Zeilen „I want you to need me, not to feed me“) auf einen nicht abzuschüttelnden Post-Punk-Antrieb und einen dumpfen Rhythmus, der klingt, als würden die Songs langsamer abgespielt. Der Sound der Gruppe stagnierte dann auch bewusst, das Fenster war geöffnet. Das Debüt bleibt ein Tritt in die Magengrube. Die 1992 folgende EP „Barely Real“ (★★★★☆) ist hingegen eine feinmaschige Verdichtung der Ideen ihrer Anfangstage, die noch deutlicher der Sonnenfinsternis entgegenschweben.

Auf *„The White Birch“*, 1994 veröffentlicht und bereits der vorläufige Abschluss des Werks von Codeine, interessierte sich die Band für tristschöne Melodien und das Abstufen zwischen ruppigen Gitarrensequenzen und kristallklaren Akustiktupfern. Die Tempoverschleppung wich einer tranceartigen Dynamisierung von Klang. Der Einfluss von Slint ist dabei unüberhörbar. Zur Vinyl-Wiederveröffentlichung der Platten sei die digital erhältliche Raritäten-Kollektion *„When I See The Sun“* (2012) empfohlen. *(Numero)* **MARC VETTER**

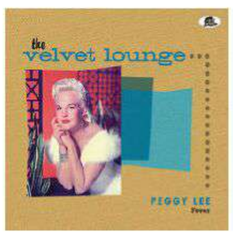
Blossom Dearie

Discover Who I Am: The Fontana Years, London 1966-1970

★★★★☆

Die englischen Alben und Raritäten der Jazz-Sängerin

Sie spielte Nachtclub-Jazz und Lounge-Klassiker am Klavier und sang mit mädchenhafter, manchmal frech-lasziver Stimme. Blossom Dearie, geboren in New York, lebte in den 50er-Jahren in Paris, kehrte in die USA zurück, bekam einen Vertrag von Verve und emigrierte 1966 nach London, wo sie zur Attraktion im Ronnie Scott's wurde. Dearie komponierte witzige, feine Songs über populäre Zeitgenossen – „Sweet Georgie Fame“ und „Dusty Springfield“ –, sang Jimmy Webbs „Didn't We“ und „Trains And Boats And Planes“ von Bacharach/David. Diese großzügig ausgestattete Compilation mit sechs CDs vereint ihre englischen Alben mit zwei Raritätensammlungen aus jener Zeit: leichthändig und charmant. *(Universal)* **ARNE WILLANDER**



Peggy Lee

The Velvet Lounge - Fever

★★★★½

30 fabelhafte Stücke der großen Sängerin

Von Songwriter-Koryphäen wie Paul McCartney, Randy Newman und Elvis Costello bewundert, hatte sich Peggy Lee für so viel Wertschätzung durch außerordentliche Qualitäten als Sängerin profiliert. Gelegentlich schrieb sie auch selber Ohrwürmer, etwa „I Love Being Here With You“. Vom Jazz-Oldie „Why Don't You Do Right“ und Cole-Porter-Standards bis zum Leiber/Stoller-Evergreen „Is That All There Is?“ waren viele ihrer Aufnahmen die den Maßstab setzenden Interpretationen. „Fever“ findet man in dieser Auswahl der Jahre 1948 bis 1962 im Studio-Original und als Live-Mitschnitt von 1961, ebenso den von ihr mit Victor Young für Nicholas Rays Meisterwerk „Johnny Guitar“ komponierten Titelsong in superbem Remastering. *(Bear Family)* **FRANZ SCHÖLER**

Hans-A-Plast

Hans-A-Plast

★★★½☆

Früher, wilder Frauenpunk aus Hannover

Das Hamburger Musikmagazin „Sounds“ bringt in der Mai-Ausgabe 1980 eine Titelgeschichte zum Thema „Frauen machen Musik“. Auf dem Cover posieren drei Protagonistinnen von Hans-A-Plast aus Hannover. Der Look mit Jeansjacke, Flohmarktsakko und Motorradlederhose wirkt noch unentschlossen. Eher Anti-AKW-Demo als Siouxsie Sioux. „Wenn Feministin sein heißt, sich eine lila Latzhose und dieses Zeichen anzuziehen, dann finde ich das echt blöde. Ich kann so Uniformen nicht ab“, wird Sängerin Annette Benjamin zitiert, die am meisten nach wilden neuen Zeiten aussieht.

„Hau ab, du stinkst, sieh lieber zu, dass du es bei deiner Alten bringst“, heißt es in einem Song vom Debütalbum der 1978 gegründeten Truppe (drei Frauen, zwei Männer). 13 Songs in Ramones-Tempo, darunter der Stakkato-Klassiker „Für 'ne Frau“ oder auch „Lederhosentyp“, wo ein Mackertyp sexoffensiv bedrängt wird – feministische Krawall-Lyrik à la Nina Hagen.

Der derbe gestrickte Stoff, einst veröffentlicht auf dem örtlichen Label No Fun, markiert die popkulturellen Übergangsjahre der alten Bundesrepublik: Die Hippie-Ära hallt noch mächtig nach, Punk und New Wave rumpeln sich aus der Nische. Hans-A-Plast aus der Stadt von Ernst August und den Scorpions sind damit für ihre Zeit vorn dabei – auch wenn sie von den Avantgarde-Schnöseln ihrer Ära eher unter dem Signum „Autonomes Zentrum“ abgeheftet worden sind.

Schon beim Nachfolger, *„2“*, war der Provo-Punk passé. Man experimentierte im Stile der Trends jener Frühachtziger: Freestyle Funk und Rhythmuswechsel zum No Wave. 1983 wiederum ist die Neue Deutsche Welle bereits ins Kraut geschossen. Wie viele deutsche Pionier:innen kamen sie mit der Kommerzialisierung nicht klar. Sie konnten weder Karstadt-Wave noch Deutschrock. So bleiben Lieder, bei denen es zwischen ungestümem Aufbruch und leisem Scheitern kein Jahrfünft dauerte. Zeitdokumente einer kurzen Zukunft. *(Tapete)* **RALF NIEMCZYK**

The Cure

Show

★★★☆☆

Wiederveröffentlichung des Live-Doppelalbums

Niemand sollte behaupten, dass Robert Smith nicht sexy ist. Aber die Lautstärkeabmischung der 1993 schon unrealistischen, weil exklusiv weiblich klingenden Publikumseuphorie erreicht auch im *„Show“*-Remaster schwer glaubwürdiges Beatlemania-Niveau. Cure-Fans können ausrasten – aber ganz sicher nicht so, und schon gar nicht so, wie es hier in Amerika passiert sein soll. Selbst weniger bekannte Stücke wie „Doing The Unstuck“ werden durch einen überfallartig eingeblendeten, kaum nachzuvollziehenden Wiedererkennungsjubel präsentiert, als wären solche Stücke die größten, sehnlichst erwarteten Hits, die es je zu hören gab. Was aber stimmt: The Cure waren vor dreißig Jahren so populär wie nie. Das *„Wish“*-Studioalbum machte sie in den USA zu Stars, wo Platz 1 aber leider durch Def Leppard blockiert wurde.

Auch die Welttournee sollte ihre bis dato erfolgreichste sein. Eine Aufnahme von einem Konzert, vor allem dessen parallelen Videomitschnitt daher in der Mehrzweckhalle eines Vororts von Detroit (in Auburn Hills) zu planen wirkt im Cure-Kontext recht blass – für „In Orange“ gingen sie 1986 schließlich in ein Amphitheater. Abgesehen vom Sound und der toten, wenig inspirierenden Kulisse aber ist *„Show“* ein beeindruckendes Showcase brillanter Pop-Langstrecken (auf „The Walk“ folgt „Let's Go To Bed“ folgt „Friday I'm In Love“ folgt „In Between Days“), versetzt mit dem wohl gewaltigsten Instrumental-Intro, das es nie auf ein Cure-Studioalbum geschafft hat („Tape“), und eingespielt in ihrer besten Besetzung: mit Porl Thompson und Boris Willams, die nach der Tour kündigten.

The Cure spielten live zeitweise mit drei Gitarren – ein Balanceakt, weil so etwas in den falschen Händen zum Muckertum führt, in „Open“ allerdings eine Offenbarung ist. Schade dennoch, dass die neue *„Show“*-Version erneut nicht, und anders als die Video-Veröffentlichung von 1993, das gesamte Konzert beinhaltet, also inklusive Zugaben wie „Why Can't I Be You?“, „Boys Don't Cry“ und „A Forest“. *(Universal)* **SASSAN NIASSERI**

Rolling Stone GUIDE

The Band & Robbie Robertson

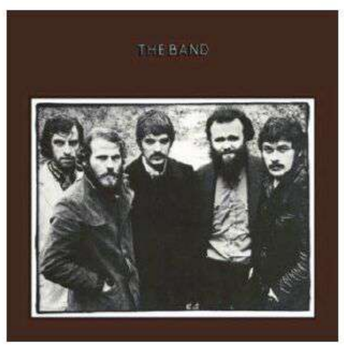
Ein Überblick über die Alben von Bob Dylans früherer Begleitgruppe – und die Platten ihres im August verstorbenen Gitarristen Robbie Robertson

Von HANNS PETER BUSHOFF und ARNE WILLANDER

Essenziell

The Band
Music From Big Pink
1968

Im Sommer 1968 veröffentlicht die Band, die sich nach Jahren als Begleitband von Ronnie Hawkins und später The Band nennt, das *„Big Pink"*-Album, benannt nach dem gemieteten Haus in den Catskills, in dem im Jahr zuvor die *„Basement Tapes"* entstanden sind. Mehrere Songideen aus diesen Sessions schaffen es auf das Album mit dem eigentümlichen pastoralen Sound, aber „The Weight" ist der Song, der zum Klassiker wird. In einem Umfeld von Psychedelia und Progressive Rock wirkt *„Big Pink"* wie aus der Zeit gefallen, archaisch und geheimnisvoll altertümlich. So etwas hatte man noch nie gehört. Roots-Rock und Americana beginnen hier.

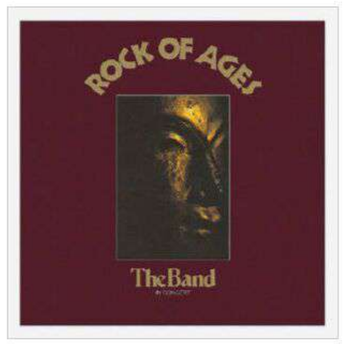


The Band
The Band
1969

Das zweite, schlicht *„The Band"* benannte Album bestätigt die Qualität des Quintetts, das auf stupende Art (zwei Keyboarder! ein singender Drummer!) verschiedene Musikstile wie Country, Folk-Rock, Blues und Gospel zu ihrem ureigenen Sound macht. Robbie Robertson festigt seine Position als primärer Songschreiber der Band. Songs wie „The Night They Drove Old Dixie Down", „Up On Cripple Creek" und „Across The Great Divide" definieren nach wie vor diese sehr amerikanische Spielart der Rockmusik. Elliott Landys Coverfoto gibt dem Album auch in optischer Hinsicht ikonische Bedeutung.

The Band
Stage Fright
1970

In nur zwölf Tagen wird *„Stage Fright"* im kleinen Playhouse Theater in Woodstock eingespielt, einem urigen Holzbau aus den 30er-Jahren, das gerade Spielpause hat. Im August 1970 steht die LP in den Läden, es ist die erste, die sie selbst produziert haben. Die Band ist erwachsen geworden, sie wohnt nicht mehr zusammen, ein paar haben Kinder. Sie sind in der „Ed Sullivan Show" aufgetreten, waren (ein Novum!) auf dem Cover des „Time"-Magazins. Der Erfolg hat sie verändert, ihr Sound und die Lyrics sind jetzt noch gravitätischer. Das Album kommt in den US-Charts bis auf Platz 5 und ist der bis dato größte kommerzielle Erfolg der Band.



The Band
Rock Of Ages
1972

Nach *„Stage Fright"* geht die Band auf eine ausgedehnte Tour, die sie im Frühjahr 1971 auch das erste Mal seit der Tournee 1966 mit Bob Dylan nach Europa bringt. Den Abschluss bildet eine viertägige Konzertreihe in der New Yorker Academy of Music. Ein Zusammenschnitt erscheint 1972 als Doppel-LP – Dylans Überraschungsauftritt wird bei späteren Editionen ergänzt.

Lohnend

The Band
Cahoots
1971

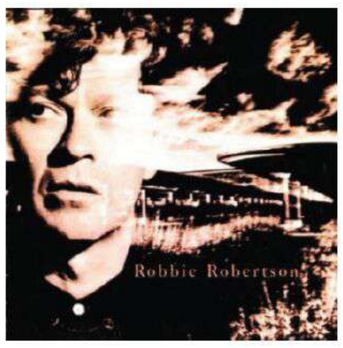
Levon Helm hat sich viel später darüber beklagt, dass Robertson allein als Autor von „The Weight" angegeben wurde. Robertson sagte: „Ich kenne ihn." Bei „Life Is A Carnival" werden auch Helm und Danko als Autoren angeführt. Aber „Shoot Out In Chinatown", „Last Of The Blacksmiths" und „Smoke Signal" sind natürlich unverkennbar Robbie Robertsons Lieder. Dazu Dylans „When I Paint My Masterpiece". Die Neuauflage enthält eine zweite CD mit einem Konzertmitschnitt von einem Auftritt im Olympia in Paris 1971. Eigentlich ein Bootleg.

The Band
Northern Lights – Southern Cross
1975

Robbie Robertson hat alle Songs allein geschrieben – und es sind einige der schönsten seiner Lieder darunter: „Ophelia", „It Makes No Difference", „Acadian Driftwood" und „Ring Your Bell". Es gibt aber keine Hinweise darauf,

FOTO: GETTY IMAGES

dass es The Band in einem Jahr nicht mehr geben würde – vermutlich Robbie Robertsons Entscheidung. Eine neue Edition von *„Northern Lights …“* (von 2001) enthält alternative Fassungen von „Twilight“ und „Christmas Must Be Tonight“.



Robbie Robertson
Robbie Robertson
1987

Daniel Lanois produzierte dieses erste Soloalbum, an dem neben Peter Gabriel auch U2 beteiligt waren, vielleicht etwas zu modernistisch im Stil von Gabriels *„So“*, das ein Jahr zuvor erschienen war. Der große Geschichtenerzähler Robertson hat hymnische Lieder wie „Broken Arrow“ und „Fallen Angel“ (für Richard Manuel) verfasst, aber magisch ist das gesprochene Storytelling von „Sonny Got Caught In The Moonlight“ und „Somewhere Down The Crazy River“. Mit einem etwas grellen Video zu „Crazy River“ trat Robertson ins MTV-Zeitalter ein – und gleich wieder aus.

Robbie Robertson
Storyville
1991

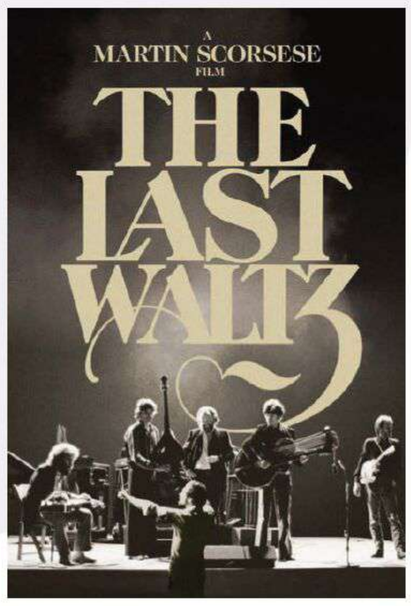
Robertsons gelungenste Songsammlung. „Storyville“ wird ein Stadtviertel von New Orleans genannt – naturgemäß ist es das Quartier, das Robbie Robertson am nächsten ist. Jerry Marotta spielt das Schlagzeug, die autochthonen Neville-Brüder und Garth Hudson unterstützen ihn bei einigen Songs. Der Mann aus dem Norden erzählte immer gern vom Süden, und hier ist er mit „Night Parade“, „Go Back To Your Woods“, „Resurrection“ und „Soap Box Preacher“ ganz bei sich und den Mythen und Sagen aus dem Dixieland.

FOTO: GETTY IMAGES

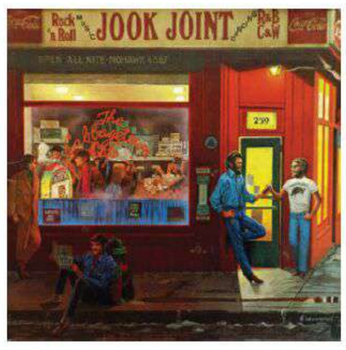
FILM

„The Last Waltz“

Der beste Konzertfilm aller Zeiten. Am Thanksgiving Day 1976 trat The Band im Winterland Ballroom in San Francisco zum letzten Mal (mit Robbie Robertson) auf, begleitet von Joni Mitchell, Eric Clapton, Dr. John, Van Morrison, Neil Young und Ronnie Hawkins. Zum Finale kam Bob Dylan auf die Bühne und alle Versammelten sangen „I Shall Be Released“. Martin Scorsese und sein Kameramann Michael Chapman filmten die Auftritte und Scorseses Befragungen der Musiker wurden dazwischengeschnitten. „It's an impossible way of life“, sagt Robbie Robertson.



Ergänzend



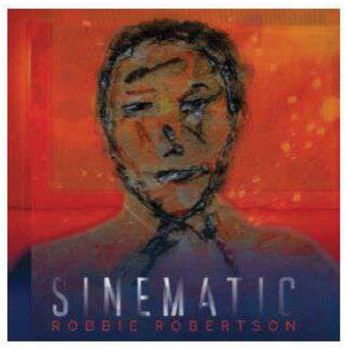
The Band
Moondog Matinee
1973

Eine wunderbare Anthologie von alten R&B-, Soul- und Rock'n'Roll-Songs von Allen Toussaint, Chuck Berry, Fats Domino, Jerry Leiber und Mike Stoller. The Band spielt Sam Cookes „A Change Is Gonna Come“! Und, bizarr, Anton Karas' Zither-Thema aus dem Film „Der dritte Mann“.

Robbie Robertson
How To Become Clairvoyant
2011

Eric Clapton spielte Gitarre auf dieser Platte und schrieb zudem einige Songs mit Robertson. Marius de Vries produzierte das kregle Album, auf dem auch Steve Winwood, Pino Palladino und Jim Keltner spielen. Letzter Song: „Tango For Django“.

Später



Robbie Robertson
Sinematic
2019

Inspiriert von Martin Scorseses Film „The Irishman“ (für den Robertson die Musik zusammengestellt hat), arrangierte er hier musikalische Fragmente, Gesänge und Atmosphärisches – daher der Titel. „I Hear You Paint Houses“ (eine Chiffre für Auftragsmorde) ist aber ein richtiger Song – und der ist im Abspann von „The Irishman“ zu hören. Die vorletzte gemeinsame Arbeit der Freunde Scorsese und Robertson.

Weitere Texte über The Band und Robbie Robertson solo finden Sie auf der Website rollingstone.de

Außerdem

Platten der anderen Band-Musiker

RICK DANKOs nach ihm selbst benanntes Arista-Album erscheint schon 1977, es ist das erste Solowerk eines Band-Musikers und gleichzeitig das einzige, auf dem sämtliche Band-Kollegen mit Gastauftritten vertreten sind. Aber nicht nur die: Eric Clapton, Ronnie Wood und Doug Sahm schauen ebenfalls bei den Aufnahmen vorbei. Dankos Zusammenarbeit mit Eric Andersen und dem norwegischen Singer-Songwriter bringt zwei ganz wunderbare Alben hervor (*„Danko/Fjeld/Andersen“*, 1991, und *„Ridin' On The Blinds“*, 1994), bei denen sie eigenes Songmaterial (Andersens „Blue River“) mit Covern wie Tom Paxtons „Last Thing On My Mind“ mischen. Nach Dankos Tod 1999 erscheinen noch etliche, zum Teil sehr schöne Live-Alben von ihm auf engagierten Kleinlabels.

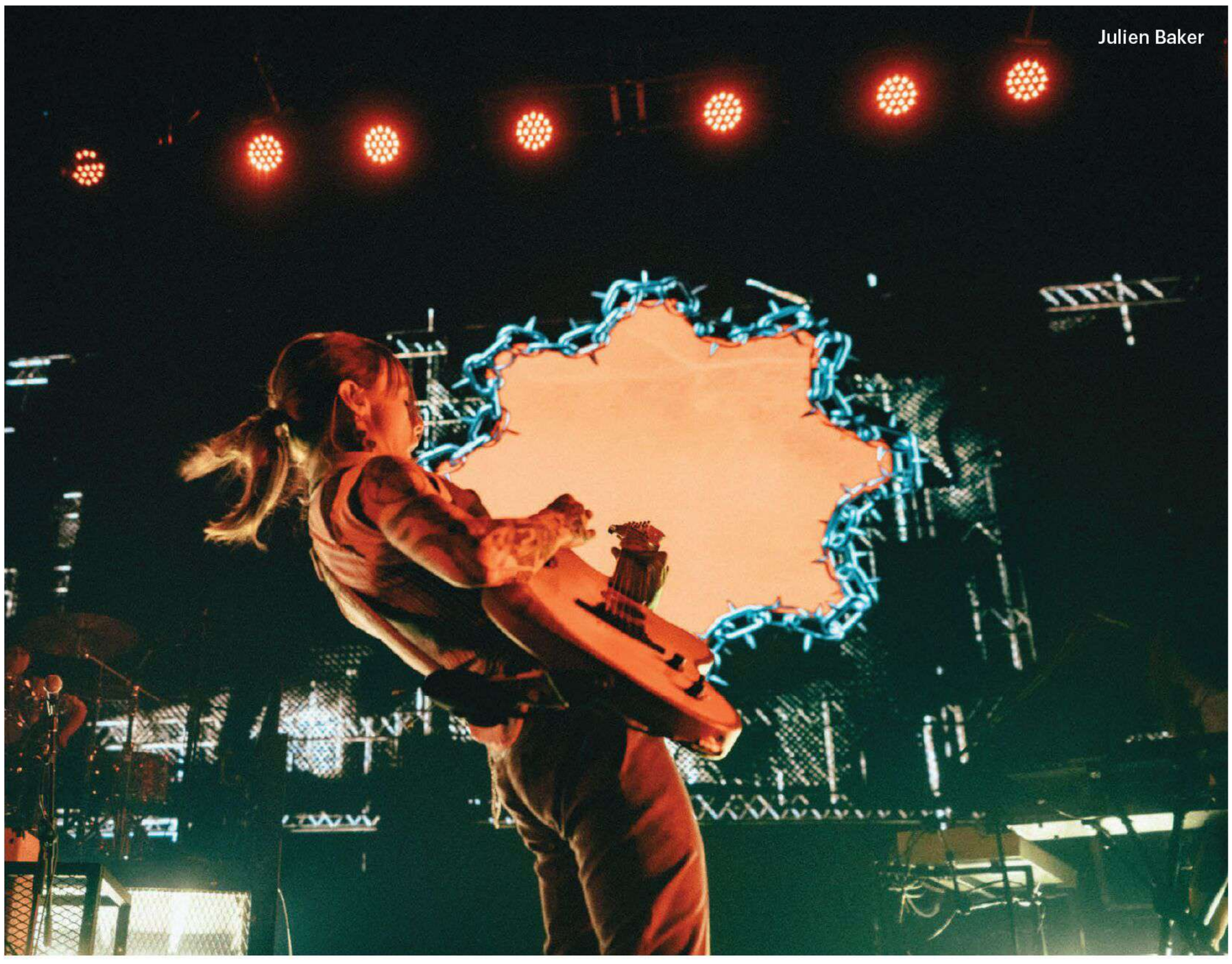
Obwohl **LEVON HELM** ebenfalls schon ab 1977 Solo-Aktivitäten vorzuweisen hat, etwa ein Album mit den RCO All-Stars (Dr. John, Paul Butterfield, Booker T. und anderen), sind es doch die späten Werke, die überzeugen: *„Dirt Farmer“* erscheint 2007 und überzeugt mit einer erstklassigen Besetzung (Larry Campbell und Teresa Williams, Helms Tochter Amy Helm) und durch eine clevere Songauswahl, die von A. P. Carter über Steve Earle bis zu Buddy und Julie Miller reicht. Helm wiederholt das Konzept 2009 noch einmal mit seinem letzten Album, *„Electric Dirt“*, diesmal mit Songs von Muddy Waters, Randy Newman und Jerry Garcia. 2011 folgt noch ein All-Star-Live-Album, *„Ramble At The Ryman“*, mit Sheryl Crow, John Hiatt und Sam Bush. Ein Jahr danach erliegt Levon Helm einem Krebsleiden.

Von Band-Keyboarder **RICHARD MANUEL** liegen lediglich drei posthum veröffentlichte Live-Mitschnitte vor. Am interessantesten vielleicht das 2005 erschienene Album *„Whispering Pines“*, hauptsächlich aufgenommen in einem kleinen Club nahe Woodstock im Herbst 1985. Ein paar Monate später stirbt der „Holy Madman“, wie sein Freund Eric Clapton ihn nannte, mit 42 Jahren: Er nimmt sich, von Dämonen getrieben, 1986 in einem Motel in Florida das Leben. Am Abend hat er seinen letzten Gig mit The Band gespielt.

GARTH HUDSON, das älteste und heute mit 86 Jahren das einzige noch lebende Mitglied der Band, hält sich, glaubt man den Berichten in den Medien, in den vielen Jahren nach Ende der Band-Karriere nur als gelegentlicher Sessionmusiker über Wasser. 2001 erscheint mit *„The Sea To The North“* ein erstes Soloalbum, aber interessanter ist das 2010 veröffentlichte The-Band-Tribute-Album *„A Canadian Celebration Of The Band“*, das er mit einigen befreundeten kanadischen Musikern wie Neil Young, Bruce Cockburn und den Cowboy Junkies eingespielt hatte. Seinen bis dato letzten öffentlichen Auftritt hatte der Mann, der seinen Eltern immer erzählt hat, er gehe zu Klassik-Proben, wenn er Ende der 50er-Jahre zum Rock'n'Roll mit Ronnie Hawkins das Haus verließ, im April dieses Jahres bei einem Konzert in Kingston/New York. Er spielte Duke Ellingtons „Sophisticated Lady“.

The Band

Konzerte



Julien Baker

ABENTEUER IM GURKEN-LAND

Die Supergroup der Stunde spielte vor ergebenen Fans ein professionelles Konzert

Von JAN JEKAL

Es gibt ein Problem mit der Gitarre. Phoebe Bridgers bricht den Song ab, reicht ihr streikendes Instrument einem Roadie. „Okay, worüber wollt ihr reden?“, fragt sie das Publikum. Ihre Bandkollegin Lucy Dacus greift die Anregung zur Pausenüberbrückung auf und erzählt, ziemlich aus dem Nichts, dass sie noch nie in ihrem Leben eine Gewürzgurke gegessen habe. „What the fuck?“, sagt Bridgers. „But you’re in Gurkenland!“, sagt Julien Baker, die Dritte der Supergroup. „Einmal haben mir Freundinnen Gewürzgurken in den Mund gelegt, als ich geschlafen habe“, erzählt Dacus, „in der Hoffnung, ich würde die dann essen.“ Bridgers hat sich mittlerweile die Ersatzgitarre umgeschwungen. „Anyway …“, sagt sie auf ihre Deadpan-Art, betont ernst. „Das nächste Lied handelt von meinem toten Hund.“

Man wünscht sich, es hätte häufiger Probleme mit den Gitarren gegeben. Denn bei dieser guten und durchgeplanten Show findet sich sonst kein Raum für Improvisationen, Scherze und Eigenarten. Mit ihrem Status als Rettung des Rock, als Konsensband unserer Zeit – „die Supergroup, die wir jetzt brauchen“, titelte auch dieses Magazin – geht offenbar eine Professionalisierung einher, bei der Spontaneität nicht mehr vorgesehen ist.

Boygenius beginnen, noch backstage und von einer Kamera gefilmt, a cappella in ein Mikrofon singend mit „Without You Without Them“. Dann brechen die E-Gitarren und die Drums los (die drei werden von einer vierköpfigen Band unterstützt), und sie spielen zwei ihrer rockigsten Songs, „$20“ und „Satanist“. Das Energielevel sinkt danach, mit „Emily I’m Sorry“ spielen sie das erste von vielen Liedern, die getragen, sentimental, sehnsüchtig sind, von dezenter Gitarren- und Klavierbegleitung und mit mehrstimmigem Harmoniegesang.

Das sehr junge, mehrheitlich weibliche und non-binäre Publikum ist euphorisch, viele singen jede Zeile mit. An einem Punkt werden die Aufnahmen einer Fan-Cam auf die Leinwand projiziert, die durch die Reihen überglücklicher Teenager schwenkt. Ihre Liebe ist echt – und bringt einige über die Grenzen ihrer körperlichen Belastbarkeit hinaus, mehrmals muss die Band das Konzert unterbrechen, damit in Ohnmacht gefallene Fans aus der Menge getragen werden können. Es ist dann ruhig in der Halle, die Lichter gehen an, alle warten, bis sich um die Geschwächten gekümmert wurde. „Ihr seid gute Freundinnen!“, sagt Bridgers.

Boygenius
Verti Music Hall, Berlin
★★★★☆

Einer der besten Momente kommt gegen Ende, als Bridgers „Letter To An Old Poet“ singt, ein hartes Lied über häusliche Gewalt, das auf einer Note der Emanzipation endet: „You made me feel like an equal/ But I’m better than you.“ Nach diesem intensiven Lied beginnen die befreienden Uptempo-Gitarren von „Not Strong Enough“, dem besten Song der Band. „Always an angel, never a god“, geht das Mantra des Lieds – Künstlerinnen, so kann man es wohl verstehen, werden lieber als Engel gesehen, als dass man ihnen göttliche Schöpfungskraft zugesteht. An diesem Abend drückt der ekstatische Applaus der 4500 Teenager ihre eindeutige Überzeugung aus: Diese Boys sind Götter.

„Ich fühle mich wie eine Streberin, wenn ich das so ankündige“, sagt Phoebe Bridgers ganz am Ende, „aber: Ich will gleich crowdsurfen. Und ich bin schon einmal fallen gelassen worden.“ Deshalb bittet sie die Leute, ihre Handys wegzulegen und für sie gewappnet zu sein. Das nächste Gitarrensolo kommt, sie legt sich auf die vorderen Reihen und wird auf Händen getragen. Dacus und Baker betrachten sie vom Bühnenrand, wie sie über den Köpfen ihr ergebener Menschen durch die Halle schwebt, und werfen ihr Kusshände zu.

FOTO: LENNY ROTHENBERG

Scooter

Sylt Open Air, Flughafen Westerland

★★★★★

ZU EINEM HÖHEPUNKT DIESES Konzert- und Festivalsommers kam es auf dem Gelände des Flughafens Westerland auf der Insel Sylt. Hier bot der ostfriesische Texter und Komponist Hans Peter Geerdes eine umfassende Werkretrospektive dar. Geerdes, der auch unter dem Namen H.P. Baxxter auftritt, spielte sich mit seiner Gruppe Scooter durch sein dreißigjähriges Schaffen, von frühen Erfolgen wie „Hyper Hyper“ über Klassiker wie „Maria (I Like It Loud)“ oder „How Much Is The Fish?“ bis zu seiner sprachgewaltigen Aufarbeitung des ersten Corona-Jahrs aus dem Jahr 2020 mit dem Titel „FCK 2020“. Der Flughafen Westerland war zuletzt Anfang Juni in den Schlagzeilen, als Angehörige der Öko-Bewegung Letzte Generation dort parkende Privatflugzeuge mit oranger Farbe bekleckerten. Wenig später landete dann auch noch der ehemalige Rockstar Jon Bon Jovi, aus Hamburg kommend, mit seinem Privatflugzeug dort, um anschließend im Sylter Restaurant Sansibar seinen neu kreierten Roséwein Hampton Water zu präsentieren.

Die Letzte Generation und Jon Bon Jovi haben die Insel inzwischen wieder verlassen. Dafür sind die Punks zurück, die im vergangenen Jahr für Aufsehen sorgten, als sie in der Fußgängerzone von Westerland ein wildes Zeltlager aufschlugen. Diesmal kampieren sie in ihren Zelten auf Plätzen, die ihnen von der Kurverwaltung zugewiesen worden sind, und zwar in Tinnum, dem schäbigsten Ort auf der Insel, in dem sogar ein Aldi-Markt steht. Die Shuttlebusse, die das Scooter-Publikum vom Bahnhof Westerland zum Konzertgelände bringen, fahren direkt an den Zelten vorbei. Die davor sitzenden Punks winken den Scooter-Fans freundlich zu. Die Scooter-Fans winken aus den Bussen freundlich zurück.

„Waste Your Youth“ heißt ein Titel von Scooter, der auch an diesem Abend aufgeführt wird. Das lässt sich natürlich als Hommage an die Punk-Bewegung begreifen. Beim Konzert fällt das jugendliche Alter der Hörerinnen und Hörer ins Auge. Die meisten von ihnen sind um die zwanzig, während Hans Peter Geerdes nächstes Jahr sechzig wird. Seine Fans könnten also im Alter seiner Enkelkinder sein oder in dem seiner aktuellen Lebensgefährtin. „Techno is back“ prangt als Schriftzug über der Bühne. Tatsächlich erfreuen sich die von Scooter in den 90er-Jahren etablierten musikalischen Mittel beim nachwachsenden Pop-Publikum generell wieder großer Beliebtheit: die elektronisch erzeugten Hau-drauf-und-Schluss-Rhythmen und die darüber gehupten Fanfaren, die imperativisch vorgetragenen Texte („Always Hardcore“!) und die dahinter hochgeschwind piependen Chöre, wie Backenhörnchen auf Speed. Nachfrage bei einem neben mir stehenden Teenager-Mädchen: Klingt diese Musik nicht ganz schön retro für dich? Antwort: Der Typ ist natürlich retro, weil er so alt ist, aber die Musik finde ich mega-now!

„Techno is back“ prangt als großer Schriftzug über der Bühne

Auch ein paar ältere Fans sind natürlich zugegen. In der VIP-Lounge trifft man zudem das Sylter Stammpublikum und kann darüber staunen, wie viele Gunter-Sachs-Lookalikes es immer noch gibt und wie viele misslungene Schönheitsoperationen. Vor der Bühne hüpfen 7500 Zuschauerinnen und Zuschauer zwei Stunden lang, werfen die Arme ruckartig in die Luft und zeigen der Band ihre steif nach vorn gerichteten Handflächen – ein wundervolles Bild des Friedens und der Harmonie, oder wie es in dem weiterhin denkwürdigen Scooter-Stück „FCK 2020“ heißt: „First we save the rave/ Then we save the world.“

JENS BALZER

Element Of Crime

Berlin

★★★★½

WIR SIND ALLEINE/ UND WIR sind zwei/ Wir haben alles, was wir brauchen, dabei/ Und das ist gut, denn die Zeiten werden wilder.“ Es ist der perfekte Beginn für ein Konzert von Element Of Crime, auch wenn die ja eigentlich zu sechst sind auf der Bühne. Sie haben auf jeden Fall alles dabei, was man braucht, um glücklich zu sein trotz allem.

Gleich fünfmal treten sie in dieser Woche in Berlin auf, um genug Material zu sammeln für einen Dokumentarfilm, den Charly Hübner über die Band dreht. Sie fangen im kleinen Privatclub vor 250 Leuten an, wo das Wasser von den Wänden läuft, im Lido ist es ähnlich heiß, im SO36 fällt dann sogar jemand um, das kann auch die Euphorie gewesen sein. Im Admiralspalast geht es etwas gesitteter zu, dafür ist dort das Bühnenlicht spektakulär, und in der Zitadelle Spandau spielen sie in den Sonnenuntergang hinein.

Die Orte steigern sich also von klein nach groß, doch die Band tangiert das kaum. Sie sind ihre eigene Welt, sobald die drei Männer zusammenkommen, die ihren Kern bilden. Nichts gegen Saxofon, Akkordeon und Bass, wichtig für die Atmosphäre, aber unentbehrlich sind hier neben Regener natürlich Gitarrist Jakob Ilja und Schlagzeuger Richard Pappik. Die beiden werden oft unterschätzt, weil das Hauptaugenmerk auf dem Sänger/Texter/Trompeter liegt, dabei wäre das ohne sie alles nichts. Seit Charlie Watts tot ist, sitzt niemand so elegant hinterm Schlagzeug wie Pappik, der das Fundament liefert und es niemals nötig hat, sich wichtigzutun. Für „Vier Stunden vor Elbe 1“ kommt er einmal mit der Mundharmonika nach vorne, verschwindet beim Applaus allerdings schon wieder im Halbdunkel. Ilja hat für jedes Stück die richtigen, gleichzeitig mächtigen und unaufdringlichen Gitarrensounds.

Nun wäre es für Element Of Crime leicht, sich auf ihren Lorbeeren auszuruhen, doch sie sind keine Typen für Greatest-Hits-Getingel. Die Gemütlichkeit, die ihnen manchmal vorgeworfen wird, weil ihre Lieder sich nach fast vierzig Jahren etwas ähneln, ist auf der Bühne nicht zu spüren. Hier liegt wohl ein generelles Missverständnis vor (das wir ja von AC/DC kennen): Der Sound von Element Of Crime ist einfach so einzigartig, dass sie immer sofort zu erkennen sind und es keine Epigonen gibt. Sie bleiben unkopierbar. Welche andere deutsche Band kann das von sich sagen?

Jeden Abend spielen sie neun Lieder vom neuen Album *„Morgens um vier“* – das ist schon mal mehr als ein Drittel der Setlist, und alle werden genauso gefeiert wie die Klassiker. Natürlich geht es dann doch nicht ohne das für alle Ewigkeit allerallerbeste „Weißes Papier“, und auch „Und du wartest“ und „Draußen hinterm Fenster“ haben nichts von ihrem Zauber verloren, und kurz vor Schluss hauen sie noch „Geh doch hin“ raus. Zwischendurch rehabilitiert Regener das selten gewordene Wort „Zausel“ und Johannes Mario Simmel, in den Songtexten ist die Dichte an Schweinen und Idioten gewohnt hoch, es ist ein einziges Fest. Für Menschen, die wissen, was Sehnsucht ist, kann es keine bewegendere Musik geben. Für alle, die darauf warten, dass jemand ihr Herz repariert, sind das Abende, an denen das machbar scheint.

BIRGIT FUSS

Sven Regener

FOTO: NOEL RICHTER

Sleaford Mods
Das Duo aus Nottingham überzeugt seit Jahren im Spannungsfeld von Electro-Punk und HipHop.
www.fkpscorpio.com

16.10. **Frankfurt**, Batschkapp
18.10. **Köln**, Carlswerk
19.10. **Hamburg**, Große Freiheit 36
21.10. **Berlin**, Columbiahalle
24.10. **Leipzig**, Täubchenthal
28.10. **München**, Tonhalle

High South
Die satzgesangversierten Country-Rocker feiern den zehnten Geburtstag ihres Debütalbums, „*Now*“.
www.highsouthofficial.com

29.09. **Wredenhagen**, Scheune
30.09. **Singwitz**, Kesselhaus
01.10. **Berlin**, Frannz

Devendra Banhart
Neben seinen musikalischen Aktivitäten als Psychedelic-Folk-Singer-Songwriter sind die Zeichnungen des amerikanisch-venezolanischen Künstlers in den Galerien der Welt zu sehen.
www.bta.com

25.11. **Berlin**, Passionskirche
26.11. **Hamburg**, Kampnagel

Ida Mae
Das in Nashville lebende britische Duo verbindet Folk, Americana und Rock.
www.fkpareaone.de

07.11. **München**, Strom
09.11. **Berlin**, Badehaus

Teenage Fanclub
Kurt Cobain und Liam Gallagher kürten sie zur besten respektive zweitbesten Band der Welt.
www.target-concerts.de

24.10. **München**, Kranhalle
25.10. **Berlin**, Heimathafen
26.10. **Hamburg**, Nochtspeicher
27.10. **Köln**, Kulturkirche

PiL
In Anspielung auf den Titel ihres neuen Albums geht die Band um John Lydon auf ihre „End Of World Tour“.
www.contrapromotion.com

02.10. **Köln**, Kantine
06.10. **Stuttgart**, Im Wizemann
08.10. **Hamburg**, Gruenspan
15.10. **Berlin**, Metropol

RS PRÄSENTIERT

Dinosaur Jr.

ROLLING STONE Beach

Mit Dinosaur Jr., The Notwist, Lee Fields, Bob Mould, Andy Frasco & The U.N., The Lathums, Fehlfarben, Charlotte Brandi, Been Stellar, Coach Party, Die Nerven, Eagle And The Men, Ewan Mainwood, Girl And Girl, Girl Scout, Goose, Ida Mae, Medium Build, Pillow Queens, Shred Kelly, Steph Strings, Tristan Brusch, Will Butler + Sister Squares u. a.

www.rollingstone-beach.de

10./11.11. Ferienpark Weissenhäuser Strand

Arab Strap
Seit der Wiedervereinigung 2016 erlebt das visionäre schottische Slowcore-Duo seinen zweiten Frühling.
www.powerline-agency.com

05.11. **Stuttgart**, Im Wizemann Studio
06.11. **Köln**, Luxor
07.11. **München**, Rote Sonne
08.11. **Berlin**, Lido
09.11. **Leipzig**, Heilandkirche
10.11. **Hannover**, Café Glocksee

Black Country, New Road
Nach dem Ausstieg von Sänger Isaac Wood steht nun neue Musik, jenseits der ersten zwei Alben, im Fokus.
www.powerline-agency.com

13.10. **Berlin**, Festsaal Kreuzberg
20.10. **Hannover**, UK Sessions / Pavillon
29.10. **Köln**, Kantine

Calexico
Amerikanischer und mexikanischer Folk und Wüsten-Rock in Lauergeschwindigkeit lässt sich wieder live erleben.
www.schoneberg.de

27.10. **München**, Isarphilharmonie
28.10. **Berlin**, Theater des Westens
29.10. **Hamburg**, Laeiszhalle
30.10. **Köln**, Philharmonie

Lee Fields
Seinen Spitznamen Little JB bekam der 73-jährige Soul-Sänger aufgrund stimmlicher Ähnlichkeiten zum großen James Brown.
www.fkpscorpio.com

06.11. **Leverkusen**, Jazztage
08.11. **Aschaffenburg**, Colos-Saal
09.11. **Worpswede**, Music Hall
12.11. **Karlsruhe**, Tollhaus

FOTO: FKP SCORPIO

Wednesday

Die Band aus Asheville/North Carolina frönt dem Alternative Rock und Shoegaze-Sounds – allerdings mit Lap-Steel und einem Fuß im Country.
www.puschen.net

28.10. **Hamburg**, Molotow
30.10. **Berlin**, Frannz Club
01.11. **Köln**, Bumann & Sohn

Dexys

Auf dem Spielplan stehen neben dem neuen Album, *„The Feminine Divine“*, natürlich auch die Hits von *„Searching For The Young Soul Rebels“* und *„Too-Rye-Ay“*.
www.bta.com

02.10. **München**, Muffathalle
04.10. **Berlin**, Admiralspalast
05.10. **Hamburg**, Kampnagel
12.10. **Dortmund**, Konzerthaus

James Yorkston & Nina Persson

Die Cardigans-Sängerin und der schottische Liedermacher kehren zurück.
www.bseliger.de

19.10. **Dresden**, Beatpol
20.10. **Weinheim**, Café Central
21.10. **Frankfurt**, Brotfabrik
22.10. **Reutlingen**, franz.K
23.10. **CH-Zürich**, El Lokal

King Krule

Archy Ivan Marshall, besser bekannt unter seinem Künstlernamen King Krule, versteht sich auf die stilistische Fusion von Post-Punk, Jazz und Dark Wave.
www.goodliveartists.com

21.10. **Köln**, Carlswerk Victoria
26.10. **Berlin**, Columbiahalle

Nick Waterhouse

Nach einem intimen Berliner Club-Gig im Mai läutet der Kalifornier seine R&B-Renaissance hier nun im großen Stil ein.
www.wizpro.com

06.11. **Berlin**, Huxleys

FOTOS: GOODLIVEARTISTS, LEWIS EWANS

Inhaler

Zuletzt im Vorprogramm der Arctic Monkeys zu bewundern, geben die Iren nun selbst den Headliner.
www.fkpscorpio.com

07.10. **Berlin**, Astra Kulturhaus
16.10. **München**, Theaterfabrik
18.10. **Hamburg**, Grosse Freiheit 36
19.10. **Köln**, Live Music Hall

Noel Gallagher's High Flying Birds

Den Höhenflug seiner Post-Oasis-Formation setzt Noel Gallagher im November mit einem Konzert fort.
www.schoneberg.de

06.11. **Düsseldorf**, Mitsubishi Electric Halle

Coach Party

Die Indie-Punk-Band um Sängerin und Bassistin Jess Eastwood und Gitarristin Steph Norris stammt von der Isle of Wight.
www.fkpscorpio.com

06.11. **Wiesbaden**, Schlachthof
07.11. **Köln**, MTC
09.11. **Berlin**, Privatclub

Weyes Blood

Die als Natalie Laura Mering geborene Künstlerin versteht sich auf somnambule Balladen und Kammerpop.
www.puschen.net

06.11. **Berlin**, Astra Kulturhaus

Lloyd Cole

Bei diesem exklusiven Konzert stellt Cole sicher auch Material von seinem neuen Album, *„On Pain“*, vor.
www.contrapromotion.com

02.11. **Köln**, Theater am Tanzbrunnen

Fehlfarben

Die deutschen Post-Punk-Vorreiter melden sich auf der Bühne zurück. Zudem wird ihr gefeiertes Album *„Handbuch für die Welt“* erstmals auf Vinyl erscheinen.
www.atatak.com

08.11. **Wuppertal**, Die Börse
09.11. **Rüsselsheim**, Das Rind
22.11. **Hamburg**, Fabrik
24.11. **Hameln**, Sumpfblume
25.11. **Lugau**, Landei
27.11. **Halle (Saale)**, Steintor Varieté
28.11. **Erfurt**, Kalif Storch
30.11. **Rostock**, MAU Club
01.12. **Dresden**, Reithalle Straße E

Jochen Distelmeyer

In exklusivem und intimem Rahmen präsentiert der Blumfeld-Sänger auf seiner Solo-Akustik-Tour Songs aus allen Phasen seines weitreichenden und außergewöhnlichen Schaffens.
www.buback.de

09.11. **München**, Amerikahaus
10.11. **A-Ambach**, Vereinshaus
11.11. **A-Ebensee**, Kino
12.11. **A-Graz**, Orpheum
14.11. **A-Wien**, Rote Bar Volkstheater Wien
15.11. **A-Baden**, Cinema Paradiso
16.11. **A-St. Pölten**, Cinema Paradiso
18.11. **Magdeburg**, Moritzhof
20.11. **Münster**, LWL Museum
21.11. **Bielefeld**, Heimat + Hafen
22.11. **Oberhausen**, Ebertbad
23.11. **Köln**, Kulturkirche
25.11. **Schorndorf**, Manufaktur
27.11. **Darmstadt**, Centralstation
28.11. **Trier**, Tufa

Erdmöbel

Zur klassischen Rock-Besetzung kamen im Laufe der Zeit Bläser und elektronisches Instrumentarium hinzu. Ihre speziellen Weihnachtskonzerte gelten außerdem als legendär.
www.msk-live.de

02.12. **Mannheim**, Theaterhaus G7
07.12. **Münster**, Friedenskapelle am Friedenspark
08.12. **Unna**, Lindenbrauerei
09.12. **Freiburg**, Jazzhaus
15.12. **Zwickau**, Alter Gasometer
16.12. **Berlin**, Lido
17.12. **Frankfurt**, Brotfabrik
21.12. **Köln**, Gloria
22.12. **Hamburg**, Knust

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG

Florian Christl & Ensemble
08.10. Köln, Stadtgarten
10.10. B, Heimathafen Neukölln

Far Caspian
09.10. Hamburg, Nochtwache
10.10. Berlin, Kantine am Berghain
12.10. Köln, Artheater

Jahneration
24.10. Berlin, Privatclub

The Grogans
24.10. Frankfurt, Sankt Peter Café

Von Wegen Lisbeth
31.10. Frankfurt, Batschkapp

Sparkling
02.11. Münster, Gleis 22
03.11. HH, Uebel und Gefährlich
04.11. Berlin, Marie Antoinette
06.11. München, Milla
07.11. Mainz, Schon Schön
08.11. Köln, Gebäude 9

Sarah Klang
05.11. Berlin, Badehaus

DeWolff
08.11. Köln, Kulturkirche

The Bones Of J.R. Jones
14.11. Köln, Jaki

Odie Leigh
22.11. Berlin, Badehaus

Jupiter Jones
15.12. Köln, Kantine

Erdmöbel
16.12. Berlin, Lido
21.12. Köln, Gloria

Pohlmann
12.01. Köln, Kulturkirche

Slowdive
18.01. Köln, Live Music Hall

Charlie Cunningham
13.02. Hannover, Pavillon
16.02. D, Robert-Schumann-Saal
18.02. Karlsruhe, Tollhaus
19.02. Erlangen, Redoutensaal
21.02. Lörrach, Burghof

Rhiannon Giddens
18.02. Berlin, Lido
19.02. Köln, Kulturkirche

Say Yes Dog
29.02. München, Strom
09.03. Berlin, Festsaal Kreuzberg

Chilly Gonzales
24.03. München, Isarphilharmonie
06.05. Frankfurt, Alte Oper

Jon And Roy
04.04. Berlin, Lido
17.04. Frankfurt, Das Bett
18.04. Köln, Stadtgarten

Les Yeux D'La Tete
17.04. Köln, Gloria

Dota
24.04. Köln, Gloria

Big Joanie
11.10.23 Köln
13.10.23 Berlin
14.10.23 Wiesbaden

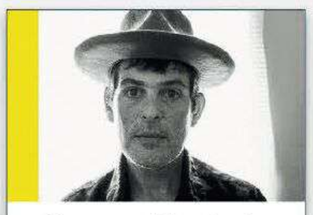
Husten
14.10.23 Köln
15.10.23 Frankfurt
19.10.23 München

Calexico
27.10.23 München
28.10.23 Berlin
29.10.23 Hamburg
30.10.23 Köln

Benjamin von Stuckrad-Barre
01.11.23 Berlin
09.11.23 Münster
14.11.23 Köln

Noel Gallagher´s High Flying Birds
06.11.23 Düsseldorf

Amistat
08.11.23 Ulm
09.11.23 Heidelberg
10.11.23 Münster
14.11.23 Hannover
15.11.23 Magdeburg
16.11.23 Dresden


Gregory Alan Isakov
04.12.23 Köln
05.12.23 Hamburg
06.12.23 Berlin

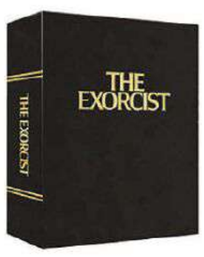
The Rural Alberta Advantage
10.12.23 Köln
11.12.23 Hamburg
12.12.23 Berlin

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

KAUM ZU GLAUBEN

William Friedkins Horror-Meisterwerk feiert seinen 50. Geburtstag

Von SASSAN NIASSERI



The Exorcist: 50th Anniversary

Linda Blair

Regie: William Friedkin

WARNER, AB 20.10.

★★★★★

Die besessene Regan (Linda Blair) presst den Kopf der Mutter gegen ihre blutende Vagina, in die die Zwölfjährige zuvor ein Kruzifix gerammt hat. Es soll 1973 entsetzte Kinogängerinnen gegeben haben, die wegen dieser Szene Fehlgeburten erlitten. Vielleicht ein Mythos, wie jener, dass Regisseur William Friedkin, der in diesem August im Alter von 87 Jahren verstorben ist, seine Schauspieler ohrfeigte oder mit einem Revolver rumballerte, um von ihnen aufgewühlte Darstellungen zu erzwingen.

Aber wie zuvor Polańskis „Rosemary's Baby" oder Romeros „Nacht der lebenden Toten" erspürte auch „Der Exorzist" die Angst der Eltern vor ihren nach (sexueller) Befreiung strebenden Kindern. „Du siehst so erwachsen aus!", sagt Chris (Ellen Burstyn) zu ihrer Tochter – und meint es als Kritik. Doch mit Erwartungsdruck hadern auch die Erwachsenen, denn Chris kommt mit der Doppelbelastung als Hollywoodstar und Mutter nicht zurecht.

Der Dämon Pazuzu weiß solch fragile Beziehungen zu nutzen, gerade in Zeitenwenden – der Mensch ist ihm generell zu übermütig –, und er hat Humor. Nachdem er sich Regans bemächtigt hat, muss das Mädchen zu einem Astronauten, der trotz des Endes des Apollo-Programms zum Mars fliegen will, sagen: „Du wirst sterben dort oben." Besser noch sind die Wortspiele von Pazuzu, der sich bei Kids als „Captain Howdy" vorstellt: „Das alles ist ja – mirabile dictu – kaum zu glauben!"

Denn „Der Exorzist" dreht sich um Glaubenskrisen. Nicht nur um Krisen von technischem Fortschritt oder weiblicher Emanzipation – es geht auch um den Verlust religiösen Glaubens. Pater Karras (Jason Miller) vertraut der Psychiatrie mehr als der Bibel, befürwortet die medizinische Behandlung von Regans angeblicher „Schädigung des Schläfenlappens". Karras ist die eigentliche Hauptfigur, Stellvertreter aller vom Glauben Abgefallenen. „Wenn du nicht Priester wärst, wärst du ein Psychiater", sagt sein Bruder – Psychoanalyse ist die neue Religion. Um den Exorzisten, Pater Merrin (Max von Sydow), geht es weniger – das Werk ist so unglücklich betitelt wie William Peter Blattys Romanvorlage.

Dafür ist der Exorzisten-Gehilfe Karras am Ende wieder voll da. Festigung des Glaubens entsteht durch die ritualisierte Wiederholung von Geboten, und die zwei Priester bearbeiten den Beelzebub mit fünfzehnmaligem „Die Kraft Jesu Christi bezwingt dich!"-Gebrüll. Dennoch begründet sich der Wirtswechsel des Dämons am Ende nicht in Karras' Glauben, sondern in der unchristlichen Methodik des Gottesmanns: Obszönität („Drecksviech!") und beherzte Faustschläge in die Fratze des beeindruckten Pazuzu.

Linda Blair als dämonische Regan Teresa MacNeil

Soundtechniker Robert Knudson hat den Filmton produziert, Merrins surrende Ausgrabungen im heißen Irak sind so furchteinflößend wie die Geräusche der Medizinapparate, die das Mädchen terrorisieren. Als Schauplatz mörderischer Umtriebe wiederum ist die in „Exorcist Steps" umgetaufte Treppe in Georgetown unerreicht. Und Pazuzus Make-up? Ist kaum zu ertragen, jedes Standbild ist ein Jumpscare. Den Regie-Oscar erhielt Friedkin zwei Jahre nach „Brennpunkt Brooklyn" allerdings nicht wieder.

Die 50th Anniversary Edition enthält ein BFI-Buch sowie zwei Filmfassungen, also auch den unterlegenen Director's Cut. Pazuzu ist darin zu oft zu sehen, außerdem einer der zwei berüchtigten „Spiderwalks" von Regan, die in gymnastischer Brückenlage auf allen vieren läuft. Friedkin strich die Szene ursprünglich, wollte nicht zeigen, dass der ans Bett gefesselte Dämon durchaus das Zimmer verlassen kann – und sich im Liegen einen Spaß daraus macht, uns zu quälen.

FOTO: GETTY IMAGES

Dogman

Caleb Landry Jones, Jojo T. Gibbs

Regie: Luc Besson

★★★★☆

Wird man durch ein Kostüm zu dem, der man ist, oder versteckt man sich vor sich selbst? Diese Frage stellt sich bei Doug, den die Polizei zu Beginn des neuen Films von Luc Besson mit seinem Hundetransporter aus dem Verkehr zieht. Langsam nimmt die Kamera ihn in Augenschein, fängt den schmutzigen Damenhandschuh, das rote Kleid, das prächtige Collier und die langen Haare ein, die das stark geschminkte, blutverschmierte Gesicht einrahmen, als er sich eine Zigarette ansteckt. Doug hat dank seiner Hunde gerade ein Massaker überlebt und sich zugleich des mehrfachen Mordes schuldig gemacht.

Die Rahmenhandlung bildet Dougs Verhör durch eine junge schwarze Kommissarin, die sich in seinem Schmerz selbst erkennt. Sie kitzelt aus ihm heraus, wie er zu diesem rätselhaften Freak in Frauenkleidern wurde, der nun vor ihr sitzt. „Ich mochte Verkleidungen schon immer“, eröffnet er das Gespräch, das die Hintergrundmusik für die packende Geschichte bildet, mit der Besson in Venedig gerade um den Goldenen Löwen konkurrierte. Sie taucht ein in die bittere Kindheit von Doug, dessen brutaler Vater in den Slums von New Jersey illegale Hundekämpfe veranstaltete. Als er Dougs Zuneigung für Hunde entdeckt, wirft er ihn seinen Bestien zum Fraß vor. Doch statt über ihn herzufallen, bilden sie eine Schicksalsgemeinschaft, die Doug im wahrsten Sinne des Wortes durch ein von Tief- und Niederschlägen geprägtes Leben tragen wird.

Luc Besson legt mit „Dogman“ einmal mehr einen actiongeladenen und visuell anspruchsvollen Film vor. In der Hauptrolle beeindruckt Caleb Landry Jones, der 2021 in Cannes für die Hauptrolle in Justin Kurzels „Nitram“ den Darstellerpreis erhielt. Hier nun spielt er seine geläuterte Figur mit unheimlicher Energie. Mal erinnert sein Spiel an die Verletzlichkeit des jungen Johnny Depp in der Rolle des Gilbert Grape, dann wieder an den oscarprämierten Wahnsinn von Joaquin Phoenix in Todd Phillips’ „Joker“. Einfach umwerfend! *(Kinostart: 12.10.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Die Mittagsfrau

Mala Emde, Liliane Amuat

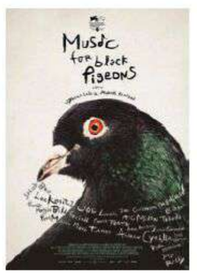
Regie: Barbara Albert

★★★½☆

Julia Francks Roman „Die Mittagsfrau“ war ein internationaler Bestseller, 2007 wurde er mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Barbara Albert hat ihn nun auf die Leinwand gebracht. Im Fokus steht Helene, die mit ihrer Schwester Martha aus der Provinz ins Berlin der 1920er-Jahre zieht. Doch während Martha sich dem Rausch der Nächte hingibt, will die wissbegierige Helene Medizin studieren, um Ärztin zu werden. Sie findet eine Stelle in einer Apotheke und lernt Karl kennen, in den sie sich unsterblich verliebt. Doch als Karl stirbt, bricht ihre Welt zusammen. Bald darauf trifft sie auf Wilhelm, einen aufrechten Deutschen, und als die Nationalsozialisten die Macht übernehmen, reibt sich ihr freies Wesen an den traditionellen Rollenbildern.

Bereits mit ihrem vorigen Film, „Licht“, hatte Barbara Albert eine Literaturverfilmung realisiert, aber während sich das historische Kostümdrama „Licht“ über eine blinde Pianistin überaus modern angefühlt hat, ist „Die Mittagsfrau“ ein klassisch anmutendes Werk geworden. Albert erzählt die Geschichte zwar aus einem modernen, feministischen Blickwinkel, stilistisch hingegen wirkt das Drama ziemlich traditionell. Anders als in vergleichbaren Produktionen wie „Eldorado KaDeWe“ von Julia von Heinz oder „Fabian“ von Dominik Graf gibt es hier keine Brüche oder narrativen Verzerrungen. Im Gegenteil wird die Historizität immer wieder bewusst durch einen ausgewaschenen Super-8-Look unterstrichen. Kostüm und Ausstattung wie auch die Dialoge bemühen sich um geschichtliche Genauigkeit. Aber in ebendieser Akkuratesse schwingen leicht streberhafte Züge mit, die präzise Recherche ist immer sichtbar, die „Hausaufgaben“ wurden gemacht.

Dass „Die Mittagsfrau“ trotzdem sehenswert ist, liegt vor allem an Mala Emde, die die streitbare Figur der Helene mit entschlossener Souveränität spielt und es schafft, auch Helenes fragwürdige Entscheidungen nachvollziehbar werden zu lassen. *(Kinostart: 28.9.)* **CORNELIS HÄHNEL**



Music For Black Pigeons

Jakob Bro, Bill Frisell

Regie: Jørgen Leth, Andreas Koefoed

★★★½☆

Er suche nicht nach Perfektion, sondern nach der richtigen Stimmung für ein Stück, sagt der dänische Jazzgitarrist Jakob Bro in diesem Film, der ihn mehr als ein Jahrzehnt begleitet. „Music For Black Pigeons“ ist eine Dokumentation im besten Sinne, weil sie in der Begleitung des Musikers festhält, wer den modernen Jazz voranträgt und was ihn ausmacht. In eingeschobenen Porträts fängt der Film dabei die Philosophie und Herangehensweise von Größen wie Lee Konitz, Mark Turner, Bill Frisell oder Paul Motian ein und zeigt, in welche Welten sie die Musik bei Aufnahmen und Live-Sessions trägt. Im Mittelpunkt stehen die Magie der Begegnung, das experimentelle Rollen von Klang und Rhythmus sowie der Spaß, einfach miteinander spielen zu können. *(Kinostart: 21.9.)* **TH**

Rose

Sofie Gråbøl, Lene Maria Christensen

Regie: Niels Arden Oplev

★★★½☆

1997. Ellen unternimmt mit ihrem Mann und ihrer Schwester Inger eine Busreise nach Paris. Doch für alle Beteiligten wird es ein ganz besonderer Trip, denn Inger ist schizophren. Als sie sich in Paris auf die Spur einer verflossenen Liebe begibt, beginnt für die Reisegruppe ein besonderes Abenteuer. In Skandinavien war „Rose“ ein Überraschungserfolg, und das, obwohl (oder gerade weil) der Grundkonflikt der Tragikomödie sehr vertraut daherkommt. Niels Arden Oplev inszeniert den Roadtrip mit den bekannten Zwists und Twists und hat eine Notfallreserve Kitsch im Gepäck. Doch der Film kippt trotzdem nie ins Rührselig-Schmonzettenhafte, sondern bewahrt sich durch seinen Humor einen ruppigen Charme, der über die Schwächen hinwegtröstet. *(Kinostart: 28.9.)* **CH**

Das Tier im Dschungel

Anaïs Demoustier, Tom Mercier

Regie: Patric Chiha

★★★½☆

May Bartram und John Marcher sind sich vor Jahren schon einmal begegnet, plötzlich stehen sie sich unerwartet erneut gegenüber. John ist wie schon damals von dem Gedanken ergriffen, dass das Leben ein ungewöhnliches Ereignis für ihn bereithält. Dieses ungreifbare Etwas warte auf ihn, wie ein „Tier im Dschungel“. May fasziniert der Gedanke, Zeugin dieses Moments zu werden. Sie beschließt, mit John auf das zu warten, was das Schicksal für ihn bereithält.

Eine Geschichte von Henry James bildet die Vorlage für Patric Chihas neuen Film. Der Österreicher, der mit seinem queeren Kino immer wieder für Aufsehen sorgt („Brüder der Nacht“, „Si c’était l’amour“), hat die Handlung aus einer Londoner Villa in einen Pariser Club verlegt, in dem John und May 1979 aufeinandertreffen. Ein Vierteljahrhundert werden sie in dieser abgeschiedenen Unterwelt verbringen, während außerhalb der heiligen Mauern François Mitterrand Frankreichs Jugend hoffen lässt, Berlin die Wiedervereinigung feiert und in New York die Zwillingstürme fallen.

Von all dem dringt wenig in diesen namenlosen Club, den Chiha mal wie das legendäre Studio 54 in New York, dann wieder wie den Berliner KitKatClub in Szene setzt. Stattdessen schlägt sich die Aids-Epidemie nieder, aber auch die Entwicklung der Musik, der Mode und der Clubkultur hinterlässt ihre Spuren. May und John beobachten als stille Zeugen das Geschehen, rücken aus dem Zentrum an den Rand, bis sie bald außerhalb der Zeit zum Stillstand kommen. Der Film bleibt in dieser permanenten Warteschleife, die mit Anaïs Demoustier und Tom Mercier zwei der charismatischsten Schauspieler ihrer Generation aussitzen. In jedem Blick und jeder Geste glimmt das Leben auf, das sie verpassen. Die große Béatrice Dalle („Betty Blue“, „Lux Æterna“) gibt die geheimnisvolle Türwächterin, die aus der irdischen Wirklichkeit in die lustvollen Welten führt. Das ist große Kunst. In der Passivität der Akteure aber ist dieser Film nur schwer auszuhalten. *(Kinostart: 5.10.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

The Lost King
Sally Hawkins, Steve Coogan
Regie: Stephen Frears
★★★½☆

Im Februar 2013 bestätigten Experten der Universität Leicester vor den Kameras der Weltpresse, dass man unter dem betonierten Parkplatz des Sozialamts in der britischen Stadt die seit 500 Jahren verschollenen Gebeine von König Richard III. gefunden habe. Sie verschwiegen dabei die Tatsache, dass erst die Hartnäckigkeit der Hobbyhistorikerin Philippa Langley die Ausgrabung ermöglicht hatte. Richard III. war der letzte Herrscher aus dem Haus Plantagenet, er fiel in der Schlacht gegen Heinrich VII. Die Geschichte zeichnet von ihm das Bild eines Thronräubers, dessen Brutalität nicht einmal vor seinen Neffen haltmachte. In William Shakespeares „Richard III." beschreibt sich der Monarch selbst als „gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend, dass Hunde bellen, hink ich wo vorbei".

Stephen Frears' freie Verfilmung der Suche nach den Überresten des verschollenen Königs beginnt bei Philippa Langley und ihrer Lebenskrise. Gesundheitlich angeschlagen, kommt sie im Job nicht voran, zudem steht ihre Ehe vor dem Aus. Als sie mit ihrem ältesten Sohn eine Aufführung von Shakespeares Klassiker besucht, gerät sie in den Bann des verfemten Königs. Der begegnet ihr fortan mitten am Tag auf der Straße oder wartet nachts im Vorgarten auf sie. Bald schon spricht sie mit ihm, und sie begibt sich auf die Mission, seine leiblichen Überreste zu finden und ihn zu rehabilitieren. In ihrer Agentur meldet sie sich krank, um mithilfe von Amateurhistorikern und Mittelalter-Freaks die wahre Geschichte des verkannten Monarchen zu rekonstruieren. Ihre Suche führt sie nach Leicester, wo sie sich gegen männliche Macht und wissenschaftliche Hybris durchsetzen muss.

Das ist alles etwas viel, aber Sally Hawkins macht den überfrachteten Film zu einem unterhaltsamen Ereignis. Die zweifache Oscarkandidatin brilliert als vielfach unterschätzte Frau, die gegen Windmühlen kämpft, um zu beweisen, dass sie es verdient, ernst genommen zu werden. *(Kinostart: 5.10.)*

THOMAS HUMMITZSCH

Das Köche-Team der „Küchenschlacht"

TV

DIE LIEBE ZUM PRODUKT

Der Klassiker der Kochsendungen: Die nachmittägliche „Küchenschlacht" mit Profis und leidenschaftlichen Amateuren im ZDF

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Während die spätabendlichen Kochsendungen von Kerner und Lanz sich verlaufen haben und auch das samstägliche „Lafer! Lichter! Lecker!" abgesetzt wurde, gibt es noch immer die nachmittägliche „Küchenschlacht" – seit 15 Jahren und mehr als 3500 Sendungen. An jedem Wochentag um 14.15 Uhr kochen zunächst sechs, am Freitag dann nur noch zwei Hobbyköche unter Aufsicht eines Profis.

Diese Sendung hat Verehrer nicht bloß unter älteren Menschen. Manche jungen Menschen haben mit dem Kochen erst begonnen, weil sie die „Küchenschlacht" gesehen haben und sich als Kandidaten bewerben wollen. Schwäbische Hausfrauen, ostfriesische Feuerwehrleute, italienische Balletttänzerinnen und österreichische Versicherungsmakler bemühen sich unter Zeitdruck und den Fragen des Zeremonienmeisters. Am Ende kommt ein Juror, oft ein Sternekoch, und verkostet die Speisen an einem runden weißen Tisch. Ein Gericht wird es nicht schaffen.

Unter den Moderatoren sind die erfahrensten Fernsehköche des Landes. Die strenge Cornelia Poletto behält die Zügel souverän in der Hand und kocht lässig nebenbei. Mario Kotaska ist ein charmanter Plauderer. Nelson Müller ist der joviale Launebär. Die größte Kanone in der „Küchenschlacht" ist aber Johann Lafer. Der schnauzbärtige Steirer spricht immer zu laut, ja er ruft ins Studio. „Mein Liabba, herzlich willkommen!" Am besten gefallen ihm die Speisen, die er selbst zubereitet. Zärtlich kostet er seine Frikadellen aus Kichererbsen und lobt sich: „Ich könnte sie nicht besser machen!" Mit der Behutsamkeit eines Pianisten beugt er sich über eine Schüssel Salat oder schneidet ein Stück Fleisch an. Dann kaut er langsam und grient. „Das braucht noch Wumms! Noch etwas Salz dran, verstehst?" Oder: „Das ist die perfekte Mischung. Außen verbrannt und innen noch kalt." Einem begabten Brasilianer ruft er entgegen: „So, Brasilien. Karneval! Woas moachst in Flensburg?" Andererseits geizt der Gemütsmensch nicht mit Lob.

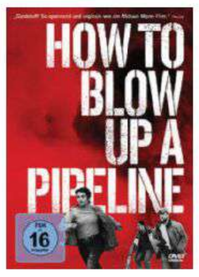
Bei dieser Sendung waltet eine im Fernsehen ungewöhnliche Ernsthaftigkeit

Die eigentliche Verkostung ist immer auch ein Fest der Semantik, denn nicht einmal Johann Lafer labert dem Juror dazwischen. Und die Hobbyköche werden von den Experten niemals vorgeführt. Es waltet eine im Fernsehen ungewöhnliche Ernsthaftigkeit. Köche nennen es wohl „Liebe zum Produkt".

FOTO: ZDF/ GUNNAR NICOLAUS ILLUSTRATION: STUDIO PONG

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT



How To Blow Up A Pipeline
Ariela Barer, Forrest Goodluck
Regie: Daniel Goldhaber
★★★½☆

Mit dem Manifest „Wie man eine Pipeline in die Luft jagt“ machte der schwedische Ökologe Andreas Malm vor drei Jahren auf sich aufmerksam. Darin fordert er angesichts des fortschreitenden Klimawandels nichts Geringeres als die Eskalation des Protests gegen den Verbrauch fossiler Brennstoffe, die aktive Zerstörung klimaschädlicher Infrastrukturen.

Der US-Regisseur Daniel Goldhaber, der in seinem beeindruckenden Debüt „Cam“ (bei Netflix) den Horror der Web-Pornografie vor Augen führte, hat Malms Sachbuch nun in einen politischen Thriller über die Radikalisierung des Protests überführt. Der Film begleitet acht junge Umweltaktivist:innen, die sich aus völlig unterschiedlichen Motiven zusammentun, um die Pipeline eines texanischen Ölkonzerns in die Luft zu sprengen. Da ist Xochitl, die bei einer verheerenden Hitzewelle ihre Mutter verloren hat. Ihre Freundin Theo ist schwer krank, weil sie in der Nähe einer Chemieanlage aufgewachsen ist und nun die fatalen Folgen der Umweltverschmutzung zu spüren bekommt. Michael musste zusehen, wie die Naturschätze seiner indigenen Vorfahren durch Fracking zerstört wurden. Dwayne und seine schwangere Frau wurden für ein Ölgeschäft enteignet und vom eigenen Grund und Boden vertrieben. Gemeinsam mit vier anderen rühren sie den Sprengstoff an, bringen die selbst gebauten Fassbomben an zwei Schlüsselstellen an und schreiten wohlorganisiert zur Tat, um den Ölpreis in die Höhe zu treiben.

Daniel Goldhaber erzählt diese Sabotage als Thriller, der zwischen den Geschichten der einzelnen Figuren und der Planung des Anschlags hin und her wechselt. Dabei zeigt er, wie komplex so ein Vorhaben ist und was es an Planung, Vertrauensvorschuss und Risikobereitschaft bedarf, um den Protest gegen umweltschädliche und oft staatlich geschützte Konzerne zu radikalisieren. Ob es sich dabei letztlich um Selbstjustiz oder einen verzweifelten Akt der Notwehr handelt, lässt Goldhaber sein Publikum am Ende selbst entscheiden. *(DVD, Plaion, ab 28.9.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Larson in „Eine Frage ...“

Eine Frage der Chemie ★★★½☆
Brie Larson, Aja Naomi King, Lewis Pullman

Die 50er-Jahre sind so etwas wie das Mittelalter des 20. Jahrhunderts – zumindest was die Rolle der Frau angeht. Und auf diese Zeit zurückzublicken ist nur deshalb einigermaßen erträglich, weil man weiß, dass dann bald das Zeitalter der Aufklärung beginnt und es zumindest allmählich besser wird. Trotzdem fällt es schwer, mitansehen zu müssen, wie die hochbegabte Chemikerin Elizabeth Zott (Brie Larson) in dem Labor, in dem sie arbeitet, statt ihre eigenen Forschungen machen zu dürfen, zur Teilnahme an Schönheitswettbewerben gezwungen wird, wie sie schwanger ihren Job verliert, wie Männer ihre Forschungsergebnisse stehlen. Dass sie dann der Star einer Kochshow wird, ist nur der Trostpreis. Auch wenn Fans von Bonnie Garmus' Buch einige Nuancen der Story vermissen werden, erweist sich die Serie als hübsches Bindeglied zwischen „Mrs. Maisel“ und „Funny Woman“. *(Apple TV+)* **GR**

Last Exit Schinkenstraße ★★★☆☆
Heinz Strunk, Marc Hosemann, José Barros

Heinz Strunk ist nun schon so lange mit seinen Romanen der Liebling des literarischen Feuilletons, dass man fast vergessen hat, wie albern er sein kann. „Last Exit Schinkenstraße“ erinnert einen aber wieder daran. Strunk ist Autor der Comedyserie und gibt sich bereitwillig als Hauptfigur mit viel zu kurzer Ponyfrisur der Lächerlichkeit preis. Peter ist ein Saxofonist, der mit dem Trompeter Torben (Marc Hosemann) sein Glück am Ballermann versucht. Bei dieser deftigen, manchmal etwas anstrengenden Persiflage voller Oneliner und Gastauftritte (Mickie Krause, Olli Schulz, H.P. Baxxter, Katharina Wackernagel, Bjarne Mädel) ist Strunk auch erschütternd gut darin, Festzeltkracher zu erfinden („Du sollst nicht lecken, bevor es tropft“). *(Amazon Prime Video)* **GR**

The Changeling ★½☆☆☆
LaKeith Stanfield, Clark Backo, Adina Porter

Als „Märchen für Erwachsene“ wird „The Changeling“ verkauft – eine achtteilige Serie, die auf dem gleichnamigen Bestseller von Victor LaValle basiert. Tatsächlich ist es eine krude Horrorstory, die in verschiedene Bausteine zerfällt, die nicht recht zusammenpassen. Da ist die Geschichte einer schwarzen Familie in New York City, die diverse Traumata weiterträgt. Dieser Teil ist ziemlich stimmig und LaKeith Stanfield als Apollo Kagwa, ein tapsiger Bücher-Nerd, der nach dem Boxer in „Rocky“ benannt wurde, sehr sympathisch. Dann dreht seine Ehefrau Emma (Clark Backo) durch, aber nicht auf die übliche Weise, wie junge Mütter das halt manchmal tun, weil alles viel zu viel ist. Hier kippt „The Changeling“ ins Grotesk-Bizarre, nach dem krassen Schock-Moment (mit einem Hammer, natürlich) bleibt die Serie düster und brutal – und ergibt leider auch wenig Sinn. *(Apple TV+)* **BF**

Barbie
Margot Robbie, Ryan Gosling
Regie: Greta Gerwig
★★★★★

Das ist ein großartiger Film. Ein Meisterwerk. Ein exemplarischer Ausdruck unserer Epoche. Wenn Sie in diesem Jahr nur einen Film sehen wollen zur Lage der Geschlechterverhältnisse, des Kapitalismus, der gesellschaftlichen Emanzipation und deren unaufhebbarer Verschwisterung mit der jede Emanzipation sogleich wieder in ihr Gegenteil verkehrenden, zugleich verächtlichen und in ihrer überragenden Intelligenz allen Staunens und aller Bewunderung werten Kulturindustrie - dann sehen Sie sich den „Barbie“-Film an! Er ist gleichermaßen feministisch und antifeministisch. Er bringt Frauen ins Bild, die sich ihrer Fesseln entledigen, und feiert sie für die glamouröse grazile Weise, in der sie sich im Folgenden wieder neue Fesseln anlegen lassen, weil sie diese für einen Ausdruck der Freiheit halten. Der „Barbie“-Film verspottet Männer bei dem Versuch, in einer von Frauen beherrschten Welt ein Patriarchat zu errichten, und gibt den verspotteten Männern zugleich viel mehr Raum und filmische Zeit als den kraftvollen Frauen. Er tut so, als würde er das Patriarchat der Kulturindustrie kritisieren, und hat dabei wie kein anderer Film in diesem Jahr geholfen, einer patriarchalen Kulturindustrie-Marke - Mattel - gigantische Umsatz- und Profitzuwächse zu bescheren. Das ist so toll! Noch toller ist nur, dass mit Barbie eine Spielzeugfigurenmarke zur stärksten Umsatzbringerin des Kinojahres geworden ist, die nicht zum Marvel- oder einem sonstigen Superhelden-Universum gehört. Das macht der Industrie Mut, es auch mal mit anderen Marken zu versuchen, wenn es um die Entwicklung eines Blockbusters geht. Der Mattel-Konzern hat nach dem phänomenalen Erfolg von „Barbie“ gleich 45 (in Worten: fünfundvierzig) weitere Projekte aus seinem Universum angekündigt: J.J. Abrams will etwas Düsteres mit den Spielzeugautos der Hot-Wheels-Reihe anstellen, und mit besonderem Interesse erwarten wir einen Film, der auf der Grundlage des Kartenspiels Uno in der Rap-Szene von Atlanta angesiedelt sein soll. *(DVD, Warner, ab 26.10.)* **JENS BALZER**

FOTO: APPLE TV+

Bücher

NACHT VOLL SCHATTEN

Großartige, avantgardistische, tief berührende Coming-of-Age-Variation

Von BIRGIT SCHMITZ

Max Porter war 34 Jahre alt und rechnete nicht damit, dass sich für seinen ersten Roman jemand interessieren könnte. Er wusste es sogar besser: Als Lektor beim renommierten Verlag Granta in London konnte er ziemlich gut abschätzen, dass ein Roman über zwei Söhne in Trauer, einen verzweifelten Vater nach dem plötzlichen Tod seiner Frau und den Besuch einer sprechenden Krähe kaum eine Chance haben würde. Nicht zuletzt weil Porter nicht klassisch erzählt: Er löst Sätze, Wörter auf, bis nur Fetzen auf dem Blatt stehen, sprunghaft, extrem verdichtet, voller Anspielungen aus Musik, Kunst und Literatur. Nicht der Stoff, aus dem Bestseller gemacht sind. Doch es kam anders. „Trauer ist das Ding mit Federn“ gewann einen Preis, einen zweiten, dritten, dann noch ein paar Nominierungen, Übersetzungen in 27 Sprachen. Hymnisch gefeiert von den Medien, aber vor allem: klug und wahrhaftig, berührend und lustig. Vielleicht immer noch kein Bestsellerstoff, aber ein Buch, das auf ewig einen Platz im Regal haben wird.

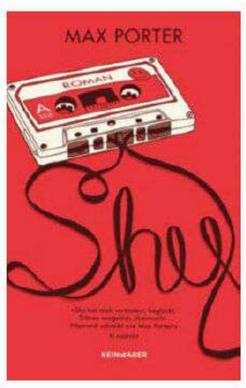
Inzwischen ist sein dritter Roman erschienen, und – ebenso unwahrscheinlich wie sein erster Erfolg – Porter wird immer besser. In „Shy“ mischt er nun die Komponenten zerrüttete Familienverhältnisse, Coming of Age und magischer Realismus einmal mehr neu.

Schon lange durchschaut kein Erwachsener – Mutter, Stiefvater, Erzieher – das innere und äußere Chaos von Shy. Nachdem er „gekokst, geraucht, geflucht, gestohlen, gestochen, geschlagen, gelauert, Reißaus genommen, einen Escort geschrottet, einen Laden zerlegt, ein Haus verwüstet, eine Nase gebrochen“ hat, ist er jetzt in einer Anstalt für „psychisch vulnerable Jugendliche mit besonderem Betreuungsbedarf“, oder anders ausgedrückt: „einen Haufen minderjähriger Straftäter auf steuerfinanzierter ländlicher Kur“. Was genau Shy so abgefuckt hat, ist schwer zu sagen. Nicht alles lässt sich mit den krassen sozialen Verhältnissen der britischen Unterschichten erklären. Shy ist ein sensibler Junge, aufmerksam gegenüber Heuchelei aller Art, versessen auf Musik, blind in seiner Gewalttätigkeit. Mitten in der Nacht verlässt er das Heim, auf den Ohren Drum-’n’Bass, im Kopf vage Gedanken, Soundbites, kleine Fetzen aus Gesprächen, undeutliche Erinnerungen. Angeordnet in halben Sätzen auf der Seite, unterbrochen durch Regieanweisungen aus einer Doku über die „Last Chance School“ – alles nur angedeutet wie Halbschatten des Waldes, durch den sich Shy mühsam seinen Weg bahnt. Formal eine Zwischenwelt, gebaut aus Klang, Slang und einem Stream of Consciousness.

In dieser Nacht wird etwas geschehen. Seit Salingers „Fänger im Roggen“ sind sich alle Coming-of-Age-Romane ähnlich: ein irgendwie verlorener junger Mann, eine sehr überschaubare Zeitspanne (bei Salinger eine Woche, hier sechs Stunden), Schuleschwänzen, Gewalt, Ausbruch und ein Erlebnis, mit dem ein für alle Mal die Kindheit endet. Last Chance ist ein ziemlich fürchterlicher Name für eine Besserungsanstalt. Doch Shy empfindet es genau so. Als die Schule in Luxuswohnungen umgewandelt werden soll, fühlt er sich auch noch um seinen letzten Ausweg betrogen.

Coming of Age kommt vielleicht auch deshalb nicht aus der Mode, weil jedes Jahrzehnt seinen ganz eigenen Hindernisparcours für junge Menschen aufbaut. Hier ist es England um 1995, und alles riecht nach CK One. Heime werden nicht mehr von tyrannischen Priestern geleitet, Mütter ignorieren die Probleme ihrer Kinder nicht mehr, um heile Welt zu spielen, und Stiefväter sind – am Ende dann doch Vollpfosten. Manche Dinge ändern sich eben nie. Porter hält sich an die Logik des Coming of Age, doch auch wieder nicht. In dieser unheimlichen Nacht wird Shy nicht erwachsen, aber er bekommt die Möglichkeit, eines Tages zu verstehen, dass alles, was wir in der Nacht zu sehen glauben, im Morgengrauen ihren Schrecken verliert. Er hat Menschen um sich, die sich jedenfalls bemühen, und Shy wird nicht aufgeben, weil er nicht aufgeben wird.

Bleiben noch zwei Dinge: Sosehr ich verstehen möchte, dass es Porter auch immer um Klänge und Rhythmus geht – sprechende Namen sind einfach aufdringliche kleine Biester. Und wann kommt endlich das Nie-mehr-Bilder-von-Kassetten-auf-Büchern-in-denen-es-irgendwie-um-Musik-geht-Gesetz?



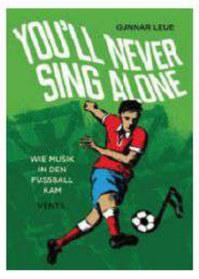
Max Porter

Shy

KEIN & ABER

★★★★★

ILLUSTRATION: STUDIO PONG



Gunnar Leue
You'll Never Sing Alone
★★★★★

Epische Historie der Ehe zwischen Fußball und Pop

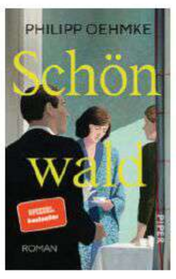
Der Untertitel „Wie Musik in den Fußball kam“ klingt klassisch retro. So wie der Schunkelchor „Fußball ist unser Leben“, den die Nationalmannschaft zur WM 1974 in der alten Bundesrepublik eingesungen hat. Allein das von den Kickern intonierte Kurven-Echo „Ha! Ho! Heja heja he! Ha! Ho!“ gilt als großer Moment der Pop-Historie.

Songschreiber war seinerzeit der Schlagerkönig Jack White, der vor seiner Musikkarriere im Trikot von Tennis Borussia Berlin aufgelaufen ist. Der amerikanische Indie-Gott Jack White wiederum komponierte mit dem Indie-Kracher „Seven Nation Army“ 2003 ebenfalls einen legendären Fußballstadion-Song. Allerdings unfreiwillig – waren es doch, der Legende nach, die Fans des belgischen Clubs Brugge KV im UEFA-Cup-Spiel gegen AC Mailand, die das markante Riff der White Stripes erstmals auf die Tribüne brachten.

Bereits an diesen Momentaufnahmen wird deutlich, wie bizarr und abenteuerlich die Hassliebe der Showbiz-Milliardenindustrien Fußball und Popmusik ist. Eine Nerd-Wissenschaft, die Union-Berlin-Aficionado Gunnar Leue in vielfältigster Vielfalt auf 256 Seiten auffächert. Es verdankt sich seiner musealen Privatsammlung von Plattencovern sowie seiner DDR-Biografie (mit tollen Ossi-Anekdoten), dass seine reich bebilderte Kicker-Pop-Saga schön schillernd geraten ist. Ein bald unverzichtbares Standardwerk.

Leues Epos startet mit den ersten Clubgründungen in den 1870er-Jahren und endet mit einer von einem KI-Chatbot getexteten Fantasy-Fußballhymne für einen fiktiven Verein in Rot und Weiß. Er widmet sich den Anfängen des Fan-Supports und singenden Fans wie Rod Stewart. St.-Pauli-Unterstützer Thees Uhlmann übernimmt das Vorwort, und am Ende steuert „You'll Never Sing Alone“ auf Ultrahymen in Zeiten des Ultrakapitalismus hin. Welche Tribünenlieder singen wohl saudi-arabische Scheichs, wenn der alternde Posterboy Neymar seine 100-Millionen-Schecks eincasht? *(Ventil)*

RALF NIEMCZYK



Philipp Oehmke
Schönwald
★★★★½

Gesellschaftsroman über eine verkorkste Familie

Seine journalistische Laufbahn begann Philipp Oehmke Mitte der Neunziger bei der Zeitschrift „Tempo“, einer Art „Bravo“ für die Generation X. Titelgeschichten damals hießen etwa „Tabu unbefriedigte Frau“, „Für wie viel Geld tut man alles?“ oder „Werden wir alle schwul?“. Aber eigentlich ging es in jeder „Tempo“-Ausgabe immer nur um die drei Grundfragen des Lebens: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?

2001 veröffentlichte der Autor und Schöpfer der Bezeichnung „Generation X“, Douglas Coupland, ein Buch mit dem Titel „Alle Familien sind verkorkst“. 22 Jahre später erscheint nun Oehmkes erster Roman mit genau diesem Thema.

Drei Geschwister in der Mitte ihres Lebens und ihre Eltern im Seniorenalter treffen sich anlässlich der Eröffnung eines Buchladens in Berlin. Es werden Vorwürfe gegen die Familie erhoben. Bislang galt, dass überhaupt erst die Beschäftigung mit Problemen Wunden verursache; Konflikte auf sich beruhen zu lassen sei hingegen das Erfolgsgeheimnis einer glücklichen und angesehenen Familie. Doch die Ereignisse schaukeln sich im Laufe der Geschichte immer mehr hoch, und was zunächst nur ein Verdacht war, wird immer klarer und kann schließlich nicht mehr geleugnet werden.

Die offenen und verdeckten Demütigungen und Kränkungen, die sich die Familienmitglieder antun, werden von Oehmke eindrucksvoll beschrieben. Er arbeitet mit verschiedenen Erzählsträngen und Rückblenden und bringt so das Fundament und die Statik des Lügenkonstrukts der einstigen Vorzeigefamilie Schönwald zur Erscheinung.

Eigentlich handeln die 550 Seiten des Romans aber von den drei oben genannten Grundfragen. Die Familienmitglieder müssen sie sich immer wieder neu stellen und ihre eigenen Antworten finden. Zwar ist das dann immer noch nicht die endgültige Wahrheit. Aber vielleicht dürfen sie sich mehr auch nicht erhoffen. *(Piper)*

STEPHAN TIMM

Sara Gran
Das Buch der kostbarsten Substanz
★★★★☆

Auf der Jagd nach dem weiblichen Ejakulat

Eine frustrierte, auf seltene Bücher spezialisierte Antiquarin, ein magisches Buch über weiblichen Lustnektar und eine Horde reicher alter Männer, die scharf darauf sind: Das klingt so bescheuert, dass man es nie anfassen würde, stünde nicht „Sara Gran“ auf dem Cover. Denn die in New York und L.A. gestählte Fiftysomething garantiert nicht nur Crime Fiction auf allerhöchstem Niveau, sondern vermag auch absolut cool über Sex zu schreiben. Ihre Schilderung der Jagd nach dem obskuren Objekt, das schon Aleister Crowley faszinierte, führt die Protagonistin Lily von New York über New Orleans nach Europa. Sie taucht ein in die Welt dunkelster Begierden und gerät am Ende selbst in den Strudel satanistischer Rituale. *(Suhrkamp)*

GUNTER BLANK

A.D.G.
Die Nacht der kranken Hunde
★★★★☆

Wiederentdeckter französischer Noir-Klassiker

Alain Fournier alias A.D.G. zählte Anfang der Siebziger neben Jean-Patrick Manchette zu den Begründern des französischen Néo-Polar. Beide teilten eine anarchistische Grundhaltung, doch während Manchette sich linksradikal gab, entwickelte A.D.G. sich sukzessive nach rechts. Was nicht heißt, dass seine Bücher zwangsläufig schlechter wurden. „Die Nacht der kranken Hunde“ belegt dies nachdrücklich. Ein Provinzkaff wird erst durch eine Truppe Hippies und dann durch den Mord an einer bigotten alten Dame aus seinem Trott gerissen. A.D.G. inszeniert jedoch keinen Hippie-Spießer-Krieg, sondern lässt seinen antibourgeoisen Impulsen freien Lauf und eskaliert das Ganze zu einem aberwitzigen Spektakel. *(Elsinor)*

GB

Emma Cline
Die Einladung
★★★★☆

Roman über eine Hochstaplerin

Viel ist von Alex nicht bekannt, außer dass das 22-jährige Escort-Girl in New York stets auf einen „monatlichen Cashflow“ angewiesen ist, dass sie sich ziemlich viele Tabletten einschmeißt und früh gelernt hat, besser „ein paar Unwahrheiten aufrechtzuerhalten“. Alex ist eine Meisterin der Manipulation, zugleich so naiv und verträumt wie ein Mädchen, das denkt, alle Probleme würden von selbst verschwinden.

Zu Beginn lernen wir sie in den mondänen Hamptons kennen. Meeresrauschen, Sonne. Zu Hause würden Mietschulden und die Drohungen eines zwielichtigen Ex-Freiers ihre momentane Situation überschatten. Alex befindet sich damit nicht unbedingt in der Welt der Schönen, aber in der Welt der Reichen allemal. Genauer gesagt im Haus ihres wesentlich älteren Sexpartners Simon. Ein perfektes Setting für den amerikanischen Albtraum. Die Siedlungen dort seien „archetypische Querschnitte durch die Machtgefüge Amerikas“, sagte die Autorin Emma Cline jüngst. „Als hätte man New York da noch einmal aufgebaut, auf begrenztem Raum, sodass die Klassen- und Machtsysteme und ihre pathologischen Dimensionen noch deutlicher sichtbar werden.“

Alex weiß, wie man sich benimmt, wie man sich an die Codes hält. „Es war immer ratsam, keine Komplimente über das Haus zu machen, um keine Unvertrautheit mit derlei Wohnsitzen anzudeuten.“ Dann aber hält sie sich einen Moment nicht an die Spielregeln – und Simon wirft sie auf die Straße. Jetzt muss die obdachlose Alex auf ihrer Mini-Odyssee die Eitelkeiten ihrer diversen Zufallsbekanntschaften bedienen – für einen Schlafplatz oder eine Nase Koks.

Emma Cline galt einst als literarisches Genie. Ihr Romandebüt, „Girls“ von 2016, handelte von einem höllischen, Charles-Manson-haften Sommer. Das war mörderisch gut erzählt, wegen der gewollten Perfektion manchmal zu leblos. Nun hält sie vieles in der Schwebe (auch das Ende) – und genau das macht dieses Buch so lebendig. *(Hanser)*

PHILIPP HAIBACH

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

When the night shows, the signals grow on radios/ All the strange things they come and go, as early warnings/
Stranded starfish have no place to hide/ Still waiting for the swollen Easter tide/
There's no point in direction, we cannot even choose a side ...

When the flood calls you have no home, you have no walls/ In the thunder crash you're a thousand minds, within a flash/
Don't be afraid to cry at what you see/ The actor's gone, there's only you and me/
And if we break before the dawn, they'll use up what we used to be ...

Lord, here comes the flood/ We'll say goodbye to flesh and blood/
If again the seas are silent, in any still alive/ It'll be those who gave their island to survive/
Drink up, dreamers, you're running dry

„Here Comes The Flood", Peter Gabriel *„Peter Gabriel 1"*, 1977

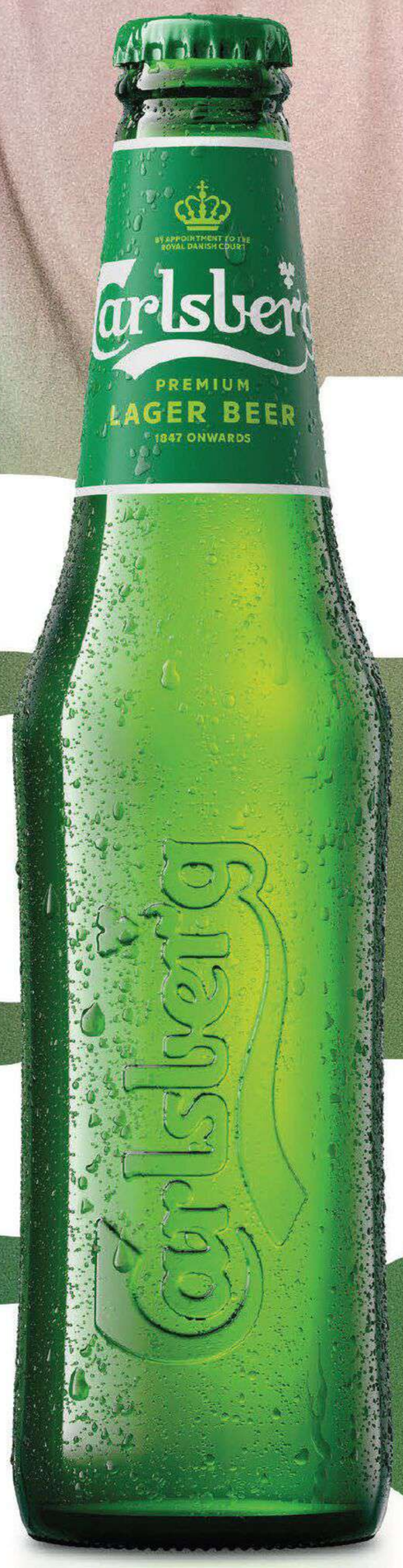
Das Foto enstand am Set von „Deliver Us". Der Film hatte am 29. August Premiere in den USA.

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das einundsechzigste.

DER MOMENT, WENN
DIE PLAYLIST ZÜNDET?

*

PROBABLY.



Probably the best beer in the world

DENON®

Wir alle nehmen Klang anders wahr. Warum also hören wir alle gleich? Die Denon PerL Pro sind die einzigen Premium-True Wireless-Kopfhörer, die sich perfekt an Dein Gehör anpassen. Erlebe perfekt auf Dich abgestimmten Klang mit verlustfreien und räumlichen Audiotechnologien.

Denon PerL Pro

Die Evolution des personalisierten Sounds.

www.denon.com